GUSTAV SCHAL

Klaus Störtebeker

und die Vitalienbrüder



GUSTAV SCHALK:

Klaus Störtebeker

und die Vitalienbrüder

Als Klaus Störtebeker, ein Ritter und Seeheld besonderer Art, sich mit dem Seeräuberhauptmann Gödecke Michel, dem Anführer der Vitalienbrüder, verbündete, beherrschte er nicht nur die Ostsee, auch für die Hamburger Kaufleute war er der Schrecken des Meeres. Von Helgoland aus bewachte er den Ausgang der Elbe, und nur schwer war es möglich, seinen Raubzügen zu entgehen.

Da rafften sich die Kaufleute in den großen Handelsstädten der Ostsee zu einer entschlossenen Gegenwehr auf. Mitten hinein in diese Kämpfe der Hansa gegen das Seeräuberunwesen führt uns diese Erzählung, in der wir den Aufstieg eines echten Hamburger Jungen erleben. Hermann Nyenkerken fährt zunächst auf seines Oheims Hansakogge „Der Walfisch", gerät aber bald in die Gefangenschaft des gefürchteten Störtebeker. Nun muß er widerwillig in seinen Diensten Seemann bleiben, und wie sehr er auch auf Flucht sinnt, es will sich ihm keine rechte Gelegenheit bieten. Er ist mittlerweile ein tüchtiger Kapitän geworden, von der Gunst des Störtebeker ausgezeichnet. Da gelingt ihm endlich nach einem Überfall auf die Insel Neuwerk eine nächtliche Flucht, und als die Hamburger nach Jahren eine kriegstüchtige Kogge ausrüsten, um den Störtebeker zu fangen, da wissen sie keinen Würdigeren, dem sie das Schiff anvertrauen könnten, als Nyenkerken. Bei Helgoland wird der Seeräuber überrumpelt, gefangen nach Hamburg gebracht und hingerichtet. Nun endlich hat seine Schreckensherrschaft ein Ende! So zieht die wechselvolle Lebensgeschichte eines tapferen Hamburger Jungen vor dem Hintergrund einer großen geschichtlichen Zeit.



Klaus Störtebecker und die Vitalienbrüder

Eine Geschichte aus der Zeit der Hansa

von

Gustav Schalk

Klaus Störtebeker und die Vitalienbrüder

G U S T A

Klaus

und die

Als Klaus St
Seeheld besond
räuberhauptman
führer der Vit
herrschte er nic
die Hamburge
Schrecken des
aus bewachte
und nur schw
Raubzügen zu
Da rafften sich
Handelsstädten
schlossenen Ge
in diese Kämp
räuberunwese
in der wir d
burger Jung
kerken führ
Hansakogge
bald in die
Störtebeke
seinen Die
sehr er au
ihm keine
mittlerwei
den, von
zeichnet.
Überfall
liche Fl
Jahren
rüsten,
wissen
Schiff anw
kerken. Be
überrumpelt
bracht und
seine Schre
steht die we
tapferen H
tergrund e

GUSTA

Klaus

und die

Als Klaus S
Seeheld beso
räuberhauptm
führer der V
herrschte er
die Hambur
Schrecken d
aus bewacht
und nur sch
Raubzügen z
Da rafften s
Handelsstädt
schlossenen
in diese Kä
räuberunwe
in der wir
burger Jun
kerken fäh
Hansakogge
bald in die
Störtebeker
seinen Die
sehr er a
ihm keine
mittlerwei
den, von
zeichnet.
Überfall
liche Fl
Jahren
rüsten,
wissen
Schiff a
kerken.
überrump
bracht un
seine Sch
steht die
tapferen
fergrund



Klaus Störtebeker und die Vitalienbrüder

Eine Geschichte aus der Zeit der Hansa

von

Gustav Schalk

Mit farbigen Bildern von F. Lindner

Axel Juncker Verlag GmbH. / Berlin

1. Sankt Niklastag.

Der 6. Dezember des Jahres 1386 war ein Wintertag, wie der heilige Nikolas, dem dieser Tag geweiht ist, und die Hamburger Schuljugend, deren schönstes Fest er war, ihn sich nicht freundlicher hätten wünschen können. Eis und Schnee und heller Sonnenschein, frische, kalte Luft hatte auf alle Wangen rote Rosen hervorgeküßt, daß die Kinderaugen wie Sterne erglänzten.

Fast in jedem Hause herrschte schon früh am Morgen heller Kinderjubel. Die Knaben ließen sich kaum Zeit, die warme Biersuppe, welche dampfend auf dem Frühstückstisch stand, auszulöffeln, sie mußten sich zum fröhlichen Festzuge rüsten. Auch die Mütter und Schwestern hatten alle Hände voll zu tun, um die letzten Nadelstiche an den Mänteln, Kappen und Hüten, Fähnchen und Bannern auszuführen.

Die größte Aufregung aber herrschte im Hause des Mühlenmeisters Nyenkerken draußen am Alsterdamme. Dort wurde der Kinderbischof ausgerüstet, Hermann oder Harm, der fünfzehnjährige Sohn des Müllers. Dieses wichtige Geschäft besorgten die Mutter des Knaben, Frau Regina, und ihr Bruder, der Holzbildhauer und Maler Peter Francke, während die kleinen Schwestern und der Vater des jungen Bischofs als Zuschauer herumstanden und lachten und krittelten und bewunderten.

Draußen auf dem Damme vor den Mühlen ging der große dunkelgraue Wolfspitz spazieren; er hieß Wackermann und machte durch treuen Wachtdienst auf dem großen Wirtschaftshofe seinem Namen allzeit Ehre. Ab und zu blieb er stehen, betrachtete die Gänse und Enten auf dem offenen Wasser vor den Schleusen und

wunderte sich, daß diese zweibeinigen Kreaturen sich in der urkalten Flut so behaglich fühlen konnten. Unter den halbaufgezogenen Schützen schoß das Wasser hindurch, eilte mit Blitzesschnelle über die glatten moosgrünen Schosse und stürzte sich alsdann im Fluge tosend auf die großen Schaufelräder, daß sie sich drehen mußten und nicht festfroren, wie es manchmal an Sonntagen und in grimmig kalten Nächten geschah. Dies mächtige Wasserrauschen an den Schleusen und den Rädern und da drinnen das helle, lustige Geklapper gaben eine Musik, die Wackermanns Ohren lieblicher klang, als selbst das Trummen und Pfeifen der Ratsmusikanten und das Läuten der Glocken von den Kirchtürmen.

Holla, was war denn das? Wackermann warf den gedrungenen Kopf empor, streckte die feine weiße Nasenspitze witternd gegen das Stadttor aus und nieste darauf so kräftig, das ihm die steifen Ohren wackelten. Aus dem Mühlentor trat ein Trupp größerer Knaben heraus und kam frank und frei auf dem Damm dahergeschritten. Die Burschen trugen schwarze Kappen und graue Mäntel, einer wie der andere. Waren es Wanderburschen oder Domschüler? Gleichviel, diese Art war allzeit übermütig und hegte selbst vor dem würdigsten Hofhunde keine Achtung; Wackermann verließ deshalb, obzwar tief empört, den Damm und stellte sich in der offnen Haustür auf, um die grauen Gesellen zu erwarten.

Aber was ging da drinnen in der großen Wohnstube vor? Die kleinen Mädchen kreischten vor Lust, und selbst ihr Vater, der ernste, gestrenge Mühlenmeister, lachte aus voller Kehle. Jetzt erschollen fröhliche Stimmen auf dem Hofe, und Wackermann trabte durch den breiten Hausflur, um zu sehen, was es dort gebe. Ein junger Mensch stand da drinnen, wunderlich und prächtig gekleidet. Auf dem Haupte trug er eine haubenartige Mütze aus Samt oder Seide, goldfarbige Locken quollen darunter hervor und umrahmten wie glänzende Quasten ein frischrotes, fröhliches Knabenantlitz. Um die schlanke Gestalt wallte ein pfauenblauer Mantel, auf dem sich ein Schwarm bunter Vögel niedergelassen zu haben schien, so schillerte und gleißte er in blau-grün-goldener Pracht. Unter dem Mantel blickte ein blütenweißes Untergewand und darüber ein grünes mit goldenen Säumen hervor. Auf der Brust blinkte und blitzte wie

ein strahlender Stern ein goldenes Kreuz. Schneeweiße Handschuhe bedeckten die Hände, und die Linke hielt einen Krummstab empor.

Das war das eine Bild, das Wackermann mit Erstaunen betrachtete. Und das andere? Nun, der Schimmel war das zweite, das bravste Pferd des Mühlenhofes. Aber wie schmuck und farbenprächtig sah heute das gute Tier aus! Eine Purpurdecke mit grünen Fransen hing von seinem Rücken tief herab, seine Mähne war mit Goldfäden durchflochten, eine blauseidene Krone prangte auf seinem Scheitel, das Zaumzeug schillerte wie eitel Silber, und selbst der Schweif war mit Rosaschleifen anmutig geschmückt.

Alle Mühlenknappen und Hausmägde kamen auf den Hof und staunten und kicherten und lachten, warum sollte Wackermann nicht auch näher schreiten! Potz Wetter, wie erschrak er in freudiger Überraschung, als die blitzenden Augen des bischöflich gekleideten Knaben ihn trafen! Das war ja sein bester Freund, Harm, des Hauses jüngster Sohn! Mit einem Satze stand Wackermann vor ihm und wollte an ihm emporspringen, aber drohend fuhr der Krummstab ihm entgegen, und er wich erschrocken zurück.

Jetzt stieg der junge Bischof auf den Schimmel und saß da in seiner Pracht so stolz und kerzengerade, daß aller Augen das Bild mit Lust anschauten. Oheim Peter Francke, der Holzbildhauer und Maler, machte zweimal um Roß und Reiter prüfend die Runde, nickte beifällig und sagte in scherzendem Ton: „Ihr könnt nun ausreiten, hochwürdigster Herr, Eure Stadt Hamburg wird Euch mit Jubel empfangen.“

Alle lachten herzlich, die kleinen Mädchen hüpften und klatschten in die Hände vor Lust, und Wackermann umkreiste mit lautem Gebell die fröhliche Gruppe. Innigen Blickes betrachtete die Mutter ihren Jüngsten, und aus ihrem Herzen stieg der heiße Wunsch: „Möge doch Gott der Herr ihn einst werden lassen, was er in kindlichem Spiele hier vorstellt: Bischof von Hamburg und Bremen!“

Jetzt winkte der Mühlenmeister, und einer der Knechte sprang hinzu und öffnete das schwere, knarrende Hoftor.

Da standen draußen die Scholaren, und als nun ihr Herr und Gebieter herangeritten kam, schwenkten sie ihre schwarzen Kappen und begrüßten ihn mit begeisterten Zurufen. Der junge Bischof

winkte gnädig mit dem Krummstabe, setzte sich an die Spitze seiner Diakonen und ritt langsam dem Stadttor zu. Alle Bewohner der Mühle standen auf dem Damme und blickten dem Zuge nach. Da nickte der Mühlenmeister beifällig und sagte: „Der Junge wird sich machen, er sitzt stattlich zu Pferde.“

„Recht, wie ein wahrhaftiger Bischof“, versetzte Peter Francke.

„Wollte Gott,“ sagte Frau Regina, „aus dem Spiele würde einmal heiliger Ernst!“

Nyenkerken warf den Kopf empor und sprach: „Du glaubst doch nicht, Mutter, daß unser Junge einmal wahr und wirklich ein Bischof werden könnte?“

„Nein,“ antwortete Frau Regina errötend, „aber ein Priester könnte er wohl werden; das ist mein Herzenswunsch.“

Der Müller schüttelte kräftig sein bärtiges Haupt, wandte sich an seinen Schwager Francke und fragte diesen: „Wie ist deine Meinung darüber, Peter?“

„Den Wunsch meiner lieben Schwester in Ehren,“ antwortete der Künstler in seiner bescheidenen Weise, „aber ich kann mir den Jungen als Priester auch nicht vorstellen, eher schon meinen Paul; doch dieser wird nichts anderes werden, als ein Künstler, und ich hoffe, ein größerer, als sein Vater.“

„So?“ zweifelte der Müller und blickte etwas spöttisch drein.

„Du darfst es schon glauben!“ bekräftigte Francke. „Meister Bertram hat seine kleinen Arbeiten selbst geprüft und will den Jungen ausbilden.“

„Dann wird es wohl stimmen“, meinte Nyenkerken gleichmütig, reichte dem Schwager die Hand und ging den Gesellen nach in die Mühle.

Francke verabschiedete sich herzlich von seiner Schwester und den kleinen Mädchen; sie wollten alle in die Schmiedestraße kommen, um aus dem Hause der Großeltern den Schauzug der Schüler zu sehen.

Allein ging der Meister auf dem Damm dem nahen, festgefügten Mühlentor zu. Langsam schritt er hindurch und dann in die enge winklige Straße „Hinter St. Peter“ hinein. Der frischgefallene Schnee hatte das Aussehen der sonst ärmlichen Straße

vorteilhaft verändert, und auch ihre Bewohner sahen heute freundlicher und fröhlicher aus als sonst. Einige, zumeist Frauen, gingen in Sonntagskleidern nach der nahen Petrikirche oder dem Dom, die Kinder aber trieben in seltsamen Vermummungen allerlei Kurzweil, neckten und schreckten einander und kreischten und juchheieten.

Am Speersort huschten durch die Scharen erwachsener Kirchgänger verkleidete Schüler nach dem Dom. Glockengeläute schwebte summend und klingend über der Stadt; kein Wagengeklapper mischte sich störend in die feierliche Musik; unter lustigem Gebimmel kamen Schlitten herangesaust, denen pelzverhüllte Frauen mit roten Wangen und blitzenden Augen und ernste, würdevolle Ratsherren entstiegen. Bald füllten sich die weiten Hallen des Domes mit Menschen, groß und klein, den Ehrenplatz aber hatten heute die Schüler.

Vor dem Hochaltar sitzt unter einem Thronhimmel auf purpurgedecktem Sessel der junge Bischof, umgeben von seinen Diakonen und der ganzen großen Schar seiner Trabanten. Der Domdechant selbst hält die feierliche Messe und erweist mit allen Priestern dem Sohne des Müllers die einem Bischof zukommenden Ehren. Orgelspiel und Wechselgesang erschallt, es klingeln die silbernen Glöckchen, und würzige Weihrauchwölkchen steigen empor und verschweben in dem weiten Raum, allen Andächtigen zum süßen Geruch. Mit einem mächtig daherbrausenden Tedeum schließt die feierliche Handlung; der Bischof erhebt sich von seinem Prunksitz, beugt sein Knie vor dem Hochaltar und schreitet alsdann, begleitet von seinem Gefolge, durch die menschengefüllte Halle dem Ausgange zu. Tausend bewundernde Blicke folgen ihm, denn wahrlich, der frische braungelockte Müllerssohn spielt seine Rolle höchst würdig und mit edlem Anstande.

Draußen im hellen Wintersonnenschein besteigt der Kinderbischof alsbald sein Roß, und die ganze große Knabenschar der Domschule ordnet sich zum lustigen Schauzuge durch die Straßen der Stadt. Ein anziehendes, buntes Gewimmel belebt den weiten Platz vor dem Dom; denn mit Ausnahme der acht Diakonen, die die Leibwache des Bischofs bilden, sind sämtliche Knaben nach altem Brauch und Herkommen wunderlich und närrisch verkleidet.

Da sieht man Könige und Fürsten in majestätischer Pracht und Herrlichkeit, schildtragende stolze Ritter in Helm und Harnisch, mit Lanze und Schwert, wetterfeste Hansakapitäne und wildverwegene Seeräuber, fromme Priester und demütige Mönche, vornehme Ratsherren in pelzverbrämten Mänteln und goldenen Amtsketten, die verschiedensten Handwerksmeister, von den übermütigen Brauern bis zu den armen und verachteten Leinewebern, Badern, Barbieren und Kesselflickern; auch die schwarzen Schornsteinfegerburschen fehlen nicht, ebensowenig die verhaßten Diener der städtischen Wachtordnung: die Schlup- oder Schluckwächter, mit ihren langen Spießen und Blechhauben; nur allein der Scharfrichter, Frohn genannt, mit seinen Gesellen ist nicht vertreten; denn vor diesem Schreckensmann hatte selbst das tapferste Hamburger Knabenherz größere Furcht, als vor dem Teufel, der mit zweien seiner Kumpane in grauslicher Wildheit unter den Erdenkindern umherspringt. Auch fünf lichte Himmelsengel sind auf blauen Schwingen herabgekommen, um mit ihrer strahlenden Schönheit, angetan mit weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen, das Fest der Hamburger Jugend zu verherrlichen.

Drei Herolde, wunderprächtig gekleidet, eröffnen mit hocherhobenen Fahnen und bänderumflatterten Stangen, an denen Kuchen und Kringeln baumeln, den Festzug. Hinter ihnen reitet der Bischof, begleitet von seinen Diakonen und den ältern Scholaren, die ein Loblied auf den heiligen Nikolas anstimmen. Dann folgt in buntem Gewimmel die Schar der Verkleideten, würdig einherschreitend, oder hüpfend und springend, sich neckend und balgend und allerlei närrische Possen treibend, je nachdem die Rolle es erheischt. Am ärgsten treiben es die drei Teufel im Bunde mit den Seeräubern und den kecken Schornsteinfegerjungen, und die bärbeißigen Schlupwächter haben wahrlich genug zu tun, um die Fürsten, Priester, Ratsherren und die frommen Engel vor den tollen Streichen dieser wilden Gesellen zu beschützen.

So bewegt sich der bunte Schauzug unter Trommeln und Pfeifen, Singen und Springen durch die Straßen der Stadt, bejubelt von der Volksmenge, die Kopf an Kopf auf den Plätzen und an den Häuserreihen gedrängt steht und aus allen Fenstern

lächelnd herabblickt. Je toller es die Burschen treiben, desto lauter schallt der Jubel und desto reichlicher hüpfen die blanken Silbermünzen aus den Händen freigebiger Zuschauer in die Beutel der Scholaren. Der jugendschöne Bischof in seiner edeln Haltung und stolzen Pracht findet allerorten unverhohlene Bewunderung, und sein Name schwebt auf allen Lippen. Ernsten Antlitzes nimmt er die Huldigung seines Volkes entgegen, und nur seine lustig blitzenden Augen verraten, daß ihm der Schelm im Nacken sitzt.

Am Dornbusch vor dem Ratsweinkeller im Einbeckschen Hause ist soeben ein Ritter mit zwei Genossen vom Pferde gestiegen. Es ist ein noch junger Mann von riesigem Körperbau und wildverwegenem Aussehen. Er stützt sich auf den Hals seines dampfenden Rosses, blickt mit den Augen eines Adlers den jungen Bischof an, ruft ihm ein derbes Witzwort zu und bricht alsdann mit seinen Gefährten in ein schallendes Gelächter aus.

Wie ein scharfer Dolchstoß hat sich der wildjähe Blick des Fremden dem Knaben ins Herz gebohrt, ein heißer Schreck ist ihm durch Mark und Bein gezuckt, und unwillkürlich hat er sich niedergeduckt auf den Hals seines Pferdes, als hätte er einem Blitzstrahl ausweichen wollen. Wer mochte wohl der fremde Ritter sein? — Vielleicht gar der Teufel selbst, denn Menschenaugen blicken mit nichten so scharf und wild, daß es einem wie glühend Feuer durch die Gebeine fährt.

Dieser Vorfall hat den jungen Bischof in seiner Würde sichtbarlich erschüttert, und es bedarf seiner ganzen Willenskraft, um sich die ruhigstolze Haltung wiederzuerobern. Während des Zuges durch die Brotschrangen weilten seine Gedanken noch bei dem wilden Ritter, als er nun aber in die Große Reichenstraße einlenkte, da richtete er sich strack auf und gewann plötzlich seine volle Würde und Hoheit wieder. In dieser Straße wohnten reiche Kaufherren und Bierbrauer: die Hoyer, Schrey, Wrak, Bischoff, Krukow, Wulfhagen, de Heida, Vorrad u. a.; hier galt es zu zeigen, daß der Sohn des Müllers ebenso stolz daherreiten konnte, wie ein Ratsherrnsohn, und wahrlich, Hermann Nyenkerken wußte sich eine so edle Haltung zu geben, daß die prüfenden Blicke der vornehmen Zuschauer alsbald in heller Bewunderung strahlten.

In dem stolzen Hause des Herrn Dietrich Wrak stand am offnen Fenster der Hausherr und neben ihm Meister Bertram von Minden, der große Maler. Dieser hielt das rosige Töchterchen seines Gastfreundes, ein Mädchen von sechs Jahren, im Arm, zeigte mit dem Finger auf den jungen Bischof und schien von seiner Erscheinung lebhaft überrascht. Auch Herr Wrak nickte und winkte überaus gnädig und freundlich, und was tat seine kleine Tochter? — In kindlichem Erröten warf sie eine Nägeleinblüte herab, die dem Reiter gerade auf die Mitra und dann auf die breite Mähne des Schimmels fiel. Hermann erhaschte die Blume, hob sie empor und winkte dankend mit Hand und Haupt. Sein Gefolge aber brach in ein schallendes Beifallsgeschrei aus, und Seeräuber, Teufel und Schornsteinfegerburschen vollführten unglaublich wilde Sprünge. Wie klatschte und jauchzte darob das rosige Mädchen dort oben vor Lust! Und selbst die Herren lachten und warfen mit vollen Händen blanke Münzen herab.

Aus dem Wulfhagenschen Hause wurden rotwangige Äpfel in großer Menge herabgeworfen, und haufenweise balgten sich die Knaben darum und würden wohl grimmig übereinander hergefallen sein, wenn nicht die handfesten Schlupwächter die Kampfshähne auseinander gebracht und die Ordnung wiederhergestellt hätten.

So ging es lustig fort durch die beiden Reichenstraßen nach dem Hopfensack, über die Milchbrücke nach der Niedernstraße, den Neuen Mühren an der Stadtmauer hin; dann die breite Steinstraße hinan; vorüber am Konvent der „blauen Süstern"; den Kattrepel hinunter, wo die Schuster wohnten, nach dem Schoppenstehl; über den Fischmarkt nach der kleinen Brückenstraße, wo es frische Semmeln, Rundstücke und leckere Krude die Fülle gab; darauf die steile Pelzerstraße hinan nach dem Berge; mit geheimem Grauen vorüber an der Frohnerei, rechtsab durch die Filterstraße und endlich in die Schmiedestraße hinein. Dort harrten in dem alten Franckeschem Hause die Großeltern, Eltern und Geschwister des jungen Bischofs auf den Zug, und als er nun endlich kam, da strahlte auf allen Gesichtern glückselige, stolze Freude. „Hei, Harm! Harm!" riefen die kleinen Schwestern und winkten lachend dem Bruder zu; innig bewegt blickte die Mutter auf ihren Sohn, und der ehrwürdige Ältervater des Hauses, Schmiedemeister Hinrich Francke, strich sinnend seinen Bart, denn das Bild gemahnte ihn an die glücklichsten Tage seiner Jugend.

In die marktbreite Straße Speersort ergoß sich der Festzug; das Endziel war erreicht; um ihren Bischof kreisten noch einmal mit wehenden Fahnen unter Trommeln und Pfeifen und Singen und Jauchzen seine Getreuen, dann stieg er vom Pferde, übergab den Schimmel einem Mühlenknechte und ging mit all seinem Volke in die große Halle am Dom, wo alsbald das Festmahl begann. Da ging es hoch her; schäumendes Bier wurde aus zinnernen Bechern getrunken, dem Bischof selbst aber bot der Herr Domdechant mit eigner Hand einen silbernen Pokal, gefüllt mit duftendem Würzwein aus dem Ratsweinkeller. Wie köstlich schmeckte der Trank nach dem stundenlangen Ritt! Wie erquickte und belebte er Sinne und Herz! Zum erstenmal empfand nun Hermann Nyenkerken die Wahrheit des Psalmwortes: „Der Wein erfreut des Menschen Herz", und er leerte den Becher bis auf den Grund und ließ sich alsdann, glühenden Antlitzes, von seinen Diakonen nach Hause geleiten. Welch ein herrlicher Tag war das gewesen! —

2. Meister Bertram von Minden.

Am Tage nach dem Nikolasfest kam ein seltener Gast auf dem Damme nach der Obermühle daher: der große Malermeister Bertram von Minden. Er trug einen kleinen Kasten in der Hand, und zu seiner Linken ging sein jüngster Schüler mit der Staffelei. Wohin wollte der Meister — hatte er die Absicht, irgendwo draußen ein Winterbild zu malen? Aber dazu war es doch viel zu kalt, die Finger mußten ihm ja erstarren und die Farbe auf der Palette festfrieren. Er war von Kopf bis zu Füßen in einen dicken, warmen Pelz gehüllt, und aus Rauchwerk und grauem Haargespinst glänzte sein rotes Antlitz mit den blinkenden blauen Augen recht warm und in gesunder Frische hervor. Man sagte, die strahlende Röte seiner Wangen und Nase sei die Blüte des Rheinweines, den der Meister mehr liebte, als kühles Quellwasser und selbst als das weitberühmte Hamburger Bier. Rot war überhaupt seine Lieblingsfarbe, davon

zeugte nicht nur sein Antlitz, sondern auch jedes seiner Bilder, insbesondere jedes bunte Kirchenfenster, das seine Meisterhand geschaffen hatte.

Meister Bertram lenkte vom Damme nach der Mühle ab. Wollte er etwas in dem Müllerhause malen?

Ruhig trat er mit seinem Schüler in die große Wohnstube hinein, und sein Erscheinen rief bei Frau Regina Nyenkerken und ihren Kindern die größte Überraschung hervor. Ohne Umstände erklärte er, daß er gekommen sei, den Kinderbischof auf seinem Schimmel zu malen. Darob neues Erstaunen bei Mutter und Kindern, und die kleinen Mädchen liefen hinaus, um den Hermann zu rufen. Mit dem Knaben trat auch sein Vater herein, begrüßte den vornehmen Gast in seiner ruhigen, ernsten Weise und vernahm mit Verwunderung, was den Meister in sein Haus geführt.

„Den Kinderbischof auf seinem Schimmel wollt Ihr malen?“ fragte Nyenkerken erstaunt.

Ja, dazu sei er hergekommen, erklärte der Künstler.

„Eine hohe Ehre, fürwahr“, sagte der Müller, sein mehlbestäubtes Haupt wiegend; „aber verzeiht, Herr Bertram, wer soll Euch das Bild bezahlen?“

„Nicht Ihr, Nyenkerken“, versetzte der Meister spöttisch lachend. „Euer Junge gefiel meinem Freunde, dem Ratsherrn Dietrich Wrak und seinem Töchterchen gestern so wohl, daß ich das Bild den beiden am Weihnachtsfeste zum Geschenk machen will.“

Diese Erklärung schlug alle Bedenken des Müllers nieder, war doch der hochangesehene Herr Dietrich Wrak einer der vom Rate neuerwählten beiden Mühlenherren, also ein Mann, der ihm schaden oder nützen konnte; denn Nyenkerken war nicht Eigentümer der Obermühlen, sondern nur der vom Rate der Stadt angestellte und besoldete Verwalter derselben. Die jeweiligen beiden Mühlenherren aber waren seine Vorgesetzten, und derzeit waren dies die Ratsherren Johannes Hoyer und Dietrich Wrak.

„Wenn dem also ist, so mag es immer geschehen“, sagte der Müller entgegenkommend. „Mutter, hilf dem Jungen in seinen Staat, ich will dem Dirk befehlen, den Schimmel auszurüsten. Ihr verweilt Euch wohl ein wenig, Meister Bertram!“

Der Künstler nickte gnädig, warf seinen Pelz ab und stellte die Staffelei in der Nähe des Fensters zurecht. Dabei guckten ihm die beiden kleinen Mädchen in höchster Neubegier auf die Finger, und er wandte sich ihnen zu und fragte heitern Tones: „Nun, ihr hübschen Putten, soll ich euch auch malen wie euern Bruder?“

„Ei ja! ei ja!“ riefen sie entzückt.

„Als Engel oder schwarze Kobolde?“

„Als Engel!“

„Nun freilich, freilich; ihr seid gewiß auch immer recht fein und artig.“

Langsam ging er in der wohldurchwärmten großen Stube auf und nieder, betrachtete Schränke und Truhen, Tische und Sessel, die weißgekalkten Wände und die dunkel angeräucherte Balkendecke, den schönen, mächtig breiten grünen Kachelofen und den offnen Kamin daneben, worin ein lustiges Holzfeuer brannte. In einer Wandnische stand in Fensterhöhe ein Muttergottesbild, aus Holz geschnitzt und farbig bemalt. Es war, wie der Meister alsbald bemerkte, eine feine, saubere Arbeit, die selbst einem Kirchenaltar zur Zierde gereicht haben würde. Ohne Zweifel war es ein Werk Peter Franckes.

„Wißt ihr, wer das Bild geschnitzt hat?“ wandte sich Meister Bertram an die kleinen Mädchen, die ihn unausgesetzt beobachteten.

„Oheim Francke!“ riefen sie wie aus einem Munde.

„Haha! und nun müßten hier an den kahlen Wänden überall schöne Bilder hängen, dann wäre es bei euch erst hübsch“, sagte er und lachte, da die Mädchen ihn offnen Mundes anstarrten.

In seiner ganzen Herrlichkeit trat nun der Kinderbischof herein, und der Künstler musterte ihn von Kopf bis zu Füßen. „Schön, schön,“ sagte er befriedigt, „ist der Gaul zur Stelle?“

Frau Regina deutete nach dem Fenster, richtig, da stand schon der Schimmel in seinem Festschmuck.

„So geh und schwing dich in den Sattel!“ befahl der Meister. „Aber daß du mir genau so würdevoll sitzest wie gestern!“

Hermann ging hinaus und setzte sich auf den Schimmel, drei Schritte vom Fenster entfernt. Das Licht der Sonne fiel in hellem Glanze auf Reiter und Roß und ließ den reichen Farbenschmuck

der Gewänder leuchtend schillern und blinken. Mit scharfem Blick musterte der Künstler sein Modell, nickte zufrieden, nahm Palette und Pinsel zur Hand, trat vor die Staffelei und fing mit Eifer an zu malen. Der Frau Regina erklärte er, er wolle hier nur rasch ein kleines Bild aufs Papier werfen, danach werde er dann in seiner Werkstatt das große Ölgemälde auf Holz malen; ob sie sich nicht freue, daß ihrem Sohne eine so hohe Ehre widerfahre?

„Oh, Meister," versetzte die Müllerin glückstrahlenden Angesichts, „ich bin ja die Schwester Peter Franckes und weiß wohl, wie hoch Ihr uns durch Eure Kunst erhebt."

„So — so", lächelte Herr Bertram geschmeichelt. „Und was soll nun eigentlich Euer Sohn später werden?"

„So Gott will, ein geistlicher Herr", erklärte Frau Regina bescheidenen Tones.

„Wohl gar ein Bischof?" rief Meister Bertram nicht minder spöttisch, als am Tage zuvor Nyenkerken.

Unbeirrt antwortete die Müllerin: „Wenn Gott es will, auch das; bei ihm ist kein Ding unmöglich."

Die Worte kamen so innig und glaubensstark aus ihrem Munde, daß der Meister den schon auf seiner Zunge schwebenden Spott unterdrückte.

„Ihr habt recht," sagte er leise, „bei Gott ist kein Ding unmöglich, und wer seine Vaterhand festhält, der ist heldenstark und wird das Höchste erreichen. Hätte ich diese Wahrheit nie vergessen, ich wäre wohl heute ein viel größerer Meister, als ich es bin."

Mit Erstaunen blickte Frau Regina auf den Mann.

„Mein Bruder sagt," entgegnete sie schlicht, „Ihr wäret der größte Künstler in Hamburg."

„In Hamburg, das mag schon sein!" rief er und fuhr wie zum Schlage mit dem Pinsel durch die Luft; „aber in Köln, in Gent, in Brügge, Venedig, Florenz und Rom, da wirken Meister, deren Ruhm durch alle Welt erschallt. Indessen, liebwerte Frau," begann er einlenkend, „auch meine Bilder sind rühmenswert; seht nur, ist der Kopf Eures Jungen nicht gut getroffen?"

„Ganz, wie er leibt und lebt!" urteilte die Müllerin in ehrlicher Bewunderung; „man möchte glauben, Ihr könntet zaubern,

wenn man auf das Bild blickt, das Ihr so rasch geschaffen habt."

„Haha!" lachte der Meister, „es ist noch lange nicht fertig. Aber der Junge draußen wird unruhig, und der Gaul hebt auch an zu schnaufen und zu stampfen."

„Es wird ihnen wohl kalt geworden sein, die Sonne ist fort", meinte Frau Regina mit Besorgnis.

In dem Augenblick wandte sich der junge Bischof mit jämmerlicher Gebärde gegen das Fenster und rief mit lauter Stimme: „Meister Bertram, Meister Bertram, ist das Bild fertig?"

„Wo denkst du hin?" versetzte der Künstler aufgebracht. „Halt den Mund und sitz' still!"

Hermann gehorchte; nach kurzer Weile aber stieß er einen wilden Schrei aus, hieb mit dem Krummstabe auf den Schimmel ein und sprengte im Galopp vom Platze fort. Auf dem Hofe jagte er wie toll umher, hinter ihm Wackermann mit gellendem Gekläff, und alles Federvieh: Hühner, Gänse, Enten und Tauben, lief und flog vor dem wilden Reiter mit entsetzlichem Geschrei von einem Winkel in den andern.

„Der Bischof ist toll geworden und der Gaul erst recht, seht nur, wie er hinten ausschlägt, daß die Schneeklumpen bis auf das Dach fliegen!" rief Meister Bertram halb zornig, halb belustigt drinnen am Fenster.

„Sie wollen sich nur warm machen", meinte die Müllerin beschwichtigend.

Nun lachte Meister Bertram, daß die Stube dröhnte, und rief vergnügt: „Der Teufel steckt in dem Jungen, und den wollt Ihr zum Geistlichen machen, Frau Regina?"

„Warum denn nicht!" versetzte die Müllerin lächelnd. „Man sagt: Die rauhesten Füllen werden die blanksten Pferde."

Da trat der Müller auf den Hof, sah, was da vorging, blieb zuschauend eine Weile stehen und rief alsdann mit seiner Donnerstimme: „Halt da, halt, Junge!"

Noch ein paar Sprünge, und der Schimmel stand still.

„Was rasest du so wild umher!" polterte strafend der Vater; „hat denn Meister Bertram dich schon freigegeben?"

„Nein, ich bin davongejagt, konnt's nicht länger aushalten vor Kälte, und der Schimmel auch nicht."

Brummend begab sich Nyenkerken ins Haus, Hermann aber ritt nun in manierlichem Trabe um den verschneiten Düngerhaufen herum, fest entschlossen, seinen vorigen Standpunkt nicht wieder einzunehmen. Auch dem braven Wackermann sagte die frische Bewegung besser zu, mit lustigem Gebell sprang er dem Schimmel vor den Füßen herum und machte oft einen Hochsprung, als wollte er ihn in die dampfenden Nüstern beißen. Das Hühnervolk mit seinen Anverwandten hatte sich irgendwo in ein sicheres Versteck geflüchtet, es verhielt sich mäuschenstill wie die Spatzen, die mit gesträubten Federn hinter den langen Eiszapfen unter dem breiten Strohdach hockten und hungrig und beutelüstern auf den zerstampften Hof hinabblinzelten.

Unterdessen wurde drinnen beschlossen, Roß und Reiter in die warme Stube hereinzulassen, damit der Meister sein Werk fortsetzen könne. Willig marschierte der Schimmel über die Schwelle und trat ohne Umstände in die Wohnstube herein. Sein Erscheinen setzte die kleinen Mädchen so in Schrecken, daß sie eilig in die Hinterstube flüchteten und sich dort versteckten. Auch die Mutter blickte nicht ohne Sorge auf den seltsamen Gast; ei, wenn er nun plötzlich wild würde und hinten ausschlüge? — Schräg gegen das Fenster wurde er gestellt, so daß das helle Licht auf ihn fiel, und der junge Bischof kletterte wiederum in den Sattel. Doch siehe da: er stieß mit der Spitze der Inful an die Decke.

„Nimm die Haube ab, die hab' ich schon auf dem Pergament", sagte der Meister und ging sogleich wieder ans Werk.

Der Mühlenmeister stand hinter ihm und sah ihm eine Weile zu, dann setzte er sich in den braunen, hochlehnigen Eichensessel in der Kaminecke und begann ein Gespräch mit dem Künstler. „Was ich fragen wollte," hub er an, „der ehrsame Ratmann Dietrich Wrak ist wohl ein gestrenger, stolzer Herr?"

„Ihr kennt ihn nicht?" entgegnete Meister Bertram.

„Von Ansehen wohl, hab' ihn oftmalen im Ratsweinkeller gesehen."

„So laßt Euch sagen," erklärte der Maler gewichtig, „Herr Dietrich ist ein Hamburger von echtem Schrot und Korn, gleich seinem Ahnherrn Dietrich Wrak, der vor mehr als hundert Jahren im Rate dieser Stadt gesessen hat."

„Was wißt Ihr von dem alten Herrn?" forschte der Müller neugierig.

„Oh der Alte," rief der Maler, „das war ein Mann ohne Furcht und Tadel, wie ein hochgeborner Fürst, und war doch nur ein schlichter Hamburger Kaufmann. In der ganzen Stadt achtete und ehrte man ihn als einen gottesfürchtigen, wohltätigen und äußerst mutigen Mann. Mit dem Herzog von Sachsen-Lauenburg hat er einen Span gehabt und im Rate heftig wider ihn gesprochen. Da schrieb ihm der Herzog einen Absagebrief folgenden Wortlautes:

‚Sei auf Deiner Hut, Dietrich, zumal wenn Du reisest und durch mein Land ziehst! Denn ich laß Dir auflauern, und so ich Dich fasse, mußt Du ohne Gnade hängen; den hanfenen Strick führe ich allewege mit mir. Wonach zu achten!'

Darauf ließ Herr Dietrich sich eine starke silberne Kette schmieden, die er fortan wie zum Zierat um Hals und Brust geschlungen trug. Und schrieb alsdann dem Herzog:

‚Euerer Durchläuchtigkeit gnädigen, guten Willen, mich henken zu lassen, hab' ich vernommen und vermelde dargegen in schuldiger Dankbarkeit und aller Untertänigkeit, daß ich allemal, wann ich gen Lübeck zum Hansatage reite, zwar keinen gemeinen hänfenen Strick, wohl aber ein silbern Kettlein bei mir führe, daran ich Euere Durchläuchtigkeit henken will, wo ich derselben mächtig werde. Wonach sich zu achten!'"

Der Müller schlug sich lebhaft auf die Schenkel, lachte und rief bewundernd: „Welch ein Mann! welch ein Mann! Und welcher von beiden hat nun den andern gehenkt?"

„Sie haben es beide bei der Drohung belassen", antwortete Meister Bertram. „Dem Herzog hat der Trutzbrief des Hamburger Ratmannes Eindruck gemacht, und Herr Dietrich ist anno 1301 in Ehren und Frieden gestorben und im Leichenhause zu St. Petri unter dem blauen Stein beigesetzt. In seinem Wappenschilde hat

er einen Arm geführt, in dessen bloßer Hand ein lodernd Feuer brennt. Damit hat er sagen wollen: Brennende Fragen und schwere Aufgaben muß man nur keck und fest angreifen, dann tun sie kein Weh."

„Wahr! wahr!" rief der Müller. „Nur nicht um solche Dinge ängstlich herumschleichen, wie die Katze um den heißen Brei. Es ist wie mit den Nesseln: faßt man sie zaghaft an, so brennen sie, so aber einer fest zugreift, dem tun sie nicht weh. Sagt, Meister Bertram, trägt der jetzige Herr Dietrich Wrak gleich hohen und mannhaften Sinn wie sein Vorfahr?"

„Ja, Nyenkerken; mein Freund Dirk führt noch das nämliche Wappenbild wie sein stolzer Ahnherr, und wenn ihm der Herzog von Sachsen einen Absagebrief schriebe, so erhielte er fürwahr eine gleich trotzige Antwort wie sein Vorfahr. Die Wraks sind aus echtem niederdeutschen Kernholz geschnitzt wie die Lüneborg, die Schocke, die vom Berge, die Miles, die Schreye und viele andere Hamburger Kaufherrengeschlechter. Es ist mir daher eine Ehre und Freude, für Herrn Dietrich dies Bild zu malen, obzwar ich es mehr seinem Töchterchen zugedacht habe."

„Wie heißt das kleine Mädchen?" fragte aus seiner Balkenhöhe herab der Kinderbischof schüchtern.

„Haha!" lachte der Meister, „du erschrakst wohl nicht wenig, als die kecke Hilde dir die Nägelein auf die Mitra warf? Darfst immer stolz sein, daß die Tochter des reichen Kaufherrn Wohlgefallen an dir gefunden."

„Hildegard heißt das Kind?" fragte nun Frau Regina, die, ihre beiden rosigen Mädchen mit den Armen umschlungen haltend, aufmerksam zugehört hatte.

„Hildegard, jawohl", antwortete Meister Bertram; „es ist das einzige Kind des Hauses, ein Goldköpfchen von unsäglichem Liebreiz; habe sie schon zweimal gemalt, vor zwei Jahren und im letzten Herbst. Ruhig halten, mein Sohn!" rief er in strengem Ton sein Modell an.

Hermann erschrak; er hatte lebhaft an die kleine Hilde gedacht und ganz vergessen, daß er da oben sitze. Am liebsten wäre er

vom Pferde gesprungen und ins Freie geeilt, um ungestört seine Gedanken weiterzuspinnen.

„Hast du die Blumenspende fein verwahrt?" fragte Meister Bertram mit heimlicher Schalkheit.

Der junge Bischof wurde sehr rot und brummte etwas Unverständliches. Wie durfte er es denn verraten, daß er die Nelke gleich einem kostbaren Schatze in einem sicheren Versteck seiner Kammer hegte! Später wollte er zum Goldschmied gehen und für sein Kleinod ein güldenes Behältnis kaufen, um es dann immer bei sich tragen zu können. Das durfte aber kein Mensch auf der Welt wissen, nicht einmal seine Mutter und sein vertrautester Freund und Vetter Paul Francke. Gerade, als er an den Vetter dachte, sah er ihn am Fenster vorbeikommen, und gleich darauf trat Paul Francke in die Stube. Aber beim ersten Schritt über die Schwelle fuhr der Knabe erschrocken zurück, als sähen seine Augen ein Gespenst. Alle lachten über seinen Schrecken, und auch der Schimmel wandte den Kopf nach der Tür und blickte den Gast forschend an.

„Bei St. Niklas!" rief Paul Francke, „ich glaubte, ein Spuk ginge hier um! So, so," staunte er mit großen Augen, „Meister Bertram von Minden malt den Kinderbischof!"

„Ja, du Gelbschnabel, wolltest du es denn an meiner Statt tun?" fragte der Künstler spöttisch.

„Ich? — nein! da traute ich mich noch nicht heran. Haha," rief er, das Bild überblickend, „es wird ja fein!"

„Zweifeltest du daran?" entgegnete der Meister höhnisch.

„Nein, o nein! Wie sollte ich denn! Ich bin nur so überrascht!" sagte Paul Francke, noch halb außer Atem. Er suchte den richtigen Standpunkt ausfindig zu machen und betrachtete alsdann das Bild, ohne ein Wort zu sprechen.

„Nun?" hub der Künstler in seinem alten spöttischen Ton an, „was sagt der Herr Kollege zu meiner Arbeit?"

„Oh!" rief der Knabe errötend, „ich wäre schon glücklich, wenn ich nur Euer Schüler sein dürfte, Meister Bertram!"

Wärmeren Tones versetzte nun der Künstler: „Es gibt keinen Schmuck, der die Jugend anmutiger kleidete, als das Blümlein

Bescheidenheit. Hüte und hege dies Kleinod in deinem Herzen, mein Sohn, so will ich dich gern unter meine Schüler aufnehmen. Nun aber sage mir unumwunden, ob du an meiner Arbeit etwas auszusetzen findest; ich wünsche es!"

Paul war sehr rot geworden — vor Freude und Verlegenheit; durfte er es wagen, über ein Werk des großen Meisters ein Urteil auszusprechen?

„Nun?" ermunterte ihn Herr Bertram, und sein Oheim Nyenkerken rief aus seiner Kaminecke: „Schieß tapfer los, Junge, wenn du auch nicht ins Schwarze triffst!"

Paul hielt die linke Hand wie einen Schirm gegen die Schläfe, um das durch das Fenster einfallende Licht abzuschließen, und nach einem Weilchen aufmerksamer Betrachtung sagte er: „Man erkennt Hermanns Gesicht auf den ersten Blick, obwohl die Bischofshaube es sehr verändert. Stirn und Antlitz sind gut getroffen: Augen, Nase, die braunen Locken, Wangen, Kinn und Mund — alles sehr gut, nur die Oberlippe scheint mir ein klein wenig zu dick geraten."

„Nun hört einmal den Kritikaster!" rief der Meister mit gutem Humor, und er trat zurück, um durch scharfes Hinschauen festzustellen, ob der Knabe richtig geurteilt habe. „Hm," brummte er, „der Junge kann sehen, und das ist immerhin schon viel, sehr viel. Sehen lernen, richtig, scharf und genau sehen lernen, ist mehr wert und macht gescheiter als Bücherweisheit. Merkt's euch, ihr Herren Scholaren, und haltet allerwegen die Augen offen; dazu hat der göttliche Baumeister euch diese wunderbaren zwei Fenster unter die Stirn gesetzt."

Grade in diesem Augenblick fing der Schimmel an, unruhig zu werden, er stampfte mit den Hufen auf die Dielen, daß es dröhnte und im Spinde die Teller und Tassen klirrten, krümmte den Rücken und schlug mit dem Schwanz, daß die beiden Mädchen ängstlich wurden und eilig hinter das Spinnrad flüchteten.

„Hinaus muß er!" schrie der Müller. Mit einem Satze sprang der Bischof auf den Boden, riß die Tür weit auf und zog den Gaul am Zaum über die Schwelle.

„So mag es für heute genug sein", sagte Meister Bertram. „Morgen ist auch ein Tag, wie König Waldemar Atterdag zu sagen pflegte. Noch zwei-, dreimal muß der Junge mir sitzen; Ihr stellt wohl mein Malgerät in eine sichere Kammer, liebwerte Frau Regina, daß die kleinen Mädels mir nicht ins Handwerk pfuschen."

Der Müller half ihm in den Pelz hinein und geleitete ihn bis auf den Damm. Aus dem Pferdestall kam der Bischof mit seinem Vetter Paul Francke. „Wirf eilig das bunte Zeug ab und rüste dich zum Streite! Am „Blauen Turm" soll der Kampf ausgefochten werden", sagte Paul in dringendem Ton.

„Ich bin rasch fertig", versetzte Hermann eifrig. „Oh, wie wollen wir die Neustädter zusammenhauen! Du glaubst, mein Vetter Heinz wird sie anführen?"

„Ja, Heinz Nyenkerken; Arnold von Hachede hat es mir gesagt."

„Schön, schön", entgegnete Hermann mit funkelnden Augen. „Da werden wir sehen, welcher Nyenkerken der größere Feldherr ist, der Brauer oder der Müller."

3. Die Schlacht am Blauen Turm.

Auf dem „Alten Wall", einer schmalen, langgestreckten Alsterinsel zwischen den beiden Obermühlen am Reesendamm und der Untermühle am Mönkedamm, erhob sich der „Blaue Turm", so genannt nach seiner blauen Ziegelbedachung. Ein paar Holzbrücken führten auf den Wall, eine im Süden vom Slikut, die andere im Norden von dem schmalen Uferwege hinter der Gartenmauer des St. Johannisklosters. Diese Gegend lag im Winter sehr einsam da, nur Raben und Krähen umschwärmten den Turm, und drinnen saß ein bärbeißiger Wächter und hielt scharfen Auslug in das winterlich öde Land jenseits des Flusses. Nahte vom Heiligen Geistfelde her ein verdächtiger Reitertrupp, so riß der Turmwart sein Heerhorn vom Nagel und stieß mit Macht hinein.

Nach dem „Alten Wall" eilten aus der Altstadt die Domschüler und vom Süden her ihre Feinde aus der neustädtischen Nikolaischule. So lange die letztere bestand, herrschte zwischen

Lehrern und Schülern der beiden großen Hamburger Bildungsanstalten unversöhnliche Feindschaft, die zu täglichen Reibereien und nicht selten sogar zu erbitterten Kämpfen antrieb. Nach altem Herkommen wurde alljährlich am Tage nach dem Nikolasfeste die große Schülerschlacht geschlagen, wobei es oft so heiß herging, daß Bürgermeister und Rat den tapferen jungen Kriegsmannen streng verboten hatten, mit Wehr und Waffen in den Kampf zu ziehen. Im laufenden Jahre bot der hohe, von der Sonne aufgeweichte Schnee treffliche Wurfgeschosse, und die kampffreudig herbeieilenden Streiterscharen durften auf eine herrliche Schlacht rechnen.

Wohl dreihundert Schüler, von den großen sechzehnjährigen Scholaren der Oberklassen, bis zu den kleinen Abc-Schützen, fanden sich an dem Blauen Turm zusammen. Zum Feldherrn wurde hier Hermann, dort Heinz Nyenkerken erwählt, und die beiden Anführer musterten ihre tapfern Truppen und erteilten mit lauter Stimme ihre Befehle. Als Feldgeschrei erkor Hermann den Ruf „Isern Hinrik“, Heinz dagegen den alten Schlachtruf der wackern Brauerknechte „Bur stah!“

Um das Jahr 1300 war nämlich ein großer Haufe aufrührerischer Bauern aus der Umgegend plötzlich in die Stadt eingefallen und hatte, da Bürgermeister und Ratmannen, zusamt den streitbaren Bürgern, draußen auf Heerfahrt sich befanden, unter wüstem Gebrüll die fast wehrlose Stadt mit Brand und Plünderung bedroht. Erschrecklich war die Angst der Einwohner, aber siehe da: zur rechten Zeit erschienen die handfesten Brauerknechte als Retter auf dem Plane, und mit dem donnernden Rufe: „Bur stah!“ (Bauer steh!) warfen sie sich heldenmütig der wilden Rotte entgegen und hieben mit ihren Lungerhölzern, womit sie sonst die leeren Bierfässer zu heben pflegten, so wuchtig auf den Haufen ein, daß die harten Schädel wie Kürbisköpfe zersprangen und die Bauern in wilder Flucht von dannen stoben. Die Stadt war gerettet; mit Jubel empfing die glückliche Bürgerschaft die siegreichen Mannen und erquickte sie aufs beste mit Speise und Trank. Zuvor aber mußten die Brauermägde den tapfern Streitern die blutigen Köpfe waschen, und die Brauherren setzten fest, daß ihnen solcher Liebesdienst fortan jeden Tag nach vollbrachter Arbeit von den Mägden erwiesen

werden solle. Auch wurde in Zukunft zur Erinnerung an die glorreiche Begebenheit alle zwei Jahre das große Brauerfest, die Höge, gefeiert, der Ort aber, wo die Schlacht stattgefunden, hieß fortan zum ewigen Gedächtnis Burstah.

In der Neustadt, wo besonders das Brauergewerbe in hoher Blüte stand, war diese Geschichte jedem Knaben wohlbekannt, daher wurde das Feldgeschrei, das Heinz Nyenkerken ausgab, von seiner tapfern Kriegerschar mit lautem Jubel aufgenommen.

Aber nicht mindere Anfeuerungskraft enthielt für die Altstädter der Schlachtruf „Isern Hinrik“, war doch Graf Heinrich von Schauenburg-Holstein, genannt der Eiserne, der gewaltigste Kriegsmann seiner Zeit gewesen. Unglaubliche Heldentaten hatte dieser Fürst im Kampfe gegen Dänen, Finnen, Franzosen, Türken und Tataren vollbracht, und wenn in Hamburg ein Mann durch Unerschrockenheit und felsenfesten Mut sich hervortat, so sagte man ihm: „He is en rechten Isern Hinrik.“

Die beiden nahe verwandten Feldherren waren niemals gute Freunde gewesen. Der Brauerssohn dünkte sich viel mehr zu sein, als sein Vetter, war doch sein Vater in der Neustadt hoch angesehen und einer ihrer wohlhabendsten Bürger. Am Rödingsmarkt besaß er ein schönes Wohnhaus mit einer großen Brauerei, und das Bier aus seinem Brauhause wurde nicht nur in Hamburg gern getrunken, sondern auch in vielen andern deutschen Städten, ja, sogar in Dänemark, Schweden, Livland, Norwegen, England und Flandern. So wuchs sein Reichtum und mit ihm sein Stolz und der Übermut seiner Kinder. Vor allen hatte sein Sohn Heinz einen hochfahrenden Sinn, und einmal vergaß er sich so weit, zu seinem Vetter Hermann die verletzenden Worte zu sprechen: „Die Müller gehören eigentlich, gleich den Hirten, Leinwebern, Badern, Türmern, Zöllnern, Spielleuten und Schlupwächtern, zu den unehrlichen Leuten.“ — Mit einem Wutschrei hat sich da der Müllerssohn auf ihn gestürzt und den hochmütigen Burschen ganz erschrecklich zerbleut. Seitdem sind die Vettern sich spinnefeind geblieben und haben einander geflissentlich gemieden. Jetzt standen sie sich als Heerführer gegenüber, und jeder hegte in seinem Herzen die flammende Hoff-

nung, den andern zu bezwingen und ihn und seine Scharen in eine schimpfliche Flucht zu schlagen.

Beide Heere warfen Schanzen auf, wo sie im Falle eines übermächtigen feindlichen Vorstoßes Schutz finden und festen Fuß fassen könnten. Alle Mannen sind mit Eifer am Werke; gewaltige Schneemassen werden herangerollt und aufeinandergetürmt, und nicht lange, so erstrecken sich die weißen Schutzwehren vom Wall bis an das Eis der Alster. Nun kann die Schlacht beginnen; die Feldherren ordnen ihre Streitmassen und mahnen einen jeden, mit höchster Tapferkeit zu kämpfen, keinen Schritt zurückzuweichen und dreinzuschlagen, bis die Feinde am Boden liegen oder schmählich die Flucht ergreifen. Kriegerische Zustimmung schallt ihnen entgegen, und aus aller Augen blitzt feurige Kampfbegier. Auf die Schanzen klimmen die Herolde und stoßen mit aller Kraft in ihre Hörner.

„Trara! Trara! Trum-Trum! zum Sturm!"

Auf dies Zeichen stürmen die Heere gegeneinander vor, und ein wildverworrenes Geschrei, hier „Isern Hinrik!", dort „Bur stah!" erschüttert die Lüfte und prallt gegen den Blauen Turm, daß der Wächter seinen rauhen Kopf durch die Luke steckt und mit grinsendem Angesicht auf die tobenden Knabenscharen herniederblickt.

So beginnt das Gefecht; und alsbald sausen zu Hunderten die weißen Kugeln durch die Luft, ein herzauffrischendes Schauspiel! Näher und näher rücken die beiden Heere gegeneinander vor, immer wilder und erbitterter wird der Kampf. Hie und da wagt sich schon im Eifer des Gefechts ein Verwegener aus der Linie vor, kämpft eine Weile mit Todesverachtung wider ein Dutzend grimmiger Feinde, wirft bald den Kopf nach rechts, bald nach links, duckt sich blitzschnell nieder, wehrt mit den Händen die heransausenden Geschosse ab, wird aber trotz seiner Gewandtheit mehrmals mitten ins Gesicht getroffen und springt endlich, von einem dichten Kugelregen umsaust, unter gellendem Hohngeschrei in die Reihen der Seinen zurück.

Auf der Höhe des Alten Walles erscheint ein bewegliches Männlein, das einen kleinen schwarzen Kasten in der Hand trägt. Das ist der Bader Hinrik Sparebrot; er ist gekommen, um den

Verwundeten mit seiner Kunst beizuspringen; in dem Kasten führt er Verbandszeug, Balsam, Öl und Wein mit sich. Mit Vergnügen sieht er von seinem sicheren Standort dem heißen Kampfe zu, fährt wie zum Wurfe mit der geballten Faust durch die Luft und ruft mit seiner dünnen, krähenden Stimme: „Drauf! Drauf! Heißa! Bumm! Bumm!"

„Isern Hinrik!" schallt es hüben, „Bur stah!" drüben, und mit Heldenmut setzt jedermann seine beste Kraft für die große Sache ein. Die Luft wimmelt von Bomben und schweren Schollen, die aufschlagend in Flocken und Staub zerstieben, als schüttete Frau Holle ihre Federbetten über das Schlachtfeld aus. Krähen und Raben kommen vom Heiligen Geistfelde hergeflogen und schwärmen mit krächzendem Geschrei über dem Gewimmel der Kämpfenden. Doch horch! alles übertönend erschallt nun Heinz Nyenkerkens gebietende Stimme, und mit kühnem Wagemut gehen seine Mannen zum Sturme vor. Standhaft und trotzig setzen sich die Altstädter zur Wehr, allein der Wucht des Anpralles vermögen sie nicht zu widerstehen, und sie weichen, obzwar nur Schritt für Schritt und unausgesetzt kämpfend, bis auf ihre Schanze zurück.

Aber die grimmgemuten Feinde begnügen sich nicht mit dem halben Siege; sie brüllen ihr wildes „Bur stah!" und stürmen heldenmütig die Höhe hinan. Naht jetzt die Entscheidung? Hermann Nyenkerken ruft den Seinen zu: „Haltet stand, meine wackeren Jungen! Es geht um Ehre oder Schande, Sieg oder schmähliche Niederlage! Wer nur einen Schritt zurückweicht, ist ein Lump!"

„Isern Hinrik!" schallt das Feldgeschrei seiner tapfern Schar, „Bur stah!" antworten in wilder Drohung die Feinde; und um die Schanze hebt ein heißes Streiten an. Siehe, die beiden Feldherrn geraten aneinander; sie schlagen mit Fäusten darein, fassen und umschlingen sich, ringen miteinander, stürzen und kollern, eng umschlungen, von der Höhe hinab in die Tiefe.

Dem Beispiel der Führer folgen ihre Mannen, die Schanze wird in Grund und Boden getrampelt, und paarweise und in dicken Knäueln wälzen sich die Kämpfer keuchend und ächzend im Schnee umher. Da wird mancher übel zugerichtet, und Hinrik Sparebrot

trippelt mit seinem Kasten heran, denn er merkt's, daß nun sein Weizen anfängt zu blühen.

Den verzweifelten Anstrengungen der Altstädter gelingt es endlich, sich aufzuraffen und den Feind in die Flucht zu schlagen. Bis an seine eigene Schanze wird er getrieben, da erst kommt das Gefecht zum Stehen. „Bur stah!" schmettert Heinz grimmig heraus und kommt wie ein Wolf aus dem Haufen hervorgestürmt, um sich von neuem auf seinen tapfern Vetter zu werfen. Wiederum ringen die beiden Starken miteinander, ringen mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft, also daß ihnen schier der Atem vergeht. Und siehe: Der Sohn des Brauers bezwingt den Müller und bringt ihn zu Falle. Schon will er ihm in seinem Grimm den Fuß auf die Brust setzen, da packt ihn eine starke Faust im Nacken und reißt ihn so jäh zurück, daß er in schwerem Falle zu Boden stürzt.

„Isern Hinrik!" knirscht Paul Francke ihm in die Ohren, und ein kleiner Bursche springt herzu und wirft ihm eine mächtige Scholle Schnee in das glühende Gesicht. Wild schlägt Heinz mit Händen und Füßen um sich, wälzt sich wie ein Igel über den Boden, springt dann plötzlich empor, schüttelt sich, speit den Schnee aus dem Munde, streckt beide Arme hoch und schreit mit gellender Stimme: „Bur stah! Bur stah! Heran, heran, neustädtische Jungen!" Sein Feldgeschrei findet hundertfachen Widerhall, lärmend umringen ihn seine Getreuen, sie stürzen sich auf den Feind, treiben ihn mit Fäusten und Geschossen über das zerstampfte Schlachtfeld, jagen ihn, wie die Hunde das Wild, auf der Insel hin und her und drängen ihn endlich mit unwiderstehlicher Macht auf das Eis der Alster.

„Bur stah!" schallt es jauchzend durch die Luft, und von frischem Mut beseelt, stürmt Heinz mit seinen Scharen den Fliehenden nach, treibt sie über den Fluß nach dem Heiligen Geistfelde und weiter, dem Reesendamm zu, und schreckt sie mit gellendem Geschrei, mit Geschossen und Schlägen über den Damm auf die breite Eisfläche der Alster gegenüber den Obermühlen.

Auf dem verödeten Schlachtfelde am Blauen Turm waltet nun Meister Hinrik Sparebrot seines menschenfreundlichen Amtes, verbindet und erquickt die Verwundeten und Todmüden, geleitet

sie bis an das Stadttor und eilt alsdann mit seinem Kasten nach der Gegend hin, aus der ihm das Geschrei der streitenden Heere in die Ohren schallt. Als er auf die Höhe des Reesendammes kommt, steht er einen Augenblick wie geblendet. Tief am westlichen Firmament hing in einem feinen grauen Dunstkreise die rote Sonne wie eine riesige Feuerkugel, und in ihrem Purpurlicht wogte auf dem Eise die Schlacht auf und nieder, von einem Ufer bis zum andern; auf dem Damme vor den Mühlen aber stand Nyenkerken mit seinen Knappen und Frau Regina mit ihren kleinen Mädchen, und vor ihren Füßen rannte mit lautem Gebell der graue Wolfspitz hin und her. Krähen schwärmten im purpurnen Abendlicht über dem Heidnischen Wall, und aus der Schar lösten sich zwei von ihnen und flogen mit raschen Flügelschlägen über die breite Alster nach den schneeverhangenen Wäldern von Herwerdeshude.

Von der Übermacht hart bedrängt, geriet Hermann mit seinen Scharen in bedenkliche Nähe des offenen Flusses. Da war Gefahr im Verzuge, und Nyenkerken befahl seinen Knappen, sich zu waffnen und auf das Schlachtfeld zu eilen, um dem Kampfe ein Ende zu machen. In fröhlichem Eifer sprangen die Knechte davon, versahen sich mit Piken und leeren Mehlsäcken, eilten, von Wackermann umsprungen, den Damm hinunter und schlugen sich dann rechts auf das Eis. Schon hatten sie sich ganz nahe an den rechten Flügel der Neustädter herangepirscht; schon schwangen sie die Säcke, um sie den grimmigen Kämpfern um die heißen Köpfe zu schlagen: da fuhr mit wütendem Gekläff Wackermann mitten in das Getümmel hinein, rannte einen Streiter über den Haufen und sprang seinem guten Bekannten Heinz Nyenkerken lustig bellend um die Beine herum.

„Hallo! wo kommst du denn her?" rief Heinz und warf seine Augen herum. Da erblickte er mit Schrecken die Mühlenknappen schon ganz in der Nähe. Vor diesen handfesten Gesellen konnte nur schleunige Flucht retten; Heinz lief also durch die Reihen seiner Streiter und schrie: „Mir nach, Jungens, mir nach! Die Mühlenknappen kommen über uns!"

Da hatte die Schlacht ein Ende; Freunde und Feinde ergriffen die Flucht; Heinz mit seinen Scharen rannte nach dem Brunokamp

am rechten Alsterufer, Hermann mit den Seinen nach dem Mühlentor; Wackermann verfolgte die Fliehenden eine Strecke, dann machte er Kehrt und gesellte sich wieder zu den lachenden Mühlenknappen.

Mit Recht durften sich die Nikolaischüler den Sieg zuschreiben, und bald herrschte in der Neustadt, vom Burstah bis zum Kayen und von der Neuen Burg bis zum Rödingsmarkt und dem Schator, eitel Jubel und Triumphieren. Heinz Nyenkerken wurde wie ein Held gefeiert, und es fehlte nicht viel, so hätten die Brauherrn in ihrer Freude den Mägden befohlen, den siegreichen Streitern die heißen Köpfe zu waschen.

Wie anders in dem Heere der Domschüler! Zwar blitzten auch dort die Augen, und die Wangen glühten in lebhafter Erregung, aber jubilieren konnten die wackern Streiter nicht; sie waren überwunden, daran ließ sich nichts ändern, und es verlieh den niedergeschlagenen Gemütern der Großen nur einen schwachen Trost, wenn ein paar kecke Bürschlein leichtfertig meinten: „Hat nichts zu sagen, im nächsten Jahr wollen wir die Scharte schon wieder auswetzen!"

Schwer litt Hermann Nyenkerken unter der Niederlage seines Heeres. Er hatte das Gefühl, als sei seine ganze Ehre und Würde, die ihn als Kinderbischof so hoch erhoben, nun völlig verloren gegangen. Was würden nur Meister Bertram, Herr Wrak und sein Töchterchen Hilde von ihm denken! Mußten sie ihn nicht für einen Schwächling halten? Selbst der Herr Domdechant und alle Magister würden ihn sauer ansehen, denn das Ansehen der Domschule war durch die Niederlage schwer geschädigt. Oh, der besiegte Heerführer schämte sich unsäglich und ging zuletzt ganz allein durch die Straßen.

Er hatte die beiden Hachede nach ihrem Hause begleitet und kam nun über den Dornbusch. Da schreckten laute Stimmen ihn aus seiner Versunkenheit auf. Vor dem Eimbeckschen Hause sah er mehrere Männer stehen, und als er näher herankam, erkannte er unter ihnen seinen Oheim Jürgen Nyenkerken, den Seefahrer, im Wortwechsel mit dem fremden Ritter. Wie trotzig und verwegen sah der Fremde aus! Wie glühte sein Antlitz von der Hitze des Weines, wie blitzten und funkelten seine großen wilden Augen! War der Ritter ein alter Bekannter seines weltbefahrenen Oheims Jürgen?

„Morgen werde ich's erfahren," sprach Hermann bei sich, „oh, wäre es nur erst morgen! Der Vater, Bruder Dirk und alle Mühlenknappen werden mich verspotten; nur allein die Mutter wird es nicht tun; sie weiß, wie unglücklich ich bin und wird mich so freundlich und liebreich anblicken, wie sie es immer tut, wenn sie merkt, daß ich mich gräme."

4. Der fremde Ritter.

Andern Tages kam Meister Bertram gleich nach der Mittagszeit in die Obermühle, um an seinem Bilde weiter zu malen. Und wie nun Hermann wieder vor ihm auf dem Schimmel saß, sagte der Künstler in scherzhaftem Ton: „Ihr seid gestern am Blauen Turm schmählich geschlagen worden, nicht wahr, Herr Bischof?"

Harm zuckte zusammen, so heftig erschrak er, und mit blutrotem Angesicht erwiderte er: „Unterlegen sind wir wohl, doch nicht schmählich, wie Ihr vermeint."

„Ja — ja", nickte Herr Bertram vielsagend; „die Neustädter wachsen uns allewege über den Kopf, insonderheit die Brauer werden ohnmaßen üppig. Der Heinz Nyenkerken soll ja gleich einem grimmen Leuen in der Schlacht gewütet haben, hm?"

„Wir alle haben uns tapfer geschlagen", versetzte Harm bebend.

„Hm — hm," brummte der Meister mit spitzem Munde, „ein geistlicher Herr braucht ja auch nicht notwendig ein Held in der Schlacht zu sein."

Aufgebracht und trotzig rief Hermann, mit dem Krummstab wie zum Schlage ausholend: „Aber ich habe ebenso tapfer gefochten wie der Heinz und verhoffe, es Euch noch einmal zu beweisen, daß ich ihm an Heldenmut nicht nachstehe."

Darauf nickköpfte der Meister und sagte: „Wollen's verhoffen, wollen's verhoffen, hochwürdiger Herr!"

Folgenden Tages hantierte Herr Bertram wiederum an die zwei Stunden eifrig mit Stift und Pinsel; dann machte er trotz seinem hohen Alter einen Freudensprung, daß der Schimmel erschrak, und rief fröhlich: „Sankt Lukas, unser hoher Schutzpatron, sei gepriesen: das Werk ist glücklich auf dem Pergament und kann

nun mit Muße vollendet werden! Mein Herr Bischof, ich danke Euch für Eure Huld und Geduld in währender Sitzung hoch zu Roß! Steiget nun herab, führet den Gaul hinaus und schüttet ihm ein gedoppelt Maß Haber in die Krippe, er hat es rechtschaffen verdient. Die hohe Ehre, fortan auf einem Gemälde Meister Bertrams zu prangen, hat er noch obenein."

Wohl war das Bild noch lange nicht ganz fertig, wie der Maler versicherte, und doch erschien es schon allen, die es sahen, als eine rechte Augenweide. Frau Regina insonderheit war davon entzückt und bat den Meister freundlich um eine Kopie, sie wollte selbige auch gern bezahlen. Abwehrend rief Meister Bertram: „Bezahlen, liebwerte Frau? Oh, dessen bedarf's wahrlich nicht, habt Ihr mir doch willig und freundlich Gastfreundschaft und Entgegenkommen erwiesen in Eurem Hause. So soll denn auch einer meiner besten Schüler das Bild abkonterfeien für Euch. Und sollt' es sich nimmer fügen, daß Ihr Euern Sohn als echten und rechten Bischof von Hamburg und Bremen hoch zu Rosse sähet, so möget Ihr doch solch Glück im Bilde genießen."

Mit diesen Worten verließ der Meister die Mühle, und niemand war glücklicher, da er ihn scheiden sah, als Harm. Des stundenlangen Stillsitzens auf dem Gaul ungewohnt, war es ihm wie ein Hexenschuß in die Glieder gefahren, und er fühlte wohl, daß er sich gründlich austummeln müsse, um wieder frisch und frei und gelenkig zu werden wie zuvor. Deshalb griff er nach seinen Eisschuhen und der Pike, und bald darauf sauste er mit Windeseile, wie Uller, der Gott der Jagd und des Eislaufes, über den weiten Spiegel der Alster bis gen Herwerdeshude und dem Papenwärder und von dorther, immer von einem Ufer nach dem andern schräg hinschießend, nach der Mühle zurück. Gab es je ein Vergnügen, das ihm Herz und Sinne und Gliedmaßen so wundersam erfrischte wie dieses? Laut auf jauchzte er vor Lust und fuhr dahin wie auf Flügeln des Windes.

Dreimal durchmaß Hermann die weite Bahn bis zu dem dunkeln Weidengebüsch am Papenwärder. Es war ihm wohlig warm geworden wie von dem Würzwein, den in silbernem Becher der Herr Domdechant ihm kredenzt, und bis um die Mitternacht

hätte er das fröhliche Spiel fortführen mögen, wenn nicht ein Licht am Fenster seines Vaterhauses ihn gemahnt hätte, nach Hause zu kommen. Und wie er dann mit lustfunkelnden Augen und frischgeröteten Wangen, umwittert von dem herben Hauch der Winternacht, in die Stube trat, da nickte seine Mutter ihm glückstrahlend zu und dachte in ihrem Herzen: „Und er wird doch dereinst Bischof von Hamburg und Bremen werden."

Allmählich wurde die Unehre seiner Niederlage von den andern vergessen, nur ihm selbst haftete sie noch wie ein Stachel im Herzen und wenn er in der Folgezeit seinem Vetter Heinz auf der Straße begegnete, so ballte sich ihm unwillkürlich die Rechte zur Faust und in seinem Auge flammte es heiß auf. Dann lachte Heinz in seiner übermütigen Weise und rief hohnvoll: „Was grämst du dich so baß, Bischof ohne Amt und Macht? Verharre nur ein Jährlein, und ich zahle dir doppelten Sold!"

„Oder ich dir, du Prahlhans!" erwiderte Hermann zornbebend „Hochmut kommt vor dem Fall!"

Allein noch viel mehr, als der übermütige Vetter, beschäftigte Hermanns Gedanken der fremde Ritter, von dessen tollen Streichen alle Scholaren jeden Tag Neues zu berichten wußten. Wahre Wundermären erzählte man sich von seiner Körperkraft und seinem Becherstürzen. Im Ratsweinkeller und den andern Trinkstuben, wo die Herren vom Rat und die Aldermannen der Zünfte abendlich zusammenzukommen pflegten, solle der Ritter erstaunliche Proben seiner Kraft und Zechkunst erwiesen haben. Mit Jürgen Nyenkerken, dem Seefahrer, versäße er ganze Nächte beim Becher, und schon habe er mit dem Bruchvogt und seinen Gesellen, den Schlupwächtern, nächtlicherweile manch harten Zusammenstoß gehabt; seine beiden Gefährten säßen sogar schon, Zechschulden halber, in der Frohnerei hinter Schloß und Riegel.

Solche Gerüchte schwirrten von Mund zu Mund, und Hermann beschloß, mit seinem Vetter Paul Francke den Oheim Jürgen zu besuchen, um von ihm die Wahrheit über den fremden Gast zu erforschen.

An der Ecke der Deichstraße und des Kayen, nahe am Niederhafen, wohnte der Kapitän. Aus den Fenstern seines Hauses

konnte er den ganzen Hafen mit seinen zahlreichen Schiffen, die dort überwinterten, bequem überschauen. Einlaß heischend, klopfte Hermann mit dem Messingschläger an die eisenbeschlagene Tür. Es wurde auch bald aufgetan, doch erklärte die alte Muhme, die dem ledigen Seemanne das Hauswesen leitete, der Kapitän sei nicht drinnen, wahrscheinlich befände er sich auf dem Walfisch, wo er zu Zeiten ganze Tage und Nächte zubringe.

Der Walfisch war das große Seeschiff Oheim Jürgens, er war den Knaben wohlbekannt, und sie eilten an den Hafen und freuten sich, wie sie den Oheim überraschen wollten. Wie ein schwarzes Ungetüm lag das hochbordige Schiff, festgehalten von starken, eisernen Ankerketten, nahe am Kayen. Eine blaue Rauchsäule, die aus dem Innern emporstieg, verriet den beiden, daß der Kapitän sich drinnen befinde. Aber wie sollten sie an Bord gelangen, da die Fallreeptreppe aufgezogen und auch keine Leiter vorhanden war? An Backbordseite hing ein Tau herab, daran klommen sie mit Mühe empor und schwangen sich über die Schanzkleidung auf Deck. Oheim Jürgen war drinnen in seiner Kajüte, ein würziger Groggeruch drang durch die Türspalte, auch vernahmen die horchenden Knaben den Schall lauter Stimmen aus der Kabine, es war dort also Besuch. Sollten sie es wagen, anzuklopfen? Wenn nun aber der Gast, den der Kapitän da drinnen bewirtete, der Ritter selbst wäre? — Nein, sie wollten doch lieber oben bleiben, bis der Oheim herauskäme, und so liefen sie auf Deck umher, guckten in alle Luken und durchstöberten, vom Vordersteven bis zum Heck, alle Kabinen und Kammern und Schotten, die sie zu öffnen vormochten.

In einem Kämmerchen, ganz nahe am Kabelgat im Vorderschiff, erblickten sie mit Schrecken eine Reihe Menschenschädel, die nebeneinander auf einem Brett standen. Der Anblick war so überraschend und grauenerregend, daß die Knaben, keines Wortes mächtig, davorstanden und die entsetzlichen Gebilde anstarrten. Es waren sechs Köpfe, einer so greulich wie der andere: die beinernen Stirnen gewölbt, tiefe Löcher, wo einst Augen und Nase gewesen, die Kinnbackenknochen scharf hervortretend, und die Zähne wie im Grimm fest aufeinandergepreßt.

Mit schlotternden Knien klommen die Knaben wieder ans Tageslicht und ließen die Falltür herab; dann erst wagten sie aufzuatmen, und flüsternd fragte einer den andern: „Was war das? Wie kommen die Köpfe dort hinein? Wem mögen sie angehört haben? Sind es Seeräuber gewesen, die Oheim Jürgen im Kampfe erschlagen? Und was mag ihn bewegen, die Schreckensgebilde in seinem Schiffe zu hegen?"

Sie waren so entsetzt, daß sie sich schon heimlich wieder fortschleichen wollten. Aber in diesem Augenblick wurde die Tür der Kapitänskabine aufgestoßen und Hai, die mächtige dänische Docke, kam wie ein grimmer Wolf auf Deck geschossen. In seiner blinden Wut wäre das Tier seinem guten Freunde Hermann beinahe an die Kehle gefahren, um ihn niederzureißen, doch zum Glück wurde es im letzten Augenblick noch seines Irrtums gewahr, und seine Wut verwandelte sich alsbald in lebhafte Freude.

„Ahoi!" rief nun Oheim Jürgen aus der Tür der Kajüte mit fröhlicher Stimme, „Feinde auf Deck oder Freunde?"

„Freunde!" antworteten die Knaben wie aus einem Munde.

„So sollt ihr willkommen und gebeten sein, näherzutreten", versetzte mit heiterer Würde der Kapitän. Aber als sie seiner freundlichen Einladung willfahren wollten, reckte sich über seine Achsel das Haupt des Mannes, um deswillen sie auf den Walfisch gekommen waren — ja, kein Zweifel, der fremde Ritter befand sich in der Kajüte.

Sie schritten zögernd heran, und mit seiner dröhnenden Stimme rief der Fremde: „Bei Sankt Nikolas, der Krauskopf da ist ja wohl der Hochwürdige Herr Bischof in eigener Person?"

„Getroffen!" antwortete der Kapitän mit Behagen, „und dieser hier mit den frommen Augen ist ein Pinselheld, so die Gelehrten Pencillatus zu heißen belieben."

Er lachte über sein Scherzwort und nötigte die Gäste, in die Kabine zu treten. Allda stand auf dem blanken Eichentisch ein Gefäß mit dampfendem Grog, und die Knaben mußten die Becher heben und trinken. Aber mit verzerrten Gesichtern spien beide den ätzend scharfen Trank sogleich wieder aus dem Munde, als hätten sie glühendes Feuer getrunken.

Da lachten die beiden Männer, daß die Kabine dröhnte, und der Ritter packte Hermann an den Schultern, blickte ihn scharf an und sprach: „Herr Bischof, Herr Bischof, Ihr schaut mir aus den Augen, als käme wohl bald der Tag, da Ihr diesen Trank mit Behagen schlürfen werdet!"

„Nun," sagte der Kapitän, „so ihr nicht teilnehmen wollt an unserem Zechgelage, möget ihr für jetzt beurlaubt sein und den Walfisch verlassen. Ein andermal könnt' sich's wohl fügen, daß ich euch mit einem echt Hamburger Mehlbeutel bewirtete; gilt's, ihr Leckermäuler?"

Mit Freuden nahmen die Knaben die lockende Verheißung auf und verließen eilig die Kajüte und das Schiff.

„Du," sagte Paul Francke, als sie am Kayen hinschlenderten, „ob es dem Kapitän wohl ernst war mit dem Mehlbeutel?"

„Wie magst du nur zweifeln!" erwiderte Harm. „Was Oheim Jürgen einmal verspricht, daran hält er unerschütterlich fest, sonst wäre er ja kein echter Seemann."

„Und wie denkst du über den Ritter?" fragte Paul mit Spannung.

„Ein schrecklicher Kerl!" rief Harm lebhaft. „Er kommt mir vor wie der leibhaftige Satan!"

„Vielleicht ist er das auch", meinte Paul Francke mit geheimem Grauen. „Wenn's dem Kapitän nur nicht auch an den Kragen geht!"

„Oh," meinte Harm zuversichtlich, „meinem Oheim passiert nichts, er ist sehr gottesfürchtig."

„Ein frommer Mann ist er", pflichtete Paul freudig bei; „hat er doch das kostbare Schottilienwerk, an welchem mein Vater derzeit arbeitet, für die Kapelle der Schiffergesellschaft in Sankt Nikolai auf seine Kosten bestellt. Hör' mal, Harm, der Kapitän muß sehr reich sein."

„Hm," machte Hermann mit geheimnisvoller Miene, „der Oheim soll einen Schatz in seinem Hause verwahren, wohl größer, als ihn der Kaiser besitzt."

„Ah!" rief Paul begierig, „wo mag er den wohl gehoben haben, du?"

„Das weiß niemand. Oheim Jürgen war dazumal gerade in Wisby mit seinem Schiff, als König Waldemar Atterdag die gotische Stadt zerstörte und plünderte. Wohl möglich, daß der Oheim seinen Geldschatz dabei erbeutet hat. Denn weißt du, keine Stadt auf dem Erdenrund hegt solche Reichtümer, als damals Wisby. Selbst Lübeck, das doch die Königin der Hansa ist, hat sich mit ihr nicht messen können. Die Glocken ihrer Kirchen waren aus purem Silber, aus Erz ihre Tore, auf goldener Spindel spannen ihre Frauen, und die Kinder spielten auf der Straße mit harten Talern. Da kannst du dir vorstellen."

„Freilich! Aber die mit Wisbys Goldschätzen befrachteten Holke König Waldemars sollen allesamt von der wilden See verschlungen worden sein."

„So ist's!" bestätigte Hermann. „Mein Oheim aber mag einen Teil der versunkenen Schätze gehoben haben; vielleicht stammen daher auch die Schädel in seinem Kabelgat."

„Die gräßlichen Larven!" rief Paul mit Schaudern, und sie gingen eine Weile schweigend miteinander.

„Du," begann Paul Francke wieder, „wie steht der Kapitän mit dem Klabautermannn?"

„Oh!" rief Hermann, „die beiden sind allzeit gut Freund miteinander. Der Kobold weilt gern auf dem Walfisch, warnt vor dem Sturm und hat oftmalen das Schiff vor dem Untergange behütet."

Paul stieß einen pfeifenden Ton aus und sagte mit aller Bestimmtheit: „So hat auch kein anderer als der Klabautermann dem Kapitän den Schatz emporgeholt."

Ein hochgewachsener Mann in pelzverbrämtem Mantel kam vom Hopfenmarkt daher.

„Der Frohn!" stieß Hermann erschrocken aus und ergriff seinen Gefährten am Arm.

„Ja, es ist Peter Funke in eigner Person", bestätigte Paul; „fürchtest du dich vor ihm?"

„Nun," antwortete Hermann ausweichend, „wer begegnet denn gern dem Henker?"

„Er tut uns gar nichts", sagte Paul guten Muts. „Ich sehe ihn oft, vernehme auch manchmal seine Stimme aus dem Garten der Frohnerei, deren Mauer ich aus dem Dachfenster unseres Hauses überschauen kann. Aber laß uns doch lieber auf die andere Seite gehen!"

Hochaufgerichtet, ernsten Angesichts und geradeaus schauend schritt der gefürchtete Mann vorüber, ohne die Knaben nur eines Blickes zu würdigen.

Beide blickten sich nach ihm um, und Hermann sagte:

„Er schreitet dahin wie ein König, alle weichen ihm aus und niemand grüßt ihn. Ich möchte doch lieber jene Krähe auf dem Dach von Sankt Nikolai, als der Frohn von Hamburg sein."

Drei Tage später führte Jürgen Nyenkerken die beiden Freunde auf den Walfisch, um sie mit dem verheißenen Mehlbeutel zu ergötzen. Sie zündeten ein Feuer auf dem Herd der Kombüse an, und der Kapitän machte sich ans Werk, die leckere Speise zu bereiten.

Während er aus Mehl und Butter und bester Sahne einen Teig bereitete und ihn mit Rosinen und Korinthen und einem Schuß Arrak würzte, um ihn zum Schluß in einem Mehlbeutel in sprudelnd kochendes Wasser zu versenken, faßte Harm sich ein Herz und begann errötenden Antlitzes: „Oheim, jüngst als der fremde Ritter bei Euch in der Kajüte saß, sind wir beiden hier unten drin gewesen und haben die sechs Schädel auf dem Sims gesehen — warum habt ihr selbige im Schiffe?"

„Oho! ihr neugierigen Füchse, wie dürft ihr es wagen, die Geheimnisse des Walfisch auszuschnüffeln?" rief der Kapitän aufbrausend.

Erschreckt von seinem Drohwort und dem Zorngefunkel seiner Augen, stammelten sie Entschuldigungen und sagten, von ungefähr seien sie in das Kabelgat und die Kammer dahinter hineingeraten.

Da schwand der Unmut aus dem bärtigen Antlitz des Schiffers und er sprach begütigend: „Nun, nun, ich vertraue, ihr seid wackere, redliche Burschen und werdet das Geheimnis nicht auf den Markt tragen — he?"

Nein, sie wollten verschwiegen sein, beteuerten sie mit heiligem Eifer.

„Wohl," sagte der Kapitän versöhnt, „und so möget ihr auch erfahren, welch ein Bewandtnis es mit den Köpfen da drinnen hat. Es steckt kein schwarzes Verbrechen noch sonstiger Teufelsspuk dahinter, wie ihr wohl argwöhnt; nein, die Schädel habe ich allesamt vom Grunde der See emporgeholt und ihnen, wie sich's für menschliche Gebeine und zumal für die Köpfe von Seefahrern ziemt, das säuberliche Mausoleum da drunten hergerichtet. Männer, die die See befahren, sind allewege Helden und verdienen die höchsten Ehren; das möget ihr nur glauben und vor jedem Schiffer tief die Kappe herunterziehen, ihr unerprobten jungen Landratten — wohl verstanden auch?"

Mit niederschmetternden Blicken schreckte er sie, so daß sie im Gefühl ihrer Nichtigkeit rasch antworteten: „Ja, Oheim," „ja Herr Kapitän."

„So merkt's!" sagte er eindringlich und fuhr dann milder fort: „Jedweder Seemann hat seine Lust daran, auf dem Schiffe über die Wogen zu fahren, nicht aber drunten auf dem Meeresgrunde tat- und kampflos zu ruhen. Heb' ich nun einen Kopf aus der Tiefe ans Licht der Sonne und gebe ihm Herberg' in meinem Schiffe, so wird der Geist, der vormals in dem beinernen Gehäuse wohnte und waltete, auch Wohnung auf meinem Fahrzeuge nehmen und es beschirmen vor allen Fährnissen da draußen auf der wilden See nach der Macht, die ihm von Gott gegeben. Je mehr Köpfe ich so gewinne, desto mehr Schutzgeister werden mein Schiff umschweben, und so wird es Sankt Nikolo, unserm obersten Schutzpatron, leichter gelingen, uns in Sturm und Not zu schirmen. Mithin sind die Schädel da drinnen teure Reliquien, die mir um kein Gold feil wären. Geld und Gut kann man wohl gewinnen, nimmermehr aber das Leben, wenn's einmal dahin ist. Oft steig' ich dort hinunter, um Zwiesprache zu halten mit den stummen Gesellen. Oh, sie haben mir viel zu vermelden von Seemanns Lust und Leid und Not und Tod — mehr, viel mehr, als ihr beide wohl jemalen erleben werdet, es sei denn, daß ihr Schiffer würdet. Seht einmal meinen Kopf recht genau an — wie? Er ist des Anschauens wohl wert! Nun, dereinst mag wohl auch ihn ein braver Seemann aus der Tiefe emporholen und ihm auf seinem Schiff Herberge geben — glaubt ihr

denn, ich würde es dem wackern Manne nicht Dank wissen? — Oh, freuet euch und seid fröhlich, ihr Jungmannen, daß ihr noch grün seid und das schöne, kampffrohe Leben noch gänzlich vor euch liegt! Diese Erde, und zumal die weite blaue See, ist ein gar herrlicher Tummelplatz für frischen Jugendmut und überschäumende Manneskraft. Einen Vorschmack dieser großen Heldenlust habt ihr wohl verspürt jüngster Tage am blauen Turm, selbst als Bezwungene, wie? — Sturm und Hagel, der Mehlbeutel!" rief er plötzlich emporfahrend, erfaßte behutsam die Zipfel des Leinentuches und hob den Mehlbeutel aus dem Kessel. Auf eine flache Schale ließ er den Inhalt des Beutels gleiten, und siehe: ein dampfender, kinderkopfgroßer, lockerer Kuchen stand vor den begierigen Blicken der Knaben. „Ah!" stießen beide wie in einem Atem staunend hervor; der Kapitän aber nahm ein Pfännchen, setzte es auf die Herdplatte und ließ ein taubeneigroßes Stück Butter zergehen, das er dann über das duftende Gebäck goß.

„Alles klar!" sprach er befriedigt, „nun kann die Schmauserei anheben; folget mir in die Speisehalle des Walfisch!"

Um den blanken Eichentisch setzten sich die drei und erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle. Ja, das war eine köstliche Speise! Keine Hausfrau in der Stadt Hamburg verstand einen so schmackhaften Mehlbeutel zu bereiten, wie Oheim Jürgen, und nirgendwo saß man so traulich beim Mahle, wie in dieser kleinen Kajüte auf dem Walfisch.

Der Kapitän freute sich herzlich, daß es seinen Gästen so wohl an seinem Tische schmeckte, er nickte den Schmausenden mit behaglichem Lächeln zu und sprach:

„In diesem kleinen Stübchen ißt und trinkt sich's wohl köstlicher, als in prunkenden Fürstenhallen, zumal auf hoher See, wenn draußen das Wogenspiel lieblich erklingt. Da könnte der Kaiser kommen und zu mir sprechen: ‚Kapitän Jürgen Nyenkerken, setz' dich auf meinen purpurnen Thron in meinem hohen Schlosse und laß mich in deiner Kabine hausen' — ich antwortete ihm: ‚Mit Verlaub, hoher Herr, ich kann und mag nicht mit Euch tauschen. Ihr in Eurem hohen Schlosse seid von tausend Neidern und Feinden umgeben, ich in meinem Schiffe fühle mich ganz in meines

Gottes Armen, denn die See ist des Herrn, und niemand anders hat Macht über sie. Und fürder: Euer Schloß steht wohl hoch und stolz prangend da, allein es ist ein starres, totes Ding, das Eurem Herzen nichts zu sagen weiß. Wie anders mein gutes Schiff! Das ist lebendig, folgt gehorsam meinem Wink und Willen und kämpft und ringt mit mir gegen Wind und wilde Meereswogen als ein treuer Kamerad.'

So würde ich sprechen, und der Kaiser würde mir zunicken mit seinem stolzen Haupte und sagen: ‚Jürgen Nyenkerken, du hast recht. Schiffskapitän zu sein, ist wohl des deutschen Mannes Lust und höchster Ruhm.'

Ja — fürwahr, so ist es, ihr jungen Prasser!" rief Nyenkerken mit glänzenden Augen. „Du, Paul Francke, mußt ja wohl ein Maler werden, weil dir die hohe Gottesgabe verliehen ist; aber dich, mein Sohn Harm, hoffe ich noch für das edle Schifferamt zu gewinnen, obzwar deine liebe Mutter es ganz anders mit dir im Sinne hat. Die deutsche Hansa braucht tapfere Seemannen, und ein Nyenkerken muß immerdar für sie streiten. Jetzt tue ich das, und nach mir mußt du an meinem Platze an Bord stehen — bist du des willens, mein Sohn?"

Hermann suchte den Bissen, der seinen Mund füllte, rasch zu bewältigen, aber ehe er Antwort geben konnte, erhob sich draußen ein Lärmen, und eine Donnerstimme rief: „Kapitän Nyenkerken! Holla, Kapitän Nyenkerken!"

„Wie?" fragte der Schiffer und erhob sich vom Tische, „war das nicht die Stimme des Ritters Klaus Störtebeker?"

„So heißt er Klaus Störtebeker?" riefen die Knaben.

„Ja, so nennt er sich, da er ein Meister in der Kunst des Becherstürzens ist; von Haus her mag er wohl anders heißen."

„Kapitän Nyenkerken!" scholl wiederum die mächtige Stimme von außen her.

„Ahoi! er lichtet schon die Anker!" rief der Schiffer gutgelaunt und eilte mit den Knaben auf Deck.

Was sie da unten am Hafen erblickten, setzte sie in Erstaunen. Von einer bewegten Gaffermenge umdrängt und bewacht von dem obersten Bruchvogt der Stadt und drei handfesten Schlupwächtern,

stand da ohne Wehr und Waffen der Ritter und blickte harrend nach der Höhe des Walfisch empor.

Als die drei oben an Bord sichtbar wurden, ging eine lebhafte Bewegung durch die Menge, wie wenn plötzlich ein Windstoß durch die Wipfel des Waldes fährt. „Was begehrt man von mir?“ fragte der Schiffer von der Höhe herab.

Da antwortete mit grimmiger Gebärde der Ritter:

„Ich bitte Euch, kommt herab, Kapitän Nyenkerken! Das Krämervolk dieser Stadt vermißt sich kecklich, mir Roß und Rüstung zu rauben, ja, mich sogar mit Schuldhaft zu bedrohen, dafern nicht ein ehrsamer Bürger der Stadt durch seine Bürgschaft mich ihren frechen Krallen entreißt.“

„Verharret eine Weile!“ antwortete der Kapitän, und er warf in der Kajüte seinen Pelzmantel um, ließ die Fallreeptreppe hinunter und verließ mit seinen jungen Freunden den Walfisch.

Erwartungsvoll blickte dem hochangesehenen Aldermann der Schiffergesellschaft die Menge entgegen, und einer fragte den andern: „Was wird er tun, wird er für den ritterlichen Sausewind eintreten oder nicht?“

Störtebeker streckte dem bedenklich dreinschauenden Seebären die Hand entgegen und sagte lauten Mundes: „Kapitän Nyenkerken, Ihr seid der einzige Mann in dieser Stadt, zu dem ich Vertrauen hege, und werdet nicht dulden, daß einem deutschen Ritter, der an Eurem Tische Gastfreundschaft genossen, von habgierigen Krämern und ihren Bütteln, diesen rauhbeinigen Schlupwächtern, Gewalt angetan werde.“

„Zügelt Eure Zunge, Herr Ritter!“ warnte Nyenkerken mit scharfem Wort. „In dieser guten Stadt Hamburg wird keinem Ehrenmanne ein Haar gekrümmt. Habt Ihr Schulden gemacht, so müßt Ihr oder ein anderer dafür einstehen, also erheischt es überall in deutschen Landen Recht und Gesetz; diese Leute hier tun nur, was ihres Amtes ist.“

Störtebeker knirschte mit den Zähnen und rief:

„Vergeßt nicht, Herr Kapitän, daß ich ritterlichen Standes bin!“

Ruhig und fest antwortete Nyenkerken: „Euern Stand in Ehren, so lange Ihr dem Stande nicht Unehre macht.“

„Herr,“ rief der Ritter unwirsch, „ich bin nicht zu Euch gekommen, um mich mit Worten meistern zu lassen!“

„Was heischt Ihr denn von mir?“ fragte Nyenkerken ruhig.

„Bürgschaft gegen meine Ankläger, damit ich Roß und Rüstung wieder erlange und frei von hinnen reiten kann!“

Der Kapitän sann eine Weile nach, dann blickte er entschlossen auf und sagte: „Ihr seid mein Gast gewesen, deswegen muß ich Euch vor dem Schuldturm retten. Bruchvogt,“ wandte er sich an das Oberhaupt der Schobanden, „geleitet den Herrn Ritter zurück nach dem Rathause, ich folge.“

Unter lautem Hallo der Gassenbuben setzte sich der Zug in Bewegung, marschierte die Deichstraße hinan, kreuzte den Hopfenmarkt, lenkte in die gewundene Straße „An der neuen Burg“ ein und staute sich endlich auf dem Platz vor dem Rathause.

Drinnen in der Gerichtshalle harrten schon Richter und Ankläger, und als nun Nyenkerken erklärte, er sei gekommen, für den Ritter zu bürgen, da las der Sekretarius ihm die einzelnen Posten der Zechschulden Störtebekers vor. Der Kapitän erschrak über die Höhe der Summe, doch ließ er sich's nicht merken und übernahm die Bürgschaft für den Prasser, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Solchen Ausganges waren die Kläger froh, denn sie kannten die Ehrenfestigkeit Nyenkerkens und wußten, daß er alle Schuld auf Schilling und Pfennig bezahlen werde. Auch Störtebeker hob den Blick zu seinem Befreier auf und wollte ihm danken. Der Kapitän aber schüttelte abwehrend das Haupt und sagte: „Laßt das, Herr Ritter, Ihr habt als Gast an meinem Tisch gesessen.“

Ein Blitz aus Störtebekers Augen zuckte über den stolzen Mann hin, er biß die Zähne aufeinander, daß es knackte, schwieg aber still.

„Ihr seid frei, Herr Ritter, und werdet drunten auf dem Hofe Roß und Rüstung wiedererhalten; doch habt Ihr ohne Verzug diese Stadt zu verlassen. Unser Bruchvogt mit seinen Gesellen wird Euch bis vor das Tor geleiten“, verkündigte der Richter.

„Des Geleites bedarf ich nicht!" rief Störtebeker grimmgemut.

In festem Tone, der keinen Widerspruch zuließ, entgegnete der Richter: „Es bleibt dabei!"

Störtebeker knirschte in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen, aber er sprach weiter kein Wort.

Hiernach fragte der Richter den Kapitän, ob er auch für die beiden Gefährten seines Schützlings, die in der Frohnerei säßen, Bürgschaft übernehmen wolle.

„Nein!" antwortete Nyenkerken. „Das sind, wie ich von diesem Herrn gehört, zwei lose Vögel, die er auf der Landstraße aufgelesen hat. Sie mögen in Haft bleiben und erfahren, was recht ist."

Im Geleit der Schobanden und einer lärmenden Volksmenge zog Störtebeker durch die Straßen nach dem Steintore und erhielt erst draußen im freien Felde, angesichts des Galgens, seine volle Freiheit wieder.

Da reckte sich der gewaltige Mann hoch auf, streckte die Schwerthand drohend gegen die Stadt aus und rief in furchtbarem Grimm: „Wehe dir, Hamburg! Wehe! Wehe! Die Schmach, die du dem deutschen Ritter heut angetan, wird Klaus Störtebeker einst schrecklich rächen! Im roten Blut deiner Söhne wird er sie von sich abwaschen tausendfältig. Merk' dir, du verfehmte Stadt, den Namen Klaus Störtebeker!"

Alle, die solches sahen und hörten, entsetzten sich; der Ritter aber warf sein Roß herum und sprengte in wildem Rennen, daß Wehr und Waffen klirrten und funkelten, gleich dem leibhaftigen Satan, am Galgen vorüber in den dunkelnden Abend hinein.

5. Um die Weihnachtszeit.

Jeden Sonn- und Feiertag legte Hermann Nyenkerken sein Bischofsgewand an und begab sich, von seinen Diakonen abgeholt und geleitet, nach dem Dom, um dort auf seinem Ehrensitz vor dem Hochaltar der Messe beizuwohnen, so wollte es der Brauch.

In all dieser dunkeln und doch so heimlich trauten Zeit herrschte in seinem Elternhause eine gar emsige Geschäftigkeit. Sein Vater war Aldermann der Martinsbrüderschaft, einer Vereinigung der Müller und Knappen, die in der Petrikirche eine Kapelle mit schönem Altar, kunstreich geschnitztem Gestühl und einem hohen bunten Glasfenster inne hatte. Den feinen Bildschmuck hatten die Meisterhände Bertrams von Minden und Peter Franckes geschaffen. Das hatte der Martinsbrüderschaft ein schön Stück Geld gekostet, doch hatte sie dies Opfer gern gebracht, galt es doch, jedermann recht sichterbarlich darzutun, daß das Müllergewerbe hinter keiner ehrsamen Zunft zurückstehe.

In einer Ecke der Kapelle stand ein hoher, breiter Eichenschrank, den mit nahrhaftem Brot und bräunlichen Rundstücken zu füllen, die Müllerfrauen in dieser kalten Winterzeit eifrig beflissen waren. Vor allen andern widmete solch mildtätigem Werke Frau Regina Nyenkerken besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge. Jede Woche buk sie mit ihren Mägden aus bestem Roggen- und Weizenmehl viele Körbe voll Brots und Semmeln, um mit der köstlichen Gottesgabe den Schrank in der Kapelle zu füllen. Und wenn dann Sonntags die Frühmesse zu Ende war, schloß die Müllerin ihr großes Vorratsspind auf und teilte mit Beihilfe des Altgesellen die vielbegehrte Spende an bedürftige Leute, insonderheit arme Weiblein und hungernde Kinder, aus. Und dieses Amtes waltete Frau Regina mit einer solchen Freundlichkeit, daß ihre Gäste sich doppelt beschenkt fühlten und vermeinten, der Vater im Himmel selbst habe diese liebe Frau zu seiner Schaffnerin in der Martinskapelle bestellt.

Oftmals stand auch Hermann an der Seite seiner Mutter und reichte ihr das Brot aus dem Schranke zu. Und wenn sie dann so liebreiche Trostworte zu den Ärmsten sprach und ein glückliches Lächeln auf den vergrämten Gesichtern hervorzauberte, dann ging ein Frohlocken durch seine junge Seele, und auf seinen Lippen schwebte das Wort Jakobs: „Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus; hier ist die Pforte des Himmels!"

Am Weihnachtsheiligabend erschien ein Bote von Meister Bertram in der Mühle, überreichte Frau Regina ein Bild und sagte: „Das sendet Euch mein Meister zur Festfreude."

Die Müllerin erschrak recht, als sie ihren Sohn Harm im prunkenden Bischofsornat in dem Rahmen erblickte. Alle kamen

herbei, um das Bild zu sehen, und jeder meinte: „Recht, wie er damals aussah! Nein, wie groß ist doch die Kunst Meister Bertrams!"

Hermann selbst sprach kein Wort, aber er war doch recht stolz auf die Ehre, die ihm da widerfahren war. Am meisten beglückte ihn die Freude seiner Mutter; sie lächelte nur immer in ihrer innigen, zärtlichen Weise, wenn ihr Blick auf das Bild fiel.

„Ich weiß nur gar nicht, wie wir dem Meister für das teure Geschenk danken sollen", sagte sie bekümmert.

„Oh," versetzte der Müller, „da kann schon Rat werden. Mir ist bekannt, Herrn Bertrams Lieblingsgericht ist Aalsuppe; da schicken wir ihm die besten Aale aus unsern Reusen."

„Wohl, wohl," entgegnete Frau Regina, „aber das ist doch nur so gering für seine kostbare Gabe."

„Sag' das nicht!" meinte Nyenkerken. „Wir können ihm ja zu jedem Sonntage ein Gericht ins Haus schicken."

„Ach ja, das wollen wir tun! Und auch frische Butter und Eier; der Meister hält ja weder Kühe, noch Hühner."

Den schönsten Platz an der weißen Wand erhielt das Bild, allwo das Tageslicht recht frei und hell darauf fallen konnte. Und wie es nun in seiner leuchtenden Farbenpracht dort oben hing, erschien allen die Stube noch einmal so schön, fast wie ein Heiligtum, eine Kapelle. Und so nun einer zur Tür hereintrat, hob er unwillkürlich die Augen zu dem Bilde empor und verwunderte sich über den Glanz, der von ihm ausstrahlte. Und wie lebendig und würdevoll saß der Kinderbischof da oben auf seinem Schimmel! So recht, als wollte er aus dem Rahmen herfür geradewegs in die Stube hineinreiten. —

In der dunkeln Winterfrühe läuteten die Glocken vom Dom, von Sankt Petri, Sankt Katharinen, Sankt Nikolai und den beiden Klosterkirchen das Weihnachtsfest ein. Das war ein Klingen und Summen in den Lüften, als kämen die himmlischen Heerscharen, die einst über Bethlehems Fluren gesungen, gen Hamburg herniedergefahren. In allen Häusern wurde es lebendig, die Türen wurden aufgetan, huschendes Laternenlicht verbreitete hie und da eine ungewisse Helle, und unter heimlichem Geflüster, grüßenden Zurufen

und fröhlichem Lachen strömte das Volk in Gruppen und dichten Scharen den erleuchteten Kirchen zu. War das nicht eine frohe Botschaft, die dort von den Altären und Kanzeln verkündigt wurde? „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren ist, denn euch ist heute der Heiland geboren!" — Da taten sich wohl alle Herzen weit auf, und jubilierend erklang es in den hohen Hallen: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Und wenn dann hehrer Orgelklang die Gottesfeier beschloß, und die Menge aus den Kirchen ins Freie hinaustrat, dann war die Finsternis vergangen, und es war licht geworden draußen in den Straßen, wie in den Herzen der Menschen; in jedem Antlitz aber glänzte ein Schimmer der Freude, die einst in seligem Strahl die Stirnen der Hirten verklärt hatte. —

Es gab wohl in Hamburg selten ein Haus, wo nicht zum Weihnachtsfest der sogenannte Juleber auf den Tisch gekommen wäre. In reichen Häusern wurde ein ganzes junges Wildschwein mit einer Zitrone im offenen Maul, bräunlich gebraten auf die Tafel gestellt. Bei den Bürgern tat es auch schon ein fettes Spanferkel, und in den Hütten der Ärmeren begnügte man sich gern mit einem Stücklein Schweinefleisches, das man vom Knochenhauer erhandelt oder von einem Wohltäter erhalten hatte. Wem es nicht vergönnt war, diesen von den Vätern überkommenen Brauch wahren und vollbringen zu können, der hatte auch nicht die rechte Weihnachtsfreude und ging an den Festtagen umher wie einer, der von Gott und Menschen verlassen und verstoßen sei.

In der Obermühle wurde, wie alljährlich, ein junger Juleber mit einem rotbäckigen Apfel im Maul auf die Tafel gestellt. Das war ein Bild der Freude für alle, die dort erwartungsvoll um den großen, langen Eichentisch saßen. Und ihrer waren eine große Zahl; denn alle Knappen und Knechte und Mägde saßen mit ihrer Herrschaft zu Tisch. Auch der alte Weihnachtsgast der Familie, Kapitän Jürgen Nyenkerken, thronte mit froher Miene auf seinem Ehrenplatze. Mit einem gewaltig langen, blitzblanken Messer fiel der Hausherr über den knusperig gebräunten Frischling her und zerhieb ihn in Stücke. Ein jeder erhielt sein reichlich bemessenes

Teil, also daß von dem Eber nichts verblieb als die dürren Knochen. Und als nun die Bierkrüge an der festlichen Tafelrunde umgingen, klopfte der Kapitän mit seinem Kruge auf den Tisch und sprach: „Wir haben den Juleber verspeist und sind seiner froh geworden — wißt ihr aber auch, wem wir diesen unvergleichlichen Festschmaus zu danken haben?"

Niemand konnte ihm Antwort geben.

„Auch du weißt es nicht, grundgelehrter Scholarius und Bischof?" wandte sich der Kapitän an Hermann.

„Nein, Oheim, davon habe ich in der Schule nichts gehört."

„Haha!" lachte der Kapitän, „das konnt' ich wohl denken; die Herren Magister wissen nichts von den Gebräuchen unserer Väter oder wollen von ihnen nichts wissen, verschreien sie wohl gar als Unfug und Sünde. Das ist entweder sehr dumm, oder es ist schändlich. Denn ich meine, was unsern Vorfahren wert und heilig gewesen, das sollten auch wir hoch halten, anders gleichen wir feigen und entarteten Kindern, die ihre eignen Eltern schnöde verleugnen. Ist's nicht also, junger Bischof?"

„Ja — Oheim", antwortete Hermann errötend, denn aller Augen waren auf ihn gerichtet, die jungen Knappen stießen sich lächelnd an, und die Mägde am andern Ende des Tisches kicherten.

„Nun hört und merkt's!" sagte der Kapitän mit Nachdruck. „Auch unsere heidnischen Väter haben schon unser schönes Winterfest gefeiert und gewiß nicht minder fröhlich als wir, aber sie nannten es nicht Weihnachten, sondern Julfest. Jul bedeutet Rad; das Sonnenrad nimmt von heute an wiederum seine Bahn aufwärts am Himmelsbogen und spendet uns Erdenkindern mit jedem kommenden Tage mehr Licht und Wärme. Darüber freuen wir uns, und so auch unsere Vorfahren, darum war ihnen das Julfest ein rechtes Freudenfest. Wohl verstanden auch?"

Alle nickten und brummten oder riefen freudig: „Ja, Herr Kapitän," „ja Oheim!"

„Schön!" sagte Herr Jürgen; „und jetzt kommen wir auf den Juleber, den wir Prasser bis auf die Knochen verzehrt haben."

Man lachte, und die Mägde versteckten die Köpfe hintereinander und kicherten belustigt.



Der Kapitän hob den Becher und trank einen tiefen Zug, dann wischte er sich den Bart und fuhr fort: „In den ungeheuern Wäldern Altdeutschlands gab es Wildscheine die Fülle, da brauchte man nur ein wackerer Jäger zu sein, um sich geschwind einen leckeren Festbraten zu erbeuten. Unsere Väter aber sahen in dem Eber auch ein Sinnbild des Lichts; denn der Bringer des Frühlings, Freyr, der herrliche Ase, kam auf einem mächtigen Wildeber mit lichtstrahlenden goldnen Borsten dahergeritten und brachte der Welt den lieblichen Lenz mit seinem holden Maiensonnenschein. Daher der Juleber als Festbraten am Tage der Wintersonnenwende bei unsern sinnreichen und frommen Vorfahren! und wißt ihr, woher ich diese Weisheit geschöpft? — Nicht als Scholar unserer Hamburger Domschule, sondern in einer Fischerhütte am Waagfjorde zu Bergen, darinnen ich vor fünf Jahren bei meinem norwegischen Gastfreunde das Julfest gefeiert habe. Jenes Volk dort oben in den wildzerrissenen Felsenklüften des rauhen Nordlandes bekennt sich auch zum Christentum wie wir Deutschen, doch hält es noch die Götter der Väter hoch und weiß von ihnen wundersam klingende Lieder zu singen. Ich hab' ihnen gern gelauscht und manches Märlein behalten; es sind, wie es mich bedünken will, gar köstliche Kleinode."

Mit glänzenden Augen nickte Hermann, und der Kapitän bemerkte das und sagte: „Mein Junge, du wirst es einst erfahren."

Die kleinen Mädchen waren schon lange ungeduldig, nun fragten sie schüchtern: „Oheim Jürgen, kommt Ihr heute auch mit uns aufs Eis?"

„Ei freilich", rief er frohgelaunt. „Alle Welt geht heute aufs Eis, und ich kann euch auch schon verraten, daß die Stadtpfeifer aufspielen werden."

Diese Nachricht wurde mit Jubel aufgenommen, und Frau Regina konnte sich kaum Ruhe verschaffen, um in Andacht die Danksagung zu sprechen.

Ja wahrlich: alle Welt, die von den Ringmauern Hamburgs umgrenzt wurde, kam heute aufs Eis. In dichten Scharen strömte die Menge, alt und jung, vornehm und gering, aus dem Mühlentor hervor, und mit lustigem Schellengeklingel kamen sogar Bürgermeister und Ratsherren mit ihren schönen Frauen und Kindern in

Schlitten herangesaust. Heißa! die Stadtmusikanten waren da; sie erhoben ihre langen Zinken und Hörner, und begannen alsbald aus Leibeskräften zu blasen und zu trommeln, daß das grausliche Getön schier bis gen Herwerdeshude erscholl und die weißen Nönnlein im Kloster Frauental in ihrer frommen Andacht störte. Da hub auf dem Eise ein fröhliches Getümmel und Gewimmel an. Wer noch hurtig auf den Beinen war, der stand nimmer still, und selbst manchen würdigen Alten, der des Laufens und Springens längst entwöhnt war, wandelte die Lust an, sich heut noch einmal mitten unter der munteren Jugend umherzutummeln.

Die ganze Obermühle war ausgeflogen; Frau Regina ging mit ihren Freundinnen plaudernd umher, am Schenktisch standen die Männer, Wackermann umsprang bellend und tanzend die kleinen Mädchen, und Hermann lief mit seinem Freunde Paul Francke mitten durch das dichteste Gewimmel des jauchzenden Volkes. Da auf einmal stutzte er, und sein Angesicht erglühte in purpurnem Glanze. War das feine Mägdlein mit dem schimmernden Goldhaar im Nacken nicht die kleine Hilde Wrak, die das Nägelein ihm zugeworfen? Sie lief an der Hand eines bärtigen, pelzgekleideten Herrn daher, und das war kein anderer, als ihr Vater, der stolze Ratsherr. Hermann hielt still und blickte den beiden nach — sollte er es wagen, sie zu umkreisen? Er besann sich nicht lange und fuhr ein paarmal pfeilgeschwind um sie herum. Da erkannte ihn der Ratsherr und winkte ihn heran. „Kennst du den, Hilde?" fragte er sein Töchterchen.

Forschend blickte das Mädchen zu dem großen Jungen auf und rief dann fröhlich aus: „Es ist der Kinderbischof von unserm Bilde, nicht wahr, Väterchen?"

„Getroffen!" antwortete lächelnd Herr Wrak, „und nun mag er mit dir laufen, ich will zu den Herren dort am Schenktisch treten."

Hermann wußte nicht wie ihm geschah, er reichte dem kleinen Fräulein die Hand und lief mit ihm wie im Traume auf der schimmernden Bahn dahin.

„Sag du," nahm Schön-Hilde nach einer Weile keck das Wort, „weshalb hast du dein Bischofsgewand heut nicht an?"

„Hier auf dem Eise?" fragte er verwundert. „Oh, das dürfte ich gar nicht, und nach zwei Tagen leg' ich's für immer ab."

„Wie schade!" bedauerte Klein-Hilde, „du sahst darin so prächtig aus."

„Nun," erwiderte er, „meine Mutter verwahrt es in der Truhe, und wenn du einmal zu uns in die Mühle kommst, so will ich's gern auf ein Stündlein anlegen."

„Ja, das tu! das tu!" rief sie mit blitzenden Augen.

„Und wann willst du kommen?" fragte er.

„Nun — bald, im Sommer", antwortete sie ernsthaft. „Das Wasser rauscht so schön bei euch, das hör' ich gern."

„Ich auch, und hör' es Tag und Nacht. Das klingt schöner als das Trummen und Pfeifen der Ratsmusikanten."

„Bumbum — Bumbum!" ahmte Klein-Hilde die Trommel nach und lachte alsdann so silberhell, wie Hermann es noch nimmer gehört zu haben glaubte. Glockenklar wie Lerchengesang klang ihre Stimme, und sie erschien ihm von Kopf bis zu Füßen so wunderlieblich wie nichts, gar nichts mehr auf der Welt. „Heißa!" rief sie plötzlich hoch aufhüpfend, „dort fangen sie an zu tanzen; siehst du es, Bischof?"

„Ei — ja! horch! wie sie aufstampfen! Ah, Pardauz! da liegen zwei, und wieder zwei, ein ganzer Knäuel!"

„Haben sich aber nicht weh getan, hörst du, wie sie lachen?"

„Klinglingling, Klinglingling" tönte es wie Silberglockenlaut vom Ufer her. Dort fuhren die Kutscher mit den Schlitten langsam hin und her, und wenn die Pferde die Köpfe schüttelten, so bimmelten alle Glöcklein an ihrem Gezäume. Da kam ein leeres Bierfaß über das Eis gerollt, und übermütige Knaben stießen es mit den Füßen immer weiter fort und achteten nicht auf das Geschrei des Küfers, der es einfangen wollte. Ha sieh! jetzt huben die Söhne und Töchter der Ratsherren einen Reigentanz an, und ihre Väter und Mütter und viel Volks schloß um sie einen Kreis und bewunderte die zierlichen Bewegungen der feinen Tänzer.

Unversehens und so schnell, ach, so schnell ging der frohe Tag zu Ende! Abendglockenläuten klang von der Stadt her, der Jubel verstummte plötzlich, und Männer und Knaben entblößten die

häupter, um das Ave Maria zu beten. Alsdann rüstete man sich überall zur Heimkehr. Auch Herr Wrak empfing sein Töchterchen aus Hermanns Hand, und er dankte dem jungen Ritter Klein-Hildens freundlich und sagte: „Weißt du auch, daß wir dein Bild bei uns haben? Mußt einmal zu uns kommen und es dir ansehen. Im Sommer werden wir dich in der Mühle besuchen, dann kannst du mit Hilde im Kahn hier umherfahren; ich weiß, du ruderst gut. Deinen Eltern freundwilligen Gruß! Gute Nacht, mein Sohn!"

Auch Klein-Hilde reichte ihm das Händchen, und dann gingen die beiden dahin. Harm aber stand noch lange auf demselben Fleck und blickte ihnen nach, bis sie mit den andern im dunkeln Torbogen verschwanden.

6. Bei Meister Francke.

Nirgendwo war es an den langen Winterabenden so traut und behaglich, wie in dem kleinen Hause des Holzbildhauers Peter Francke. Der Meister war ein heiterer, geselliger Mann und liebte es, wenn am Abend, da das Feuer im offnen Kamin lustig flackerte und knisterte, recht viele Gäste sich bei ihm zusammenfanden.

Hermann ging oft dorthin, bisweilen auch seine Mutter mit den kleinen Mädchen. Auch Oheim Jürgen, der Kapitän, stellte sich häufig ein, ebenso die Großeltern aus dem Vorderhause: der ehrwürdige, muntere Schmiedemeister Heinrich Francke und Frau Berta.

Wenn dann so die wohldurchwärmte, mit Bildwerk aller Art überreich ausgestattete Wohnstube mit lieben Gästen gefüllt war, so blinkten die Augen Meister Franckes in heiterer Glückseligkeit und seine Schnitzarbeit, in der er sich niemals stören ließ, ging ihm noch einmal so rasch von der Hand. Nahe vor dem Kamin, wohin die flackernde Flamme des Holzfeuers einen taghellen Schein warf, saß er und hantierte emsig mit Messer, Schabeisen und Feile. Auch sein Sohn Paul saß nimmer müßig; er schnitt die Figuren und Formen aus dem Gröbsten heraus, vollendete aber auch schon manch feines Bildchen — zur größten Freude seines Vaters. Seitab

saß die freundliche Hausfrau mit ihrer blühenden Tochter Adelheid, und beide ließen fleißig die Spinnräder schnurren.

In der Kaminecke am warmen Kachelofen hatten die Großeltern ihren Platz; der alte Schmiedemeister besorgte das Feuer, legte Holzscheite nach und stieß ab und zu mit dem Schüreisen in die Glut, daß sie hell aufloderte. Auch die andern drückten sich gern an den warmen Ofen, nur der Kapitän saß im Hintergrunde an dem schweren Eichentisch, und ihm zu Füßen lag Hai, seine Dogge.

Von allem, was sich in der Stadt zugetragen, plauderten sie, insonderheit von dem Ritter Klaus Störtebeker und seinen beiden Gesellen, die noch immer in der Frohnerei gefangen saßen. „Wird ihr Herr und Meister nicht wiederkehren, um sie loszukaufen?" fragte man. „Und was wird der gewaltige Recke unternehmen, um seinen brennenden Rachedurst an der Stadt zu stillen?"

Der Kapitän lächelte zu diesen Fragen und antwortete: „Dafern der Ritter klug ist, kommt er nicht wieder nach Hamburg, denn es könnte ihm und seinen Spießgesellen leicht so ergehen, wie jenen rebellischen Bauern, die unsere tapfern Brauerknechte am Burstah zusammengehauen haben. Aber Großvater Francke, Ihr habt versprochen, uns eine Mär von dem großen Schmiedemeister Wieland zu erzählen."

„Ach ja, ach ja!" riefen die Knaben und Mädchen eifrig, und der Alte stieß in die Glut, daß die Flammen aufsprühten, und sprach: „Nun wohl, so höret!

Von allen Waffenschmiedemeistern der Welt ist Wieland der ruhmreichste. Er war ein Königssohn vom Rhein, zog aber auf seinem windschnellen Hengste Schimming ins rauhe Nordland und baute sich am blauen Wolfssee Haus und Schmiede, um dort in der Stille seiner Kunst zu leben. Aber König Nidung, dem das Land zu eigen war, hörte von den Schätzen des Meisters, schlich sich, während Wieland im Walde jagte, in dessen Haus und entwendete ihm einen kostbaren Ring, in welchem ein Zauber verborgen war. Bald merkte der Meister den Raub, und von Stund an war ihm die Gegend verleidet. Er belud den Schimming mit seinen Schätzen und ritt zum Meeresstrande hernieder, um das Land des Königs Nidung zu verlassen. Am Strande fällte er

eine Eiche und höhlte den mächtigen Stamm so kunstvoll aus, daß er drinnen einer Stube glich, die durch eine Tür verschlossen werden konnte. Mit Hilfe wackerer Fischer schaffte er seine Arche auf die Flut des Meeres, führte den Schimming hinein, barg seine Schätze und Speisevorrat darinnen, stieg selbst hinein, schloß die Tür hinter sich zu und überließ sein Fahrzeug steuerlos dem Spiel der Wogen.

Sechzehn Tage trieb das Schiff auf der See umher, dann stieß es auf den Grund und stand still. Alsbald vernahm Wieland in seinem Kasten von außen her den Schall menschlicher Stimmen, konnte aber kein Wort verstehen und sprach bei sich: „Die Götter wissen, welch einem Volke ich allhier in die Hände geraten sein mag! Ruhig, ruhig, mein Schimming!"

Eine Weile blieb es draußen still; die Männer, deren Stimmen er zuvor gehört, schienen sich entfernt zu haben; aber plötzlich trafen schwere Axthiebe sein hölzernes Haus, und er stand in Gefahr, zerschmettert zu werden. Da galt kein Säumen, rasch entschlossen stieß der Meister die Tür über seinem Haupte auf, steckte den Kopf heraus und sprach zu den bestürzten Männern: „Warum beunruhigt ihr mich, ihr guten Leute? Was habe ich euch getan, daß ihr mir das Haus über dem Kopfe zertrümmern wollt?"

Sprachlos vor Schrecken starrten die Männer ihn an und wußten nicht, ob sie bleiben oder entfliehen sollten."

„Haha!" lachte der Kapitän, „ich hätte die bestürzten Gesichter wohl sehen mögen!"

„Auf die Frage Wielands, wie das Land heiße und wer über dasselbe als König gebiete, erhielt er den verblüffenden Bescheid: ‚Das Land heißt Norwegen und sein König Nidung.‘

Mit Erstaunen merkte da der Meister, daß sein Schiff in einem Bogen um die Landzunge herumgefahren sei, die er von einer Höhe am Wolfssee oft gesehen hatte. Diese Entdeckung verdroß ihn gar sehr, denn er hegte den wohlbegründeten Verdacht, der goldlüsterne König Nidung selbst habe ihm sein Kleinod geraubt. Als er noch dastand und überlegte, was er nun beginnen solle, kam der König mit seinen Rittern herangesprengt, sah mit Lachen das sonderbare Fahrzeug und fragte den Fremdling, wie er heiße und was er in seinem Lande suche.

„Ich heiße Goldbrand," antwortete Wieland mit kluger Vorsicht, „komme aus fernem Lande über die See gefahren und suche Gastfreundschaft an deinem Hofe."

„So melde dich morgen in meiner Burg," versetzte der König und sprengte mit seinem Gefolge von dannen.

In der Abenddämmerung führte Wieland seinen Schimming aus dem Schiffe und brachte ihn auf ein Gehöft im nahen Walde, wo gegen gutes Entgelt der Bauer das edle Tier in Pflege nahm. Darauf kehrte der Meister an den Strand zurück, belud sich mit seinen Schätzen und seinem Schmiedehandwerkszeug und versteckte alles sorgsam in einem hohlen Baum. Er wähnte sich dabei unbeobachtet, als er aber aufschaute, erblickte er zu seinem Schrecken ganz in der Nähe einen Ritter. Da dieser aber ruhig seines Weges weiter ging, meinte Wieland, er habe wohl nichts gesehen, und glaubte seine Schätze wohlgeborgen.

Andern Tages meldete sich der Meister beim König und erhielt den Dienst: Drei Messer, deren der König sich zum Zerschneiden des Wildbrets bediente und die er wegen ihrer Schärfe besonders hochschätzte, allzeit blank und sauber zu halten und wohl zu behüten.

„Das ist zwar ein niedriger, aber ein leichter Dienst", sprach der Meister bei sich und wartete fortan in Treue seines Amtes. Schon im Wolfstal hatte er viel von der Schönheit der Königstochter Bathilde gehört und hätte die Prinzessin längst gern gesehen. Dieser Wunsch sollte ihm bald erfüllt werden; König Nidung gab nämlich den Großen seines Reiches ein Fest, da trat Bathilde aus ihrer Kemenate hervor und entzückte durch ihre Schönheit aller Herzen. Auch Wieland erhob aus der Ferne seine Augen zu der Königstochter und bewunderte die herrlich prangende Jungfrau. Dabei aber machte er eine Entdeckung, die ihn aufs höchste überraschte: Am Finger der Prinzessin blitzte sein Zauberring, kein anderes Kleinod auf der Welt gab so lichten Schein, und nun wußte der Meister auch, daß der König Nidung ihm den Ring entwendet hatte.

Den stolzen Rittern lächelte die schöne Bathilde huldreich zu, aber für den Messerputzer hatte sie nicht einen Blick. Das kränkte Wielands Herz bitterlich, denn auch er war königlicher Herkunft,

war der erste Schmiedemeister der Welt, und prunkte sie nicht mit seinem Zauberringe, den sie wohl geflissentlich in der Sonne spielen ließ? „Warte nur, du Stolze!“ sprach er bei sich. „Das Kleinod will ich schon wiedergewinnen, und dann sollst du dich tief vor mir beugen und aus freiem Willen meine Braut werden!“

Eines Tages putzte Wieland seine Messer am Brunnen, als unverhofft die Prinzessin vorüberkam. Bei ihrem Anblick erschrak er so heftig, daß eins der Messer seiner Hand entfiel und in die Tiefe hinabstürzte. „Wehe!“ rief er bestürzt, „nun wird der König mich hart strafen. Was soll ich nur beginnen, um seinem Zorn zu entgehen? Ich will mich heimlich in die Schmiede des Meisters Amilias schleichen und dort geschwind ein ähnliches Messer bilden.“

Gedacht, getan: in der Nacht stieg Wieland durch ein Fenster in Amilias' Schmiede, blies das Feuer an, suchte den besten Stahl heraus und schmiedete aus demselben mit aller Kunst ein Messer, das dem verlornen zum verwechseln ähnlich war. Aus dem Rest des Stahles aber schlug er einen dreikantigen Nagel und ließ denselben auf dem Amboß liegen, damit Amilias, der sich als den größten Meister dünkte, aber mit nichten einen so vollkommenen Nagel zu formen vermochte, sich darüber verwunderte und in Sorgen geriet.

König Nidung hatte die löbliche Gewohnheit, bei den Mahlzeiten für sich und seine Gäste das Brot mit eignen Händen zu schneiden. Als er nun das neue Messer ergriff, ahnungslos es ansetzte und kräftig, wie er es gewohnt war, draufdrückte, fuhr die Klinge durch das Brot, als wär's weiche Butter gewesen, zerschnitt den Holzteller darunter und drang auch noch tief in die Tischplatte hinein. Darüber verwunderte sich der König, hob das Messer empor und betrachtete es genau. „Es ist funkelnagelneu,“ sagte er, „eine Klinge, die nur eine Meisterhand gemacht haben kann — sollte mein Hofschmied Amilias der Meister sein? — Heda!“ rief er den Diener an, der an der Tür stand, „eile und hole mir den Messerputzer Goldbrand herbei!“

Wieland erschien, und da er fürchtete, sich zu verraten, wenn er eingestünde, daß er die Klinge geschmiedet habe, antwortete er

auf des Königs Frage zögernd: „Wenn das Messer neu ist, so wird wohl kein anderer, als Meister Amilias es gemacht haben.“

„Amilias?“ erwiderte der König zweifelnd und betrachtete noch einmal genau die Klinge. „Es ist ein Meisterstück,“ murmelte er; „doch siehe! da kommt ja der Schmied.“

Als Amilias das vortreffliche Messer sah, behauptete er mit kecker Stirn: „Goldbrand hat recht, ich habe die Klinge geschmiedet.“

„Du lügst!“ donnerte der König ihn an. „Die Klinge ist so vortrefflich, daß selbst Wieland, der größte aller Schmiedemeister kaum eine bessere zu bilden vermöchte. Goldbrand, wer hat das Messer gemacht? — Sprich die Wahrheit, oder zittere vor meinem Zorn!“

Der König sagte das mit drohender Gebärde, und eingeschüchtert antwortete Wieland: „Ich selbst habe es geschmiedet.“

„Du selbst?“ versetzte der König staunend. „So bist du wahrlich ein großer Meister; mein Hofschmied aber ist ein eitler Prahler und ein Lügner dazu.“

Beschämt und erschrocken stand Amilias da, allein er faßte sich rasch und rief: „Herr, ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß meine Kunst größer ist, als die Goldbrands.“

„Nimmst du die Wette an?“ fragte der König den schweigenden Wieland.

„Ich nehme sie an“, versetzte dieser ruhig.

„Wohl!“ rief Amilias siegessicher, „so will ich Helm und Brustpanzer und Goldbrand mag ein Schwert schmieden. Ich lege alsdann meine Eisenrüstung an, und er haut mit seinem Schwert auf mich ein; gelingt es ihm, meine Stahlhaube und Brünne zu spalten, so ist ihm mein Haupt verfallen; dringt aber seine Klinge nicht durch mein Wehrgewand, so hat er sein Leben verwirkt.“

„Gilt's, Goldbrand?“ fragte der König lächelnd.

Ruhig antwortete Wieland: „Es gilt.“

„Wohl denn!“ rief Nidung frohgelaunt, „die Wette verspricht uns ein weidliches Vergnügen. Wer bürgt für unsern Schmiedemeister Amilias?“

Sogleich traten mehrere Ritter vor, die Bürgschaft zu übernehmen, für den Messerputzer aber wollte niemand bürgen. Da

stieß Amilias verächtlich den Atem durch die Nase und blickte höhnisch auf seinen Widerpart herab; König Nidung aber sprach: „Frohlocke nicht zu früh, übermütiger Hammerschwinger, ich selbst will für Goldbrand bürgen. Und nun geht hin eure Kunstwerke zu bilden! Ein Jahr gebe ich euch Frist dazu; dann wollen wir prüfen, wer der größte Meister ist."

Hier machte der ehrwürdige Erzähler eine Pause, schauerlich heulte der Wind im Schornstein, und die Flammen im Kamin flackerten unruhig hin und her. Der Alte stieß mit dem Schüreisen in die Glut, daß sie hell auflohte, legte ein paar Kienspäne hinzu und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Ihr habt nicht vergessen, daß Wieland, nachdem er in der Werkstatt des Amilias das Messer geschmiedet, einen dreikantigen Nagel auf dem Amboß zurückließ. Diesen fand Amilias und war nicht wenig erstaunt über das kleine Meisterstück. „Fürwahr!" rief er, „Goldbrand, der diesen Nagel geschlagen, ist ein Künstler. Aber die Wette soll er dennoch verlieren; ein Rüstzeug will ich schmieden, das nur ein Schwert aus Wielands Meisterhand zu spalten vermöchte."

Aus dem besten Stahl, den er in Vorrat hatte, formte er zunächst einen Helm. Die Arbeit währte lange, aber endlich schien ihm das Werk wohl gelungen; vor ihm stand eine prächtige Stahlhaube, deren Glanzgefunkel ihm schier die Augen blendete. Auf eine gekappte Säule setzte der Meister den Helm, griff zum Schwerte und hieb darauf ein, daß Funken aus dem Stahl sprangen. Und was glaubt ihr wohl — auch nicht die kleinste Scharte war auf dem blanken Spiegel zu entdecken! Ihr merkt: Amilias war doch ein Meister in der edeln Schmiedekunst, und er hatte wohl Ursache, freudestrahlend auszurufen: „Die Klinge soll noch geschmiedet werden, die diesen Helm zu spalten vermag! Gerät mir der Brustharnisch ebenso wohl, dann, armer Goldbrand, gebe ich für deinen Kopf nicht diesen rostigen Hufnagel!"

Einige Zeit danach traf ihn der König und fragte: „Nun, Meister Amilias, wie weit bist du mit deinem Rüstzeuge?"

Schier mit Frohlocken antwortete der Schmied: „Der Helm ist fertig und die Brünne im Feuer; Eure Bürgschaft wird Euch gereuen, Herr, denn der arme Goldbrand ist rettungslos verloren."

„Nun, nun", versetzte König Nidung zweifelnd. „Hüte dich nur, deinen Gegner zu unterschätzen! Hat er ein so treffliches Messer geschmiedet, so wird ihm auch wohl das Schwert gelingen. Ich will doch hören, ob er schon mit der Arbeit begonnen hat."

Und der König ließ seinen Messerputzer rufen und empfing ihn mit der Frage: „Nun, mein lieber Goldbrand, wie steht's mit dem Schwerte, das dir den Kopf, den du so keck und sorglos trägst, retten soll?"

„Oh," antwortete Wieland leichthin, „daran habe ich noch nicht gedacht, es hat ja noch gute Weile damit."

Da lachte der König und sprach: „Bursche, vergiß nicht, daß dein Kopf auf dem Spiele steht! Dein Widerpart Amilias arbeitet schon lange mit Fleiß an seiner Rüstung."

„Er mag es wohl nötig haben, Herr", versetzte Wieland gleichmütig. —

So ging das Jahr dahin, und wenige Wochen vor Ablauf der Frist fragte der König wiederum seinen Messerputzer, ob er sein Schwert nun fertig habe.

„Nein, Herr," antwortete Wieland, „doch würde ich jetzt mit der Arbeit beginnen, hätte ich nur eine Werkstatt."

„Die will ich dir bauen lassen", versetzte Nidung gnädig, und nach kurzer Zeit stand die neue Schmiede fertig da.

Wieland wollte nun sein Handwerkszeug herbeiholen und ging in der Abenddämmerung in den Wald am Meeresstrande, wo er es in dem hohlen Baum verborgen hatte. Zu seinem Schrecken aber fand er es dort nicht mehr vor, und da er nun darüber nachsann, wer es ihm gestohlen haben könnte, erinnerte er sich jenes Ritters, der in der Nähe vorübergewandelt war, und er ging hin und klagte dem Könige seine Not.

„Und du würdest jenen Ritter wieder erkennen, wenn du ihn sähest?" fragte Nidung.

„Ja, Herr, sein Bild steht mir deutlich vor Augen."

Da entbot der König alle seine Recken zu Hofe, und Wieland betrachtete einen nach dem andern — der Gesuchte aber war nicht unter ihnen.

„Dacht ich's doch gleich!" meinte Nidung. „Wo hat man auch je gehört, daß ein Ritter sich an dem Handwerkszeuge eines Schmiedes vergriffen hätte! Du hast wohl einen Meermann oder gar den alten Flutenbeherrscher Ägir selbst gesehen! Nun siehe zu, wie du dein Schwert zustande bringst!"

Wohl war nun Wieland in großer Not, aber er verzagte deswegen noch nicht. Kein anderer, als jener Ritter, konnte der Dieb sein — das war seine felsenfeste Meinung, und er ging hin, schloß sich in seiner Schmiede ein und formte daselbst einen Mann aus Eisen, der vom Kopf bis zu Fuß ein getreues Ebenbild jenes Recken darstellte. Alsdann bat er den König, in die Schmiede zu kommen, deutete mit dem Finger auf den Eisenmann und sprach: „Seht, Herr, das ist das Bild jenes Recken!"

„Beim Hammer Asathors!" rief Nidung, die Hände zusammenschlagend, „das ist kein anderer, als mein getreuer Regin, den ich mit einer Botschaft über Land gesandt habe! Bald wird er zurückkehren, und du sollst, dafern der Ritter seinen Scherz mit dir getrieben, dein Handwerkszeug wieder haben, Goldbrand, denn du bist fürwahr ein großer Künstler."

Der Ritter Regin kehrte schon nach zwei Tagen von seiner Ausfahrt zurück, und König Nidung führte ihn in Wielands Schmiede, zeigte ihm alldort sein Bild aus Eisen und sprach zu dem verblüfften Manne: „Meister Goldbrand, mein Messerputzer, behauptet, der Recke, dessen Bildnis du mit Staunen betrachtest, habe ihm aus einem hohlen Baum am Meeresstrande sein Handwerkszeug entwendet — was sagt mein edler Regin zu dieser Beschuldigung?"

Da lachte der Ritter und sprach: „Goldbrand hat wahr gesprochen; ich wollte dem Heimlichtuer einen Possen spielen; nun aber, da er mich so trefflich ausgehauen hat, soll er meine Beute wieder erhalten."

Wieland war froh, als er alle seine Hämmer und Zangen wieder in Händen hatte. Er hielt sich nun Tag und Nacht in seiner Schmiede auf und rastete nicht eher, als bis er sein Schwert

fertig hatte. Der Mimung war's, eine Klinge so hart und haarscharf, daß sie Eisen wie Bast zerschnitt, ohne auch nur die kleinste Scharte zu bekommen. Da war der Meister seines Werkes froh, er trat damit vor den König und sprach: „Herr, seht hier, mein Schwert! Es heißt Mimung und wird mir wohl das Haupt retten, denn es ist eine gute Klinge. Gefiele es Euch, mit mir an den Strom zu gehen, so wollte ich Euch Mimungs Schärfe zeigen."

„Es sei!" antwortete der König, und sie gingen selbander an das Ufer des Bergstromes. Da warf Wieland eine Wollflocke in die Strömung und hielt ihr, da sie herangetrieben kam, die Schneide des Schwertes entgegen. Und siehe: Mimung schnitt die Flocke mitten entzwei, also daß auch nicht ein Fädchen an ihr gekrümmt wurde.

„Ha!" rief da der König in höchster Überraschung aus, „das ist fürwahr das schärfste Schwert, das meine Augen je gesehen! Fordere einen Preis dafür, Goldbrand, und ich will ihn dir zahlen, die Waffe muß mein werden!"

Wieland stand betroffen, denn den Mimung wollte er für sich behalten. „Herr," sagte er, „erlaubt mir zuvor, ein Gehenke an die Klinge zu machen, wie sich's gehört."

„Wohl!" versetzte Nidung, „auch magst du damit deine Wette ausfechten, dann aber gehört das Schwert mir."

Wieland ging in seine Werkstatt und schmiedete heimlich eine zweite Klinge, die dem Mimung so ähnlich sah, daß nur er selbst die beiden voneinander unterscheiden konnte; dieses Schwert wollte er dem Könige verkaufen.

Und es kam der Tag, da die Wette entschieden werden sollte. König Nidung berief alle seine Recken und die beiden Gegner Amilias und Goldbrand in die Ritterhalle seiner Burg. Amilias erschien in seiner strahlenden Rüstung im Saale und fand allgemeine Bewunderung. Und er setzte sich mitten in der Halle auf einen Stuhl und forderte die Gewappneten auf, mit ihren Schwertern auf ihn einzuhauen. Sie taten also, hieben auf ihn ein, daß die Funken aus Helm und Harnisch stoben — das treffliche Rüstzeug aber blieb völlig unversehrt.

Da triumphierte der Schmied und sprach spöttisch zu seinem Widerpart: „Nun, armer Goldbrand, magst auch du deine Kunst

an mir versuchen. Du siehst, ich halte ganz still. Schlag tapfer zu, damit du Ehre gewinnest, ich gönne dir solche gern in deiner Todesstunde."

„Das war dein letzter Spott, Amilias!" rief Wieland zornentbrannt. Mimung zuckte wie ein Blitz durch die Luft, traf und spaltete mit einem Schlage dem prahlerischen Meister Helm, Haupt, Harnisch und Leib.

Entsetzen ergriff die zuschauenden Recken; alle standen sprachlos und starrten geisterbleich auf den blutigen Leichnam. König Nidung gewann zuerst seine Fassung wieder, er richtete seine scharfen Augen anf den furchtbaren Sieger und sprach zu ihm: „Der den Streich geführt hat, ist wohl kein anderer als Meister Wieland selbst! Sprich die Wahrheit, Mann, oder du stirbst zur Stunde, wie der arme Prahler Amilias!"

Furchtlos und ruhig antwortete der Messerputzer: „Ihr habt recht geraten, Herr, ich bin Wieland, der Schmied."

Da gab's eine lebhafte Bewegung in der Halle; alle Recken drängten herzu und blickten dem Fremdlinge forschend ins Angesicht, denn Meister Wieland war ein weitberühmter Mann."

Der Alte schwieg, blickte von einem zum andern, und da er wahrnahm, daß man noch mehr zu hören begehrte, sagte er: „Für heute abend mag es genug sein. Ein andermal sollt ihr erfahren, wie es dem großen Meister Wieland am Hofe König Nidungs weiter erging. Es ist eine grausige Geschichte, und mir ist jetzund die Kehle so dürr und trocken, als hätte ich zehn Stunden an der funkensprühenden Esse gestanden."

Auf diesen Wink sprang das hübsche blondköpfige Mägdlein vom Spinnrocken auf, strich zweimal mit den Händen über die Schürze und eilte an den Schrank im Winkel, um einen blanken Zinnbecher mit Bier zu füllen. Anmutig knixend bot sie dem Großvater den Labetrunk dar, und der Alte hob den Becher empor und sprach frohgemut:

„Wielands, des großen Schmiedemeisters, Angedenken!"

Auf einen Zug leerte er das große Gemäß, und lachend rief der Kapitän: „Störtebeker!"

„Störtebeker!" fielen nun auch die beiden Knaben belustigt ein. „Hoiho, der wilde Ritter! Oheim Jürgen, wißt Ihr noch, wie er unserer guten Stadt Hamburg Rache geschworen hat?"

„Zum Rachenehmen gehören zwei", meinte der alte Seemann bedächtig. „Aber das merkt euch, ihr junger Burschen, von Klaus Störtebeker werden wir alle noch einmal zu hören bekommen. Habt ihr keine Angst?"

„Nie, Oheim," riefen die beiden wie aus einem Munde, und von neuem erfüllten sie die Stube mit ihrem Jubel.

Aber Scherz und Lachen verstummten auf einmal jäh, und alle sahen sich erschrocken an. Von der nahen Frohnerei herüber, wo die gefangenen Genossen des Ritters saßen und auf ihr Schicksal warteten, erscholl jetzt nämlich ein wildes Stimmengewirr, ein lautes Schreien und Toben, als wäre dort ein wütender Kampf ausgebrochen.

„Wenn sich nur die Räuber nicht freimachen!" rief Harm besorgt aus und blickte ängstlich nach seinem Oheim hinüber, „es sind gar wilde Gesellen".

„Das dürfte ihnen wohl schwerlich gelingen", meinte lachend der Kapitän und strich sich den Bart. „Meister Funkes Haus ist fest und gar wohl verwahrt, und seine Gehilfen sind schon mit ganz anderen Kerlen fertig geworden!"

„Wir haben hier eine böse Nachbarschaft", seufzte Meister Francke. „Manchmal wünschte ich wirklich, ich wohnte weiter ab von der elenden Frohnerei. Und jetzt noch diese wilden Gesellen."

„Nun diese Gesellen werdet Ihr ja bald los sein", sagte der Kapitän. „Morgen früh werden schon die Kuhhörner am Berge erklingen, denn am Kaak wird Gericht gehalten über Störtebekers Genossen."

Diese Kunde rief eine lebhafte Aufregung in der kleinen Gesellschaft hervor; aller Augen richteten sich auf den Kapitän, und in großer Spannung fragten die Knaben: „Morgen schon? morgen?"

„Ja, morgen!" bestätigte Nyenkerken. „Der Rat hat's beschlossen. Die Kerle haben sich nämlich in ihrem Hochmut an dem Frohn vergriffen, dafür sollen sie nunmehr am Pranger stehen, nach Recht und Gebühr gestäubt und schließlich aus der Stadt verwiesen werden."

Die gutmütige Frau Francke legte ihre Hände ineinander und sagte traurig: „Strenge mag wohl manchmal notwendig sein, aber es sind doch arme unselige Menschen."

„Ihr habt recht," versetzte Nyenkerken, „arm und unselig sind die Schufte, denn Peter Funke wird ihnen eine heiße Suppe kochen. Aber was einer sich einbrockt, das muß er wohl oder übel dann auch auslöffeln. Gerechtigkeit muß walten, und Spitzbuben und fahrende Gauner müssen Prügel haben, sonst hört alle Ordnung auf in dieser Welt. Ahoi, Harm und Hai! Das Horn des Rättels vermeldet die zehnte Stunde; da ist's Zeit, in die Kabine zu steigen."

Der alte Kapitän erhob sich von seinem Sitz, legte seinen Pelzmantel an und ließ sich mit einem brennenden Span die kleine Laterne anzünden. Dann verließ er gemeinsam mit Hermann und seiner Dogge das traute, alte Künstlerhaus. — —

Am anderen Tage erklangen wirklich die lauten Kuhhörner der Frohnknechte. Ein wildes Winterwetter war hereingebrochen, und es schneite, als würden die dicken Flocken aus riesigen Säcken von dem schwarzgrauen Wolkengebirge herabgeschüttelt. Das Wetter, das von einem eisigen Sturmwind begleitet war, hielt aber weder die Buben, noch eine zahlreiche Schar von Erwachsenen ab, lärmend nach dem Berge zu eilen, um als erregte Zuschauer dem leidigen Schauspiel beizuwohnen.

Auch Harm Nyenkerken und sein Vetter Paul Francke waren herausgekommen und blickten ernst und nachdenklich auf die Gerichtsszene hin. Sie dachten an die Erzählungen ihres Oheims und die Erlebnisse auf seinem großen Seeschiff, dem Walfisch. Sie erinnerten sich der Drohungen, die der wilde Störtebeker gegen die Stadt Hamburg ausgestoßen hatte. Dort standen, an den Händen gefesselt, am Schandpfahl die beiden Verbrecher und die Gassenbuben machten durch

Pfeifen und Kesselschlagen einen schrecklichen Lärm und verlachten und verhöhnten grausam die beiden Schächer. Und siehe, die Frohnknechte traten herzu, schwangen ihre Geißeln und zählten jedem der Verurteilten neunmal sechs Hiebe auf. Auf das jammervolle Schauspiel wirbelten in lustigem Tanze die Schneeflocken herab und woben um jeden ein weißes Gewand, — auch um die beiden Gezüchtigten und um die hohe, schlanke Gestalt des finsterblickenden Frohns Peter Funcke, der dastand in seinem schimmernden Mantel wie der Winterkönig, umgeben von seinen Rittern und Knappen und Gnomen und Zwergen.

Zuletzt, als schon die Dunkelheit hereinbrach, lösten die Knechte die Ketten von den Ringen am Kaak, und unter Voranschreiten des Frohnes und im Geleite der johlenden, pfeifenden und kesselpaukenden Menge wurden die Geächteten durch die tiefverschneiten Straßen nach dem Steintor geführt. Dort hielt der Zug, Stille trat ein, und zu den zerknirschten Übeltätern sprach der Frohn:

„Um der Bosheit willen, die ihr begangen, seid ihr gnädiglich gezüchtigt worden. Des sollt ihr mit Rache nimmermehr im Argen gedenken meinen Herren und sollt fortan meiden die Stadt, euch geschehe denn Gnade von meinen Herren. Das schwöret, so wahr euch dereinst Gott helfe und sein heiliges Wort!"

Die schmerzgebrochenen Missetäter schwuren; darauf stieß Peter Funcke sie zur Stadt hinaus in die grause Öde, wo der Galgen sich erhob, und der Torwart schloß hinter ihnen die Pforte zu.

7. Frühlingswogen.

Bis tief in den März hinein behauptete der Winter seine Herrschaft, der eislauffreudigen Jugend zur Lust, aber zum Leidwesen den Kaufleuten, Schiffern und allen armen Leuten in der Stadt Hamburg. Jeden Sonntag sah man Frau Regina Nyenkerken in der Martinskapelle an dem großen Schrank stehen und mit freundlichem Zuspruch ihre Brotspenden an die vielen Mühseligen und Beladenen austeilen. Der Müller brummte zwar, aber er gab doch immer wieder das kostbare Mehl heraus, dessen seine Frau zu ihrem Liebeswerk bedurfte; schon seinem Ansehen als

Aldermann der Martinsbrüderschaft glaubte er dies Opfer schuldig zu sein.

In gar übler Laune ging der Kapitän in diesen Tagen umher. Sonst pflegten die Schiffe schon um Lichtmeß, am 22. Februar, auf die See hinauszufahren, dies Jahr lagen sie noch fest im Hafen, eingeschlossen von dickem Eise und immer von neuem von ungeheuern Schneemassen überschüttet. So kam es, daß Jürgen Nyenkerken auch jetzt noch, mitten im Frühlingsmond, manchen Abend bei Meister Francke am Kaminfeuer saß, und dort pflegte er dann aus seinem Wintergrimm aufzutauen und seinen Frohmut wiederzugewinnen. Von seinen Seefahrten und mancherlei lustigen und grausigen Abenteuern, die er erlebt, erzählte er alsdann, und eines Abends berichtete er, ihm sei wohlverbürgte Kundschaft geworden, daß ein Jürgen Nyenkerken schon vor vielen hundert Jahren ein großer Seefahrer gewesen sei, zu jener Zeit, als das Riesenschiff „Mannigfual" oder der „Beneventer" die nordischen Meere durchkreuzt habe.

„Ein Riesenschiff?" fragten seine Zuhörer hoch aufhorchend.

„Ja freilich! Habt ihr denn noch nicht von jenem großen Kraweel gehört?"

Niemand hatte davon Kunde.

„Unser Urahn Jürgen hat das Schiff selbst gesehen, und zwar in der Ostsee, in jener Gegend, wo jetzt die Insel Bornholm liegt. Es war dort auf den Grund geraten und mußte Ballast auswerfen, um wieder flott zu werden. Bei der Gelegenheit konnten unsere Seefahrer es genau in Augenschein nehmen. Seine Masten waren so hoch, daß die Spitzen bis in die Wolken reichten. Junge Matrosen, die in den Wanten aufenterten, um nach den Toppen emporzusteigen, erreichten ihr Ziel erst nach vielen, vielen Jahren, starben auch wohl unterwegs, und die es glücklich überstanden, kamen als Greise wieder an Deck zurück — so weit war die Reise. Auf den Rahen liefen Wagen, von schnellen Pferden gezogen, nach den Nocken hin und her, darin fuhren die Leute zum Segellösen und -bergen von einem Ende der Rahe zum andern. Es gab auch Wirtshäuser oben in der Takelage; denn die Leute, die dort Jahr und Tag arbeiteten, ehe sie einmal wieder herunterkamen, mußten

sich doch ausruhen und erfrischen können. Der Kapitän des Beneventer sprengte zu Pferde auf dem Verdeck umher, um seine Befehle zu erteilen; denn vom Heck bis zum Vordersteven maß das Schiff gut zwei Meilen, und es gehörte schon ein scharfes Auge dazu, um das ganze Deck zu übersehen. Die Bemannung des Mannigfual bestand natürlich aus lauter Riesen, und jede Kabine war ungefähr so groß wie dies Haus. Da könnt ihr euch vorstellen, welch einen Umfang die Kombüse, worin für die ganze Mannschaft das Essen gekocht wurde, gehabt haben muß! In dem Suppenkessel hätte mein Walfisch, der doch auch schon ein ansehnliches Schiff ist, drei Tage umherkreuzen können. Ja, einmal soll ein dänisches Kriegsschiff, von der Strömung des in die Ankerklüse des Beneventer hineinflutenden Wassers erfaßt und emporgerissen, wirklich in den Suppenkessel gefallen sein. Zum Glück schäumte der Koch gerade die Suppe ab, fing mit dem Schaumlöffel auch das Dänenschiff und warf es achtlos auf Deck, von wannen es auf der Woge des Schaumes durch das Speigatt fuhr und glücklich wieder in das Meer gelangte. Solch ein Abenteuer erlebt noch lange nicht jedes Schiff, und manch einer von der dänischen Besatzung mag wohl auf dem brodelnden Suppenmeer vor Hitze und Angst weidlich geschwitzt und so die Fettaugen vermehrt haben. Nun, der Beneventer war in der Ostsee, wie ich schon erwähnt habe, auf Grund geraten, was bei seinem Tiefgange nicht zu verwundern ist. Ballast wurde ausgeworfen, und dazu gehörte vor allem die Asche mit den Schlacken in der Kombüse. Das half; das Schiff hob sich und wurde wieder flott. Was aber entstand aus dem ausgeworfenen Müll der Küche? — Zwei Inseln: Bornholm und das kleinere Christiansoe. Jedesmal, wenn ich an der schönen grünen Insel Bornholm vorübergefahren bin, hab' ich an ihre Entstehung denken müssen und mich gewundert, welch eine Welt voll Leben und Schönheit unser Herrgott doch aus einem Haufen Asche erschaffen kann. — Noch länger in der Ostsee umherzukreuzen, schien dem Kapitän des Mannigfual doch zu unsicher, er steuerte deshalb in den Sund zurück und kam auch glücklich hindurch, nur daß bei einer Wendung vor der Festung Helsingborg der lange Außenklüverbaum ein paar Hundert der dort aufmarschierten

Soldaten in das Meer hineinfegte, worin sie elendiglich ertrinken mußten. Die Fahrt durch die Nordsee ging ohne Unfall von statten, denn unser deutsches Meer ist tief und ganz wie geschaffen zum Tummelplatz für solche Riesenschiffe. In späteren Zeiten, vermute ich, werden von unserm Hamburg her viele solcher Beneventer auf das Meer hinausfahren; denn was einmal dagewesen, und wäre es auch nur in den Gedanken der Menschen, das tritt später auch ins Leben."

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich", warf Großvater Francke gläubigen Sinnes ein.

„Und auch seinen Kindern, den Menschen, sind große Dinge möglich", sagte der Kapitän. „Die deutsche Hansa blüht immer mächtiger auf und beherrscht Ost- und Westsee, von Reval und Stockholm bis nach Bergen, London und weiterhin bis an das ferne Island. Auch durch den Kanal fahren unbehindert unsere Schiffe, der Beneventer aber blieb darin stecken, weil das Fahrwasser für seinen breiten Rumpf zu enge war. Da saß er fest und konnte trotz all seinen windgeblähten Segeln nicht vor- noch rückwärts kommen. Wettern und Fluchen wollte auch nichts helfen, wohl aber kluges Besinnen, wie überall. Der Kapitän kam nämlich auf den schlauen Einfall, die Felsen an Steuerbordseite, an denen das Schiff besonders festsaß, mit Seife bestreichen zu lassen. Dann ließ er alle Segel brassen, ein steifer Ostwind blies mit Macht in die Leinwand, und der Beneventer ruschte glücklich hindurch und gelangte in den freien Ozean. Seit jenem Tage sind die Felsen an der englischen Küste weiß, und das Wasser im Kanal sieht aus wie Seifenschaum; ihr könnt euch also vorstellen, welch eine schwere Masse Seife der Kapitän an die Uferwand hat streichen lassen! — Von dem Riesenschiff hat man seither nichts mehr gesehen; auch ich hab's auf meinen Fahrten nirgends erblickt; mag wohl da draußen auf dem uferlosen Meere umherkreuzen und sich nicht mehr in unsere Gewässer hineinwagen. Vielleicht kommt es dir noch einmal in Sicht, mein Sohn Harm! Denn du, Junge, mußt Schiffer werden, wie allzeit, schon seit Jahrhunderten, immer ein Nyenkerken Seemann gewesen ist. Den Widerstand deiner lieben Mutter wollen wir schon bezwingen; Frau Regina hält etwas auf mich und weiß wohl, daß

ich es gut mit dir vorhabe. Auch mit dir, mein wackerer junger Künstler", wandte er sich an Paul Francke, der von seiner Arbeit die großen blauen Augen zu ihm erhob. „Wenn du dereinst zum Wanderstabe greifst, um nach Soest und Köln zu pilgern, wo, wie du mir neulich sagtest, die deutsche Kunst in hoher Blüte steht, so klopfe zuvörderst an meine Tür. Ich hege da etwas in meiner Truhe, das dir auf der Fahrt durch die Gauen von Nutzen sein wird. Doch horch! ist das noch der alte Winterriese, der da so grimmig in den Schlot bläst, oder sind es endlich die Herolde des Frühlings, die uns mit Macht die Ankunft ihres Herrn vermelden?" —

Alle horchten auf; in mächtigen Stößen erscholl das Gebrüll des Sturmes im Schornstein, und der weißbärtige Patriarch der Familie Francke sagte: „Das ist die Stimme des Frühlings! Ich kenne ihren Klang seit länger denn sechzig Jahren und weiß ihn sehr wohl von dem rauhen Wolfsgeheul des Winters zu unterscheiden."

„Ihr habt recht, Großvater Francke!" rief der Kapitän freudehell. „Ahoi! der Frühling kommt mit Brausen daher! Nun denn, gute Nacht, meine Lieben! Ich muß hinaus, den Frühling zu begrüßen. Vor der Ausfahrt komme ich noch einmal wieder."

Diesmal war's keine Täuschung; zwei Tage lang durchbrausten mächtige Stürme das Land, und in den Lüften rangen in hartem Kampfe die beiden gewaltigen Gegner Winter und Frühling um die Herrschaft. Dann aber hatte der Frühling gesiegt, und nun regte es sich überall, und vornehmlich am Hafen entwickelte sich eine überaus lebendige Tätigkeit. Auf allen Schiffen hantierten unter lustigem Pfeifen und Singen Zimmerleute, Anstreicher, Kalfater und Matrosen, um die Fahrzeuge seetüchtig zu machen; handfeste Arbeiter zerschmetterten mit Äxten und Brechstangen das Eis und schleppten es an das Ufer, wo es mauerhoch aufgetürmt wurde.

Bald wimmelten nun die Straßen nach dem Hafen von Schleifen und Frachtwagen, die mit Fässern, Kisten, Säcken und schweren Ballen beladen waren. Die großen Tonnen waren mit gutem Hamburger Bier gefüllt; die Säcke enthielten Salz aus Lüneburg und Korn, Gerste und Weizen aus dem „Alten Lande", aus

Holstein und Sachsen; goldgelben, leckeren Honig aus der Lüneburger Heide hegten die Kisten, und die schweren Ballen umschlossen Schafwolle und Rauchwerk aus deutschen und slawischen Gauen.

Die stolzen Kaufleute und dicken Bierbrauer überwachten selbst das Verladen ihrer Güter, und hoch auf Deck der Holke und Schuten standen die Kapitäne mit den Steuermännern, um die Waren in Empfang zu nehmen und ordnungsmäßig in den Schiffsräumen zu verstauen.

Es war allemal ein Freudentag für Hamburg, wenn zum erstenmal im jungen Jahr die Handelsflotte befrachtet wurde, denn vom Handel über Land und Meer hing Wohlfahrt und Gedeihen der Stadt ab. Daher nahm fast die ganze Einwohnerschaft lebhaften Anteil an allem, was an den Häfen vorging. In Scharen standen am Kaien die Zuschauer, und besonders die Jugend begrüßte jedes Bierfaß, das von den Krahnen emporgeholt und ins Schiff gehoben wurde, mit lautem Beifallsgeschrei!

Nyenkerken belud seinen Walfisch mit schweren Biertonnen aus der Brauerei seines Bruders Hein. Das flüssige Frachtgut war für London bestimmt, denn das Hamburger Bier wurde von den Engländern, die sich auf das Brauen nicht so gut verstanden, gern getrunken und gut bezahlt. Solch eine Schiffsladung brachte daher dem Brauer reichen Gewinn, und es war nicht zu verwundern, daß die Hamburger Brauer stolze Männer waren, beinahe ebenso hoch angesehen, wie die Großkaufleute und Ratsherren.

Da stand Heinz Nyenkerken an der Seite seines Vaters und tat so wichtig, als wären alle Güter, die dort verladen wurden, samt den dreihundert Schiffen sein Eigentum. Mit Geringschätzung und Hohn blickte er auf seinen Vetter Hermann, den er mit Paul Francke herankommen sah. Schon wollte er dem Müllersohne ein Spottwort zurufen, als zu seinem allergrößten Erstaunen der stolze Ratsherr Dietrich Wrak an die beiden Freunde herantrat, ihnen die Hand reichte und mit ihnen sehr freundlich sprach. Offnen Mundes stand Heinz da und wußte nicht, was er davon denken sollte. Was in aller Welt mochte nur den Ratsherrn bewegen, mit dem einfältigen Müllerjungen so leutselig zu reden und, wie es schien, sogar auch noch mit ihm zu scherzen? — Heinz konnte

sich keinen Vers darauf machen, aber unwillkürlich stieg sein Vetter in seinem Ansehen, doch wollte er sich schon hüten, ihm das zu zeigen.

Herr Dietrich Wrak fragte Hermann, warum er noch nicht gekommen wäre, sein Bild zu sehen. Klein-Hilde habe schon oft nach ihm gefragt, und sie freue sich schon darauf, ihn in der Mühle zu besuchen und auf der Alster mit ihm zu fahren.

Diese Worte des vornehmen Ratsherrn machten Hermann sehr glücklich. Mit leuchtenden Augen schilderte er nachher seinem Freunde Paul Francke die Schönheit des Mägdleins mit dem goldigschimmernden Haar und der unsagbaren Lieblichkeit des Antlitzes.

„Aber ich habe sie ja auf dem Eise gesehen!“ entgegnete Paul. „Wahr ist's, sie ist sehr hübsch, und es kann wohl sein, daß ich sie noch einmal malen werde, wenn ich dermaleinst als Meister aus der Fremde zurückkehre.“

„Das mußt du tun, ja, das mußt du tun!“ rief Hermann mit Begeisterung.

Da wandte sich Heinz ihnen zu, blähte die Nüstern auf und stieß mit Verachtung den Atem durch die Nase. In der Freude seines Herzens übersah Hermann die Ungezogenheit seines Vetters, Paul Francke aber trat rasch hinzu und versetzte dem Sieger vom Blauen Turm eine schallende Ohrfeige.

„Elender Farbenklecksер!“ schrie Heinz und erhob die Faust zum Schlage; aber eine kräftige Hand griff ihm in den Arm, und Hermann sprach drohend: „Wage es, und du sollst es bitter büßen!“

Da wandte Herr Nyenkerken, der Brauer, sich um, erblickte die drei Kampfhähne und fragte mit gerunzelter Stirn: „Was geht denn dort vor, Heinz?“

„Paul Francke hat mich ins Gesicht geschlagen, und da ich ihm den Schlag zurückzahlen wollte, fällt der Harm über mich her!“ antwortete purpurglühenden Angesichts der Bursche.

„Wie — geschlagen hat er dich?“ rief Herr Nyenkerken aufbrausend und trat herzu. „Warum hast du das getan?“ wandte er sich mit strenger Miene an Paul.

„Weil er sich aufblähte wie ein Frosch, um uns beiden seine Verachtung zu zeigen“, antwortete der junge Künstler furchtlos.

„Und deswegen schlägst du ihn, und du, du hilfst dem Raufbolde?“ rief der Brauer empört und faßte die beiden Knaben derb an mit seinen schweren Fäusten.

Da trat der Kapitän heran, legte seinem zornigen Bruder die Hand auf die Schulter und sprach zu ihm: „Reewe, Reewe, Hein! Die beiden hier sind meine Freunde, und ich bitte um ihre Freilassung!“

„Sie haben sich an meinem Sohne tätlich vergriffen“, erklärte der Brauer aufgebracht.

„Heil den Tapfern!“ rief der Kapitän, laut auflachend. „Der Heinz hat schon ab und zu einen kräftigen Dämpfer verdient; er wird, wie gewöhnlich, meine beiden Freunde herausgefordert haben — nicht wahr, Harm und Paul?“

„Ja!“ riefen die beiden, und Paul erklärte darauf, was vorgegangen.

„Da hörst du es!“ sagte der Brauer grimmig. „Der Habenichts hat ohne weiteres zugeschlagen, und dieser Fratz von einem Bischof gesellt sich dem Raufbolde zu!“

Jetzt fuhr auch der Kapitän auf und versetzte sehr ernst: „Bruder, ich bitte dich noch einmal, laß die Hände von meinen jungen Freunden! Der da heißt richtig Paul Francke und hat mehr Kunst und Wissenschaft in seinem kleinen Finger, als der Heinz in seinem dicken Kopf! Und wie darfst du unsern wackern Neffen so schnöde schelten? Daß er als Bischof durch die Straßen Hamburgs gezogen, war doch wohl eine Ehre? Und ich sage dir, aus dem kleinen Kirchenfürsten mag wohl noch einmal ein Mann werden, vor dem dein Heinz tief den Hut ziehen wird.“

Es hatten sich mittlerweile viele Gaffer um die Gruppe geschart, und als der stolze Brauer das bemerkte, stieg ihm die Scham ins Angesicht, und er schluckte seinen Ärger hinunter und sprach in verändertem Tone: „Magst recht haben, Jürgen, die Jungen mögen ihre Händel unter sich ausfechten. Geht und haltet Frieden miteinander!“ —

Unzufrieden mit dem Ausgange des Streites, zerstreute sich die Menge, und die beiden Brüder begaben sich in die Stadt und gingen nach dem Ratsweinkeller, um miteinander nach altem Brauch

den Abschiedsbecher zu trinken; der Walfisch war nun beladen und konnte in See stechen. —

Am Tage vor der Ausfahrt kam der Kapitän in die Obermühle und trat gerade auf den Hof, als die Kühe aus dem Stall herausgelassen wurden, „damit sie sich draußen vertreten“, wie der Müller sagte.

Es war stattliches, blankes Vieh, das alsbald anfing, freiheitsfroh auf dem Hofe umherzujagen. Nun waren aber die beeisten Pflastersteine von dem Tauwetter der letzten Tage glitschig geworden, und plötzlich glitt eine Kuh bei dem wilden Umherspringen aus und stürzte zu Boden. Sie wollte sich zwar wieder erheben, vermochte es aber nicht, und da nun die Männer herbeieilten, um ihr aufzuhelfen, fand sich's, daß sie das rechte Vorderbein gebrochen hatte.

„Da hat sie sich gründlich vertreten!“ sagte der Müller bestürzt. „Und gerade unsere beste Milchgeberin mußte das Unheil treffen! Die war mir mehr wert, als drei andere, und nun ist sie dahin!“

„Unrettbar verloren“, bestätigte der Kapitän.

„Sie muß sogleich geschlachtet werden“, sagte der Müller. „Harm!“ rief er seinen Sohn an, der eben aus der Haustür trat, „lauf geschwind zum Knochenhauer Bernd Slüter; ich laß ihn bitten, sogleich hierher zu kommen, um eine Kuh zu schlachten.“

Nun kam auch Frau Regina herzu, und als sie sah und hörte, was geschehen war, traten ihr die Tränen in die Augen. „Es war unsere beste!“ klagte sie, „solche kriegen wir nie wieder!“

„Kinder!“ rief der Kapitän, „trauert nicht so sehr! Ich komme auf meiner Fahrt auch nach Flandern, wo es das beste und schönste Rindvieh gibt, das man auf Erden nur finden kann. Und nun verspreche ich euch, die allerschönste flandrische Kuh, noch bunter und prächtiger als diese da, mitzubringen. Ihr sollt euch verwundern, wenn ich mit ihr ankomme und sie dann ihre Stimme erhebt und auf Flandrisch ruft: ‚Hier bin ich!‘“

„Ich nehme dich beim Wort, Jürgen!“ sagte der Müller ernsthaft. „Von dem flandrischen Rindvieh hab' auch ich schon gehört. Es soll wirklich noch besser sein, als unseres allhier und

das holsteinische und friesische. Kaufe das prächtigste Stück, das du findest, es soll mir kein Preis dafür zu hoch sein."

„Du sollst mit mir zufrieden sein", versicherte der Kapitän.

Alle wünschten ihm eine glückliche Fahrt und frohe Wiederkehr, und dann ging er. —

8. Ausfahrt.

Nahe am Hafen, der Straße Herrlichkeit gegenüber, stand an der Stadtmauer am Schartore ein kleines Bethaus. Darin befand sich ein wundertätiges Muttergottesbild, das „Sunte Maria tom Schare" genannt und von allem Volke hoch verehrt wurde. Das Bild war sehr alt; es ging die Sage, der heilige Ansgar oder Anscharius selber habe es vor mehr als fünfhundert Jahren nach der jungen Stadt Hamburg gebracht, als er an diesem Ufer landete, um dem Volke das Evangelium zu verkünden. Kein Pilger ging vorüber, ohne in die Kapelle zu treten und vor dem Bilde seine Knie zu beugen; kein Schiffer hißte die Segel zur Ausfahrt, bevor er nicht der heiligen Jungfrau tom Schare seine Opferspende dargebracht und sich ihrem starken Schutze anbefohlen hatte.

So lenkte auch der stolze und starke Kapitän Jürgen Nyenkerken seine Schritte nach dem Schartore, trat in die Kapelle, beugte mit vielen andern Schiffern seine Knie vor dem Bilde und betete frommen Herzens zur hohen Himmelskönigin, ihn und sein Schiff in den Stürmen des Meeres und vor räuberischen Angriffen zu behüten. Darauf tat er einen tiefen Griff in seine Gürteltasche und legte eine reiche Spende in den Opferblock.

Sein Antlitz sah froh und glücklich aus, als er aus dem schlichten Bethause ins Freie trat. Heller Sonnenschein strahlte ihm entgegen und blendete ihm beim ersten Schritt aus dem Dunkel der Pforte schier die Augen. Dabei blies ihm ein frischer Südost durch den Bart, und er griff mit dem rechten Arm aus, als wollte er den Wind an sein Herz drücken, und sprach zu ihm: „Willkommen, Schiffers Trautgeselle, du munterer Segelbuhler! Dich sendet uns die heilige Jungfrau tom Schare, und mit deiner Hilfe werden unsere Kiele heute noch in die offne See hineinfahren."

Die Uferstraße wimmelte von Menschen, groß und klein und in allerlei Trachten. Da sah man stolze Ratsherren in pelzverbrämten Mänteln, den Degen an der Seite und auf dem Haupte das federngeschmückte Samtbarett; ehrsame Bürgersleute in schlichterem Gewande, doch kaum minder selbstbewußt einherschreitend — ja, einzelne Brauherren ihr Haupt wohl noch höher tragend, als die hochmögenden Väter der Stadt; auch viele Frauen, vornehm und gering, die Mütter, Gattinnen, Töchter, Schwestern und Bräute der Schiffer; hie und da einen Priester im langen, schwarzen Rock, und einen Mönch mit unbedecktem Haupte, der blanke Scheitel wie eine Silberplatte in der Sonne erglänzend; dazwischen die Helden des Tages: Kapitäne, Steuermänner, Matrosen und Schiffsjungen, kraftvolle Männer, wackere Burschen mit blitzenden Augen, allesamt frohen Mutes, mochten auch die Augen der Mütter, Gattinnen und Bräute in Tränen schwimmen.

Kapitän Nyenkerken sah mit Wohlgefallen das bunte Volksgewimmel und daneben die große Handelsflotte, über deren Mastenwalde Hunderte schwarz-weißer und schiefergrauer Möwen im Sonnenglanze schreiend schwärmten. War das nicht ein prächtiges und großartiges Bild? Durfte er, angesichts dieses kraftvollen Lebens, das mit Macht aus den betürmten engen Mauern hinausdrängte und seine tapfern Söhne auf das Meer hinaussandte, nicht stolz sein auf seine Vaterstadt? In leuchtendem Rot flatterte die Flagge Hamburgs über den Toppen — war das nicht die Farbe der Morgenröte, des Blutes und der Feuersglut? Wie dünkte ihn das Sinnbild so gut gewählt für die Stadt, die berufen schien, die Nordsee zu beherrschen, seit Kaiser Rotbart ihr die Hut über die Elbmündung anvertraut, ihre Schiffe von allem Zoll auf dem Strome freigesprochen und damit ihren Welthandel begründet hatte! Mit jedem Jahr wuchs die Flotte; jetzt zählte sie schon 300 Schiffe, die Hamburgs Namen und Bedeutung über die Meere nach England, Flandern, Frankreich, Norwegen und Schweden, Livland und Rußland tragen und zur Geltung bringen sollten.

Der Kapitän vermochte gar nicht alle Grüße zu erwidern, die ihm aus der Menge zugerufen wurden. Einige Ratsherren traten an ihn heran, drückten ihm die Rechte und wünschten ihm

eine glückliche Fahrt; verschüchterte alte Mütterchen empfahlen ihm ihre Söhne, und blühende Mägdlein baten ihn in holder Verwirrung, ihren Bruder oder Verlobten auf den wilden Meereswogen in treuer Hut zu halten.

Auch die beiden jungen Freunde Hermann und Paul waren in der Menge; sie hatten sich in der Schule freigemacht und wollten bis zum Süllenberge mitfahren. „Das ist hübsch von euch, das ist hübsch", sagte der Kapitän freundlich; „geht nur an Bord, in einer halben Stunde lichten wir die Anker."

Ein letztes Händeschütteln, ein letztes „Fahrwohl", und alle Seeleute eilten auf ihr Fahrzeug. Alsbald erschollen dort oben die befehlenden Stimmen der Kapitäne und Steuermänner; hurtig sprangen die Matrosen an die Bratspille, um die Anker aufzuwinden; andere enterten in den Wanten auf, die Segel zu beschlagen; bald flatterte an den Masten und Rahen die graue Leinwand, und der frische Frühlingswind blies hinein, daß sie sich blähte und rundete und von ihrem Druck das Gestenge krachte und die Schiffe ächzten und stöhnten, als erwachten sie aus tiefem Schlafe.

Ein Schuß erdröhnte auf dem Walfisch, also daß der Donner wie ein mächtiger Wetterschlag von der Stadtmauer zurückprallte und die Menge in ein vielhundertstimmiges Geschrei ausbrach.

Erst seit wenigen Jahren führten die Hamburger Schiffe Donnerbüchsen und Bombarden an Bord, und wenn solch ein Ding Flammen spie und wie das Gewitter losdonnerte, so fuhr ein jäher Schrecken durch die Gemüter und ängstliche Weiblein bekreuzigten sich und murmelten zitternd: „Sunte Maria tom Schare, erbarme dich unser!" Die Männer und Knaben aber schwenkten Mützen und Baretts und riefen: „Glück zur Fahrt! Glück zur Fahrt!" und vom Verdeck der Schiffe winkten die Seeleute, und Möwenschwärme tummelten sich lustig über dem buntbewimpelten Mastenwalde und mischten ihre heiseren Stimmen in das Geschrei des Volkes und das Rauschen des Wassers.

An die Spitze der Flotte setzte sich der Walfisch und fuhr am Niederbaum stolz und keck in den offnen Strom hinein. Ihm folgten in langer Reihe die andern Schiffe, fast hundert an der Zahl; die

Bergen- und Rigafahrer blieben noch im Hafen zurück, weil die nordischen Gewässer noch im Banne der Eisriesen lagen.

Auf dem Strome wehte der Südost mit doppelter und dreifacher Stärke; Paul und Hermann mußten ihre Mützen festhalten und konnten nur mit Mühe das Verdeck abschreiten. Hui, wie jagte der Walfisch so hurtig durch die hochaufrauschende Flut, als wäre er wirklich das Meerungetüm, nach dem er geheißen war, oder gar ein Seeadler, der auf mächtigen Schwingen über die Wogen dahinstreicht. Und hatte er nicht in der Tat Flügel, zehn Stück, und alle zum Zerspringen straff gespannt vom Winde? Kapitän Nyenkerken sah äußerst froh und vergnügt aus, wie er so breitbeinig im Achterschiff stand und die muntere Hantierung seiner Mannen, die windgeblähten Segel, die flatternde Flagge am Fockmast und auf Deck seine beiden jungen Freunde, die lachend ihre langen Haare dem Winde zum Spiel preisgaben, beobachtete.

Er trat zu ihnen heran und sprach scherzend: „Nun ihr Mauerhocker, wie gefällt euch die Fahrt?"

„Herrlich!" riefen sie wie aus einem Munde.

„So laßt euch als Schiffsjungen heuern!"

„Ei ja — ei ja!" frohlockte Hermann, Paul hingegen blickte doch etwas bedenklich drein.

„Der Künstler hat nicht den Mut dazu", spottete der Kapitän

„Mut?" versetzte Paul Francke erglühend. „Oh, den hab' ich schon, aber . . ."

„Aber?"

„Nun, Ihr wißt, ich soll Ostern zu Meister Bertram in die Lehre treten."

„Wahrhaftig! ich dachte nicht daran und muß schon auf dich verzichten. Du, Harm, siehst du die Strickleiter dort hinter dem Großmast?"

„Ja, Oheim!"

„Hast du nicht Lust, an ihr bis zu dem unteren Mastkorbe emporzuentern?"

Mit einem Jubelruf schwang sich der Bischof an die Wanten heran, spie sich in die Hände, griff in die Hoftaue und klomm zur Überraschung seines Oheims und der zuschauenden Mannen gewandt

und sicher wie ein alter Seebär zur Mars empor. Dort schwang er sich über das Gerüst in den Korb, winkte hinunter und nahm freudeglühenden Angesichts das Beifallsgeschrei der Matrosen entgegen. Mit Muße hielt er alsdann Umschau von seiner Kanzel, betrachtete die bewaldete Uferhöhe zur Rechten, spähte zur Linken weit aus in das flache Land, wo Windmühlenflügel sich drehten und aus den Schornsteinen einiger Hütten Rauchsäulen in die sonnige Luft emporstiegen. Weit hinten lag schon die Stadt, von der nur ein paar Turmsäulen sich über die Umwallung reckten. Oben auf der Höhe zeigte sich Schloß Ottensheim, am Ufer Övelgönne und weiterhin Nienstedten, und siehe, dort erhob sich auch schon der Süllenberg mit seinem kahlen Scheitel, groß und stolz aufragend und über den Strom hinweg weit, weit in die Lande schauend. Aber als das anziehendste Bild erschien ihm doch die lange Reihe der Schiffe mit ihren grauweißen Segeln und roten Flaggen, überschwärmt von bunten Möwen, deren Flügel mitunter hellauf blitzten wie Schwerter, wenn sie in der Luft gezückt werden.

Doch siehe, der Oheim winkte! Noch einen Blick in die schöne Welt ringsum, und dann schwang sich der wackere Klimmer wieder über die Brüstung hinweg, griff in das Tauwerk und stieg behend auf das Verdeck hinunter.

Der Kapitän legte ihm die Hände auf die Achseln, blickte ihm mit Wohlgefallen in die Augen, nickte beifällig und sprach: „Fürwahr, mein Junge, du bist auserkoren mein Nachfolger zu werden, und dächte ich nicht an die Angst deiner lieben Mutter, so stellte ich dich zur Stunde in die Reihe meiner Schiffskinder ein. Merkwürdig, daß die Gelehrsamkeit dir ebenso flott vom Stapel läuft wie das Klettern, Schwimmen, Reiten und Eislaufen! Das macht wohl deine Verwandtschaft mit den Franckes; die Nyenkerken haben härtere Köpfe. Wir sind alte Sachsen, aber der Paulus da gehört zu dem Stamme unserer Überwinder, der Franken, und wir hätten wohl gerechte Ursache, grimmen Haß wider ihn zu hegen. Doch seht! dort winkt schon der alte Süllenberg. Hart Steuerbord!“ rief er dem Manne am Ruder zu und ließ alsdann einen Teil der Segel reffen und beidrehen. Das kleinste Boot wurde zu Wasser gelassen, die Knaben verabschiedeten sich von ihrem väterlichen Freunde und der

Schiffsmannschaft, eilten die Fallreeptreppe hinunter und sprangen in das schaukelnde Fahrzeug hinein.

„Oheim!“ rief Hermann, als schon das Boot, von zwei handfesten Matrosen gerudert, pfeilschnell über die Wasserfläche dahinschoß, „Oheim, vergeßt nicht, die bunte Kuh in Flandern zu kaufen!“ —

Dann standen die beiden am Ufer; das Boot fuhr zurück, ward emporgeholt, und der Walfisch spannte wieder alle seine Flügel aus und setzte seinen Kurs fort. „Fahr wohl! Fahr wohl!“ riefen die Knaben und schwenkten ihre Kappen, so lange das Schiff in Sicht blieb. —

9. Abenteuer auf dem Süllenberg.

„Oh!“ stieß Hermann mit einem Seufzer hervor, „wie gern führe ich mit auf das große Meer und in die weite Welt — o wie gern! wie gern!“

„Ja,“ versetzte Paul, „es ist wohl eine Lust!“

„Die höchste auf dieser Welt!“ rief Harm begeistert.

Paul schüttelte den Kopf und meinte: „Wenn mir eine Figur oder ein Bild recht gelingt, so möchte ich mit keinem Seefahrer tauschen.“

„Auch nicht mit meinem Oheim?“

„Nein, auch nicht mit ihm. Ein großer Künstler zu sein, das ist das höchste Glück, das höchste Glück!“

Hermann sah ihn kopfschüttelnd an, er konnte den Freund manchmal nicht verstehen; aber wie schön war der Junge, wenn er so träumerisch dreinschaute!

„Komm!“ sagte er, „und laß uns auf den Gipfel steigen! Vielleicht könnnen wir von oben die Flotte noch sehen.“

Auf gewundenen Waldpfaden eilten sie bergan; die helle Sonne schien durch das kahle Gezweige, Goldammern probierten ihre dünnen Stimmchen, und die muntern schwarzköpfigen Graumeisen hüpften lustig von Zweig zu Zweig und riefen schäkernd und lockend: „Däh däh däh, däh däh däh! Fi e bi! Fi e bi!“

„Hörst du sie?“ fragte Paul. „Es klingt lieblich hier in der Einsamkeit.“

„Das tut's“, pflichtete Harm bei; „besonders jetzt, wenn der Frühling kommen will. Und weißt du, an wen ich da immer denken muß?“

„Nun?“

Er zögerte mit der Antwort, sagte dann aber leise und heimlich: „An die kleine goldhaarige Hilde Wrak.“

„Hm,“ machte Paul, „ich denke dabei eigentlich an niemand, aber wunderglücklich wird's mir zu Sinn, und alles erstrahlt mir in prächtig leuchtenden Farben.“.

So gelangten sie allmählich auf die Höhe, sahen von der Flotte aber nur noch das letzte Schiff mit seinen weißen Segeln und der roten Flagge Hamburgs. Und dann war auch das verschwunden. Aber welch ein Fernblick eröffnete sich ihnen in das gegenüberliegende flache Land! Meilenweit reichten ihre Blicke, und die mannigfaltigen reizvollen Farbenschattierungen bezauberten besonders dem jungen Künstler Sinn und Seele.

„Wie schön ist es hier, wie schön, wie schön!“ murmelte er hingerissen. Und plötzlich sank er auf die Knie nieder, stützte sich auf die Hände und blickte mit strahlenden Augen in die Ferne.

Kopfschüttelnd sah Hermann auf ihn herab. Das war wieder etwas, was er nicht verstehen konnte — wo war denn hier ein Heiligenbild, vor dem man die Knie beugen mußte?

„Paul,“ sagte er nach einer Weile geduldigen Schweigens, „wenn der Hün' sich unten im Berge umdreht, so gibt's schlechtes Wetter.“

In dem Augenblick zog eine dunkle Wolke unter der Sonne dahin und warf ihren Schatten auf den Gipfel des Berges.

„Da haben wir's schon!“ rief Hermann erschaudernd, und nun sprang auch Paul auf die Füße. „Der Hün' — weißt du, wer das ist?“ fragte er.

„Ein Riese“, antwortete Hermann.

„Nein, Asathor selber ist's, von dem unser Großvater uns erzählt: der gewaltige Donnergott und Hammerschwinger, den der Herr Domdechant und Magister Fibelkorn einen Götzen schelten.“



„Thor wohnt hier?" fragte Hermann erbebend.

„Ja, Thor!" bestätigte Paul mit geheimem Grauen. „Hier, wo wir beide jetzund stehen, rauschte vor fünfhundert Jahren noch der heilige Hain Asathors — des Gottes, der daherfährt durch die Wolken, von Blitzen umzuckt, und den Hammer Miölnir auf Riesenschädel schleudert. Deine Väter, die alten Sachsen, sind hierher gewallfahrtet, haben hier Opfer dargebracht dem Donnerer, auch Menschenopfer, gefangene Franken, meines Stammes stolze Söhne; haben auf diesem Gipfel gelagert und den Metbecher in der Runde kreisen lassen. Dann ist der heilige Anscharius aus Niederland gekommen und hat die alten Götter in die Höhlen der Berge verbannt. Seitdem sitzt der rotbärtige Donnerer hier unten, den die unwissenden Menschen nun den Hün nennen, und wenn er im Grimme seiner langen Haft die Brauen zusammenrückt und stöhnt, so verfinstert sich die Sonne am Himmel und ein kalter Schauer überrieselt die Menschen. So vorhin dich und mich."

„Ist das alles wahr, was du mir kündest?" fragte Hermann in heimlichem Grauen.

„Ja, mein Großvater hat es mir so erzählt."

„Dann ist kein Zweifel, daß Thor hier unten sitzt. Aber hat nicht Magister Fibelkorn uns gelehrt, der große Erzbischof Adalbert habe vor dreihundert Jahren ein Kastell hier oben erbaut und viel Kriegsvolk hineingelegt?"

„Ja," antwortete Paul, „das ist auch wahr. Sieh mal den Schutt und die Bausteine dort! Das alles rührt von jenem Kastell her. Denn glaubst du, der große Verbannte hier unten duldete ein festes Haus auf seinem heiligen Berge?"

„Ebensowenig wie die Stadt Hamburg", antwortete Hermann. „Zwei Meilen vor ihren Toren darf keine feste Burg erbaut werden. Aber laß uns aufbrechen, Paul, der Weg nach der Stadt ist weit."

Der junge Künstler antwortete nicht, das herrliche Landschaftsbild hielt seine Augen wieder gefesselt, und er konnte sich davon nicht losreißen. „Wie schön ist das, wie schön, wie schön!" sprach er leise, und sein Antlitz strahlte vor Entzücken.

Da packte Hermann ihn bei den Schultern und drehte ihn mit einem Schwung herum. „Ha!" rief Paul erschrocken, „ich glaubte,

Asathor hätte mich so plötzlich gepackt. Nun vorwärts denn! Aber hier hinaus wollen wir noch oft wandern; der große Schläfer unten soll uns nicht schrecken."

Sie gingen eine Weile schweigend den schmalen Pfad hinunter und kamen in eine Schlucht, wo sie aus der dunkeln Tiefe einer Felsenhöhle den Laut menschlicher Stimmen vernahmen. Wie schreckerstarrt blieben sie stehen und lauschten klopfenden Herzens; aber sie konnten kein Wort verstehen.

„Es sind wahrscheinlich Räuber", flüsterte Paul dem Freunde zu; „am besten, wir machen uns auf und davon."

Hermann nickte, und sie traten behutsam auf, um weiter zu schleichen. Kaum aber hatten sie ein paar Schritte getan, da vernahmen sie hinter sich ein Geräusch und eine Donnerstimme rief gebieterisch: „Halt!"

In jähem Schrecken blieben sie stehen und wandten die Köpfe zurück nach der Höhle. Da stand ein zerlumpter Kerl vor dem Felsenloch, den beide auf den ersten Blick erkannten. Es war einer von den beiden Gefährten Störtebekers, dem der Frohnknecht damals am Kaak neunmal sechs Hiebe aufgezählt hatte — was hatten sie von dem Landstreicher zu erwarten?

„Laß uns fliehen", flüsterte Paul, und wie gehetztes Wild liefen sie auf dem schmalen Pfade hurtig bergan. „Halt, ihr Racker! halt! halt!" scholl hinter ihnen die Stimme des Strolches; aber sie achteten nicht darauf, sondern setzten ihren Lauf fort, so schnell sie konnten. Ob sie verfolgt wurden? — Manchmal glaubten sie wuchtige Tritte hinter sich zu vernehmen, umzuschauen aber wagten sie nicht; nach der Höhe trabten sie empor, wo, wie sie wußten, die Landstraße über Flottbek, Bahrenfeld und Ottensheim nach Hamburg führte. Zu ihrem Schrecken lief der Pfad noch einmal bergab in eine Schlucht; allein es blieb ihnen keine Wahl, sie folgten daher seinen Windungen und sahen denn auch bald, daß er aus der Tiefe ziemlich steil nach der Höhe emporführte. Sie wollten ein wenig verschnaufen, denn zum Zerspringen klopften ihre Herzen. Aber was war denn das? — Wie aus dem Erdboden emporgestiegen, stand plötzlich wenige Schritte vor ihnen der andere Genosse Störtebekers, schwang drohend eine Keule und herrschte sie

an: „Gebt euch gefangen, oder ich zerschmettere euch den Schädel!"

Der Atem stockte ihnen, und einen Augenblick standen sie wie gelähmt. Aber die Gefahr spornte den Wagemut Hermanns zu einer verzweifelten Tat; und als nun der Strolch seine Keule sinken ließ, sprang der tapfere Junge wie ein Panther an ihn heran, bückte sich tief, packte blitzschnell die Beine des Gegners und riß den überrumpelten Gesellen mit jähem Ruck zu Boden. In schwerem Falle schlug der Hinterkopf des Räubers auf den felsenharten Steig, und ein wildes Schmerzgeheul entfuhr seinem Munde.

„Nun vorwärts, Paul!" rief Hermann; und sie eilten den Bergpfad hinan und gelangten endlich glücklich auf die freie Landstraße. Dort machten sie Halt und atmeten eine Weile schwer und tief, bis ihre Pulse ruhiger pochten und sie ihre Fassung und ihren frischen Mut wiedergewannen.

„Gerettet!" frohlockte Paul, „Sankt Nikolas Lob und Dank!"

„Ja," versetzte Hermann, „die Unholde werden nicht wagen, uns hier auf der freien Landstraße zu verfolgen. Sieh! dort kommt ein Wagen gefahren, und dort pflügt ein Bauer seinen Acker."

Frohgemut und glücklich, als wäre gar nichts geschehen, wanderten sie jetzt weiter. Zur Rechten lag das tief herabfallende bewaldete Elbufer, dessen schwer zugängliche Schluchten und Höhlen allerhand landstreichendem Gesindel zum Unterschlupf dienten. Manchmal vereinigten sich diese lichtscheuen Strauchritter zu ganzen Banden, die nicht nur die Landstraße unsicher machten, sondern auch einzeln fahrenden Schiffen auf dem Strome auflauerten und sie in ihre Gewalt zu bekommen versuchten. Dann sandte die Stadt Hamburg bewaffnete Bürger aus, die bis zum Süllberge hin die Abhänge durchstreiften und das Gesindel einfingen oder doch verscheuchten.

Das alles war unsern jugendlichen Wanderern wohl bekannt, aber sie schüttelten furchtlos ihre schweren Knüttel, die Sonne stand ja noch hoch am blauen Himmel, und auf den Feldern zu ihrer Linken arbeiteten friedliche Bauern. Vor dem Dorfe Ottensheim, wo eine getürmte Burg der holsteinischen Grafen ihre Zinnen erhob, lief die Landstraße so dicht an dem bewaldeten hohen Ufer-

gelände hin, daß man den breiten Strom in der Tiefe und das jenseitige Land weithin überschauen konnte.

„Ah, ein Schiff!“ rief Hermann und deutete hinunter auf den Strom.

„Fischerboot aus Hamburg“, entgegnete Paul. „Das Segel ist fast schwarz und hebt sich scharf ab von dem im Sonnenglanze schimmernden und glitzernden Wasserspiegel Und dann die weißen Möwen, die es umkreisen — es gäbe ein schönes Bild!“

„Ich glaube,“ meinte Hermann, „je höher man steht, um so schöner sieht sich die Welt an.“

Sie schritten durch das Dörflein Ottensheim und kamen bald an den Pepermöhlenbeek, der durch das Gehölz am Hamburger Berge nach der Elbe hinuntereilte. Der Bach bildete die Grenze des Stadtgebietes; an seinem rechten Ufer, hart an der Landstraße, stand ein Gasthaus, und nicht weit davon, auf der Hamburger Seite, ein zweites, älteres.

„Weißt du,“ fragte Hermann, auf das blauweiße Schild über der Haustür deutend, „wie die Fuhrleute diese Herberge nennen?“

„All to nah,“ rief Paul lachend; „und sie haben ganz recht. Wenn sie von der Stadt her den Berg heraufgekommen sind, so sind ihre Pferde ermüdet, und sie lenken an dem alten Kruge zu kurzer Rast ein — sollen sie dann hier schon wieder einkehren? Die meisten fahren vorüber und sagen: ‚Dat is alltonah!‘. Das ärgert den Wirt, aber was kann es ihm helfen? In weiter Runde wird diese Herberge nicht anders als Altona geheißen.“

Sie verließen die Landstraße und gingen quer durch das Eichholz nach den Viehweiden am Heiligen Geistfeld. Der Schnee war fast überall verschwunden, nur unter den Hügeln und an den Wacholderbüschen lagen noch kleinere und größere Fetzen von dem großen weißen Mantel des Winters.

„Sieh doch,“ sagte Hermann und deutete auf den feuchten Erdboden, „es fängt schon an zu grünen auf unserer Weide. Hier wird im Sommer die bunte Kuh aus Flandern grasen, die der Oheim mitbringen wird. Wo mag wohl die Flotte jetzt sein — ob schon im freien Meere?“

Paul versetzte: „Die Sonne steht tief — sieh, wie lang unsere Schattenbilder sind! Sie reichen ja fast bis an die Alster!“

„Ungeheuer!“ rief Hermann. „Hätten wir in Wirklichkeit diese Länge, so könnten wir als Matrosen auf dem Beneventer eintreten.“

„Und,“ fuhr Paul fort, „mit einem Satze am Blauen Turm oder auf dem Reesendamm sein. Ha!“ rief er umschauend, „sieh nur, wie rosig der Rauch über die Ziegelfelde erglüht! Gleicht er nicht ganz einem purpurnen Wolkengebirge?“

Wie sie so da standen und das schöne Schauspiel betrachteten, fuhr Hermann plötzlich mit der Rechten in die Höhe und sagte: „Ich höre Wasserrauschen. Das ist unsere große Alster. Die geht hoch, alle Schützen sind aufgezogen, und um unsere Mühle ist nun ein gewaltiges Gebrause Tag und Nacht.“

10. Alsterfreuden.

Ja, die Alster ging hoch und trieb mächtige Eisschollen gegen den Damm, wo sich die glitzernden Blöcke zu einem Gletscherwall übereinandertürmten. An den Schleusen standen mit Haken und Äxten der Müller, seine Söhne und alle Knappen, um die heranschwimmenden Schollen zur Seite zu ziehen oder zu zertrümmern, damit die Flut freie Bahn durch die Schosse behielte. Selbst in der Nacht blieben die wackern Männer auf ihrem Posten; Hermann und Dirk hielten lodernde Pechfackeln in den Händen, die andern schwangen unablässig ihre Waffen, während auf dem Damme Wackermann hin- und herlief und durch seine Munterkeit das Werk der Männer zu fördern wußte.

Drei Tage und Nächte währte der Kampf, dann war der Strom eisfrei, aber so hoch gingen die Wogen, daß alle Schleusen und Schützen offen gehalten werden mußten. Das war nun ein gewaltiges Rauschen und Brausen an den Obermühlen, Musik für Hermanns Ohr, und mit hohem Lustgefühl sprach er bei sich: „So — und wohl noch mächtiger, donnert das Meer im Sturm — o glücklich, wer als Kapitän an Bord stehen und bei solcher Musik mit Wind und Wogen kämpfen darf! Oh, wäre ich nur erst Matrose!“

Allmählich fiel der Strom, die großen Mühlräder drehten sich wieder, die Steine wirbelten rundum und alle Gänge waren im Betrieb und klapperten so laut und lustig, daß die Mühlenknappen ihre eigenen Worte nicht hören konnten. Aber noch lange hielten sich die Gletscher am Damme und lockten Hermann aus den Schollen schimmernde Paläste zu bauen, die seine kleinen Schwestern dann anstaunten, bis diese kristallenen Schlösser mit Knistern und Krachen zusammenbrachen und endlich zu Wasser zerrannen.

So verschwanden allmählich die letzten Spuren des Winters; an den Hängen am Brunokamp und am rechten Alsterufer blühten Schneeglöckchen, und Hermann, der dort viel umherstrich, pflückte die lieblichen Erstlingskinder des Frühlings und brachte den Strauß seiner Mutter.

Am Pfingstmorgen erwachten alle Kinder in der Mühle mitten unter grünen Maien. Rund um jedes Bett standen schlanke Birkenzweige und bildeten mit ihren zarten, jungen Blättchen eine Laube um das Lager. War das ein wonnevolles Erwachen! Beim ersten Augenaufschlagen glaubte Hermann nicht anders, als im grünen Walde zu ruhen, bis dann die Besinnung kam und der Gedankenblitz: „Pfingsten ist's!" sein Herz wie ein Sturm süßen Glückes durchzuckte. Mit offenen Augen und lächelndem Antlitz lag er unter den grünen Maien, hörte das Wasser draußen rauschen und dachte: „Es klingt wie Orgelmusik im Dom, und mir ist's auch so feierlich zu Sinn, als wäre ich in der Kirche oder in einem großen, weiten Walde."

Hermann pflückte ein Blättchen aus seiner Birkenlaube, zerrieb es mit den Fingern und roch daran. Wie frisch und kräftig das duftete! Und die große Stube war voll Maienduft, es war wirklich so, als ruhte er mitten im grünen Walde. Da horch! klang nicht mit dem Wasserrauschen Glockenläuten durch die Morgenstille? — Das waren die Klosterglocken von Sankt Johannes und Maria Magdalena. Leise Schritte nahten seiner Laube; durch die Zweige guckte das freundliche Angesicht seiner Mutter, und sie wünschte ihm guten Morgen und sagte: „Ruht sich's gut im Grünen?"

„Ja," antwortete er, „so möchte ich wohl jeden Morgen erwachen."

„Hörst du", sagte sie, „die Glocken läuten schon; kommst du mit mir in die Martinskapelle, um den Pfingstkuchen auszuteilen?"

„Ja, Mutter, und nachmittag kommt Herr Ratsherr Wrak mit Hilde, und wir fahren hinüber nach der Insel."

„Schön, schön", sagte Frau Regina mit freundlichem Nicken. „Nun aber spring heraus aus deiner Laube, die Morgensuppe ist schon fertig!"

In Festgewändern gingen sie nach der Petrikirche, auch der Mühlenmeister mit Dirk und den Knappen. Es war echtes Pfingstwetter: blauer Himmel mit schneeweißen Wölkchen, goldener Sonnenschein und laue Luft, gewürzt mit Kräuter- und Blütenduft. Über den Marktplatz schritten bedächtige Männer in schwarzen Mänteln und Samtbaretts und an ihrer Seite stolze Frauen in seidenen Gewändern mit Gebetbuch und Rosenkranz in den Händen. Das waren die Familien der Ratsherren. Schlichter gekleidet, aber doch recht stattlich, kamen die Handwerksmeister mit ihren Frauen und Töchtern, Gesellen und Lehrburschen daher. Aber auch die armen Leute hatten sich mit einem bunten Tüchlein, sauber gebürstetem Rock, bändergeschmücktem Hut und einem Blumenstrauß herausgeputzt, und auf allen Gesichtern lag heute etwas wie Maienglanz, und lichter Hoffnungsschimmer blinkte in aller Augen.

Die Glocken läuteten, und dann brauste Orgelmusik in den hohen Kirchenhallen. Stattlich in seinem geschnitzten Stuhl in der Martinskapelle saß der Mühlenmeister Nyenkerken da, neben ihm bescheiden Frau Regina. Aber als sie nachher den großen Schrank aufmachte, da war ihr Gesicht voller Freude und Heiterkeit, und alle ihre Gäste, die Ärmsten der Armen, gingen beglückt aus der Kapelle.

Am Nachmittag spazierte Hermann mit Wackermann ungeduldig auf dem Damm auf und nieder. Zwei Kähne lagen am Ufer zur Fahrt bereit, der eine mit grünen Maien anmutig geschmückt. Die kleinen Mädchen guckten neugierig aus dem Fenster, und wenn Harm vorüberkam, fragten sie jedesmal: „Kommen sie noch nicht?" Sie wollten mitfahren und konnten die Zeit gar nicht mehr erwarten.

Da endlich traten zwei Männer und ein Mägdlein aus dem Mühlentor ins helle Sonnenlicht und kamen auf dem Damme dahergeschritten. Ohne Zweifel der Ratsherr mit seinem Töchter-

lein; aber wer mochte der zweite Herr sein? — „Meister Bertram! Meister Bertram von Minden!“ rief Hermann und eilte ins Haus, um die Freudenbotschaft zu verkündigen.

Frau Regina empfing die Gäste mit der ihr eigenen bescheidenen Würde. Mitten in der Stube stand Schön-Hilde und hielt einen Blumenstrauß in der Hand, den sie auf einen Wink ihres Vaters mit einem artigen Knix der Müllerin überreichte.

„Ei!“ rief Frau Regina, „was sind denn das für schöne Blumen, die hab' ich ja noch nie gesehen! Und wie köstlich sie duften! Die ganze Stube ist voll Wohlgeruch.“

„Es ist Lilac“, erklärte der Ratsherr. „Kapitän Ohlsen hat mir die Pflanze aus Lissabon mitgebracht, und nun blüht sie prächtig in meinem Garten. In den südlichen Reichsstädten soll sie schon mehr vorkommen, und dort soll man sie Flieder heißen. Ist eine gar köstliche Pfingstblume, nicht wahr, Frau Regina?“

„Fürwahr, überaus köstlich und wohlduftend“, antwortete sie und ließ dann auch ihre kleinen Mädchen an dem Strauße riechen.

Hermann stand in der Ecke am Fenster und blickte auf Hilde — wie hold und lieblich war doch das Mädchen, und welch ein Glanz war mit ihr in die Stube hereingekommen! War sie eine kleine Zauberfee, die sein schlichtes Vaterhaus in einen Königspalast verwandelt hatte?

„Nun, junger Bischof,“ sagte Meister Bertram in scherzendem Tone, „unser Fräulein hier möchte eine Kahnfahrt auf der Alster machen — seid Ihr geneigt, ihr als Fährmann und Kapitän zu dienen?“

„Mein Schiff ist schon seeklar,“ antwortete Hermann mit gutem Humor, „und meine Schwestern wollen auch mitfahren.“

„Das ist ja hübsch“, meinte der Ratsherr und betrachtete wohlgefällig die Kinder. „Sieh, Hilde, da hast du nun auf einmal zwei liebe Spielgefährtinnen gefunden — freut dich das nicht?“

Klein-Hilde nickte, hatte sie doch schon eine ganze Weile die beiden Mädchen mit ihren blauen Augen gemustert. „Ich will gern mit ihnen spielen, gern“, sagte sie mit strahlendem Gesicht.

Die Müllerin strich ihr liebkosend über den goldigen Scheitel, und Hilde griff nach der zärtlichen Hand, küßte sie und bekannte: „Euch habe ich lieb.“

Da errötete Frau Regina vor Freude, legte ihren Arm um den Nacken des Kindes und sagte: „Und ich dich auch, und jetzt kommst du öfter zu uns in die Mühle — ja?“

„O ja! Hier rauscht das Wasser so schön, und der Strom erglänzt wie ein Spiegel“, sprach mit Frohlocken Klein-Hilde.

Jetzt trat der Müller in die Stube, begrüßte die Herren und nötigte sie, niederzusitzen. Aber der Ratsherr erklärte: „Nein, Mühlenmeister, Ihr müßt schon heute verzeihen; uns armen Mauerhockern ist eine gründliche Mailüftung vonnöten, und wir wollen hinauswandern nach dem Brunokamp und fürder gen Herwerdeshude. Seht nur, wie freundlich die Sonne draußen lacht! Könnt's Euch nicht locken, der Dritte im Bunde zu sein?“

Der Müller nickte: „Dafern Ihr erlaubt; es ist ja heute Pfingstfest“, sagte er und langte nach seinem Wanderstabe achter dem Ofen.

Unter den Augen der Männer ging Hermann mit seinen Fahrgästen an Bord und schiffte sich ein. Die Gesichter der Mädchen strahlten vor Glück, da sie nun aus dem bekränzten Kahn guckten. Da packte der Müller mit seinen derben Fäusten das Fahrzeug beim Heck und schob es mit einem kräftigen Stoß weit auf die spiegelnde Flut.

„Fahr wohl! Fahr wohl!“ riefen die Herren und winkten mit den Händen. Die Mädchen taten gleich also, und über ihre Köpfe schossen zwitschernd die Schwalben und lautlos ein paar Möwen. Immer weiter entfernten sich die drei Wanderer auf dem Damm, immer mehr trat das Ufer mit der Mühle zurück, und es kam den Mädchen so vor, als schwämmen sie auf weitem Meere, und Klein-Hilden wollte es schier bange werden ums Herz. Nicht so den beiden andern; die waren schon oft auf der Alster gefahren und fürchteten sich gar nicht. Sie beugten sich über Bord, griffen mit den weißen Händen in das blaue Wasser und spritzten die silberblinkenden Perlen nach den Schwalben, die den Kahn immer enger umkreisten.

„Nun, Hilde,“ sagte der Ferge, „willst du nicht mittun und die Schwalben erschrecken?“

Wie aus einem Traume schien sie zu erwachen, schüttelte sinnend das goldstrahlende Köpfchen und sprach: „Ich muß ausschauen — wie weit sind wir schon vom Damme, wie weit!"

„Ja," erwiderte er, „die Alster ist groß, doch die See ist noch tausendmal größer."

„Tausendmal?" zweifelte sie, und ihre blauen Augen blickten so groß.

„Zehntausendmal!" behauptete er. „Und im nächsten Jahre bin ich schon ein Seemann und laß mich von haushohen Wellen schaukeln. Hohio! Hohio!"

„Bischof!" sagte sie erschrocken, „und wenn dein Schiff dann kentert!"

„Fürchte nichts!" beruhigte er sie; „Seemänner sind stark und bezwingen Sturm und Wogen."

„Bist du auch so stark?" fragte sie halb bewundernd, halb zweifelnd.

„Willst du es sehen?" erwiderte er und legte sich so kraftvoll in die Riemen, daß der Kahn wie ein Pfeil dahinschoß.

„Heia!" jauchzte sie nun mit leuchtenden Augen, „du bist stark, Bischof, und wirst die See schon bezwingen!"

Nach einer kleinen Insel, die hoch mit Rohr und Binsen umkränzt war, lenkte er den Kahn.

„Das ist mein Thule", sagte er. „Dort wollen wir anlegen und an Land gehen."

„Thule?" fragte Hilde, „Thule?" und spähte erwartungsvoll nach der Insel aus. Sie sah nichts, als ein Gebüsch von Binsen und Rohr, das sich im Maienwinde hin und her wiegte. Und dann fuhr der Kahn mitten in den Halmenwald hinein, daß es rauschte und ein paar Wildenten erschrocken aufflogen.

„Was war das?" fragte Hilde zusammenschauernd und ließ die Binsen fahren, die sie gefaßt hatte.

Aber da lag schon die Insel vor ihren Augen, und alle drei Mädchen jauchzten: „Adebar! Adebar!"

Ein Storch stand mitten auf dem grünen Eilande und blickte regungslos den Störenfrieden entgegen. Dann machte er ein paar unbeholfene Sprünge, breitete die langen Flügel aus und erhob sich in die blauen Lüfte.

„Da fliegt er hin," sagte die kleine Gertrud bedauernd, „warum ist er nicht hier geblieben, um mit uns zu spielen?"

Sie sprangen aus dem Kahn auf den grünen Rasen, der prächtig mit bunten Blumen ausgestickt war. Viele farbenprangende Schmetterlinge gaukelten in der zitternden Bläue, und die Kinder liefen ihnen nach, um sie zu fangen. Im Winde flog Hildes Haar und schillerte wie eitel Gold in der Sonne. Hermanns Schwestern hatten flachshelles Haar, wie er selbst früher, als er noch ein kleiner Junge gewesen war. Jetzt waren seine Locken dunkler geworden und kräuselten sich über der Stirn und an den Schläfen, so daß die Leute ihn wohl „Müllers Krauskopf" nannten.

Auf der Mitte der Insel stand ein Weidenbaum, in seinem Schatten lagerten sich die Mädchen, als sie sich müde gelaufen hatten. Wie blinkendes Goldgespinst lag Hildes Haar auf dem Grase, und Hermann strich verstohlen mit der Hand darüber hin, bewunderte den Glanz, legte seinen Kopf dicht daneben und mischte seine helleren Locken mit den goldenen Fäden. Als dann aber Hilde sich regte, fuhr er erschrocken zurück, schloß die Augen und tat so, als schliefe er. Das Mädchen richtete sich halb auf, stützte sich auf die Hände, blickte ihm lange ins Gesicht und sagte flüsternd: „Er ist hübsch." Dann beugte sie sich über ihn und küßte seinen Mund. Glückselig klopfte ihm das Herz, aber mit starkem Willen unterdrückte er seinen innern Jubel und hielt sich ganz still. Da riß Hilde einen Grashalm aus und fing an, sein Gesicht damit zu kitzeln. Auch die beiden andern Mädchen hatten sich erhoben und sahen mit Ergötzen dem Spiele zu. Lange hielt sich der Heuchler fest und widerstand tapfer dem Lachreiz, als aber der Halm ihn in der Nase kitzelte, lief ein heftiges Zucken über sein Gesicht, er fing an zu schnaufen und nieste dann gewaltiglich.

Mit Geschrei fuhren die Mädchen empor, schüttelten sich, hüpften umher und lachten unbändig. Dann fingen sie an, über ihn zu springen, eine nach der andern, immer hin und her, daß die Röcke flogen. Der Wind wehte ihm ins Angesicht und ließ seine Locken flattern, und plötzlich, als Hilde grade im Sprunge

war, warf er sich blitzschnell herum, und sie saß auf seinem Rücken. Wie ein Pferd lief er nun auf Händen und Füßen mit seiner leichten Last durch das Gras, und die beiden andern hüpften nebenher und riefen: „Hopp hopp hü! Hopp hopp he!" Die Reiterin aber klatschte in die Hände vor Lust und griff dann in den Kragen seines Samtwamses, um sich festzuhalten. Zweimal umkreisten sie mit Juchhei das kleine Inselrund, dann nahm das Pferd seinen Lauf nach dem Weidenbaum und sank erschöpft in das Gras.

Hilde sprang ab, streichelte dem braven Rößlein den blonden Krauskopf, drückte ihr glühendes Gesichtchen in seine Mähne und lobte: „Bist mein hurtiges Pferdchen, du, und ich hab dich sehr lieb!"

Da sprang der große Junge mit einem Satz empor, umfaßte das goldhaarige Mägdlein, schwang es hoch auf und jauchzte: „Meine Hilde bist du, und diese Insel ist unser Königreich!"

„Und wir sind eure Prinzessinnen!" rief seine kleine Schwester mit strahlenden Augen.

„Aber Musik muß auf der Hochzeit sein," meinte Trude, „ohne Musik können wir nicht tanzen."

„Musik?" erwiderte Harm, „das ist wahr, ich muß euch Pfeifen und Trompeten schnitzen."

Aus der Krone des Weidenbaumes schnitt er einen daumendicken Zweig heraus, kappte das dünne Ende und warf es weg, das andere Stück aber legte er auf sein Knie, klopfte mit dem Messerstiel darauf, damit die Rinde locker werde, und sang dabei mit seinen Schwestern:

„Fabian, Sebastian,
Lat de Saft ut Holt rut gan!"

Endlich ließ sich das weiße Stöcklein herausziehen, in die Röhren wurden Holzpfropfen geschoben, oben eine Kerbe eingeschnitten, und die Flöte war fertig. Er reichte sein Kunstwerk Hilde und sagte: „Versuch's einmal!"

Sie spitzte den roten Mund und blies hinein, aber kein Ton ließ sich hören.

„Du mußt es ein wenig in den Mund stecken", belehrte der Meister.

Das tat sie, und nun ertönte ein heller, lustiger Pfiff, daß die kleinen Zuhörerinnen aufhüpften vor Freude.

Aus den dicken Rohrstengeln des Kälberkropf, der in Menge auf der Insel wuchs und jetzt in voller Blüte stand, schnitzte Hermann noch ein paar Flöten, und dann hub ein wundervolles Musizieren an, in das auch die Grillen im Grase, eine Rohrdrossel im Schilf und im Wasser die Frösche lustig mit einstimmten.

Plötzlich verstummte die Musik und aller Augen blickten erschrocken nach einer Stelle im Binsengebüsch. Dort rauschten die hohen Halme, und dumpfe, gurgelnde Laute kamen dorther, als striche ein großes Tier da herum.

„Was ist das?" fragte Hilde erbebend, und Trude und Gretchen drängten sich ängstlich hinter ihren großen Bruder. Ruhig stand Hermann da und spähte scharf aus, wie der Storch vorhin, als sie landeten. „Ich muß doch zusehen", sagte er und wollte fortspringen. Aber alle Hände klammerten sich an ihn und hielten ihn zurück. „Bleib hier!" bat Hilde, „es mag wohl ein großes Wassertier sein, das dich verschlingen könnte."

„Vielleicht eine Fischotter", meinte er.

„Wie groß ist die?" fragte Hilde.

„Ungefähr wie unsere Katze, nur länger."

„Und möchte sie dir in die Augen springen?"

„O nein! sie ist feige, und wenn sie mich erblickt, läßt sie sich sogleich in die Tiefe plumpsen."

Da erschollen die Töne wieder und jetzt noch lauter und erschrecklicher. Ganz starr standen die Mädchen, aus jedem Gesicht war die Farbe verschwunden, und Gretchen fing an zu weinen.

„Du," sagte Hilde flüsternd zu Hermann, „laß uns nach unserm Kahn laufen, hineinspringen und davonfahren!"

Er schüttelte den Kopf und antwortete: „Fliehen? Das wäre feige! Nein, ich gehe darauf los, und wenn's der Teufel wäre!"

Sprach's, schüttelte die Hände der Kinder von sich ab und sprang, ungeachtet des Angstschreies hinter ihm, geradeswegs nach dem Orte des Schreckens fort. Da war er schon zur Stelle, drängte mit beiden Armen Rohr und Binsen zur Seite und kroch in das dichte Buschwerk hinein. „Oh! Oh!" stöhnte Hilde beklommen,

„jetzt wird das wilde Tier ihn fressen! Bischof! Bischof! komm doch zurück!“

Da! ein Schrei, ein mächtiges Rauschen, und dann ein Lachen und Rufen: „Paul!“ „Harm!“

Klein-Gretchen zog schluckend den Atem ein, ihr angstverzerrtes Gesichtchen verklärte plötzlich heller Freudenschimmer, „Paul!“ jauchzte sie auf, „Paul! Paul!“ und lief mit ihrer Schwester um die Wette von dannen.

Nur Hilde blieb stehn — wer war denn der Paul, war's der junge Maler, von dem Meister Bertram zu ihrem Vater gesprochen? — Sieh! da trat er schon selbst mit Harm aus den Binsen heraus, und die beiden Mädchen stürzten auf ihn zu, griffen nach seinen Händen und freuten sich über die Maßen. Ja, den hatte sie schon öfter gesehen, damals auf dem Eise und auch später manchmal; das war der Paul Francke. „Er ist beinahe so groß und hübsch wie der Bischof“, sprach Hilde bei sich, da sie herankamen. „Oh, ich weiß etwas von ihm! Meister Bertram sagte zu meinem Vater: ‚Mein neuer Lehrbursch wird einmal ein großer Künstler werden.‘“

Da waren die Vier schon, und nun begann Musik und Reigentanz von neuem, und die beiden Müllerstöchter waren jetzt noch einmal so lustig, denn Vetter Paul war ihr auserkorener Liebling. Abwechselnd tanzte er mit beiden, ließ sie auf seinem Rücken reiten, stellte sich ihnen zum Vergnügen auf den Kopf, ging auf den Händen umher und lehrte sie, auf einem Fuße herum zu humpeln. Hilde hielt sich mehr zu Hermann, und beim Blindekuhspiel wurde nur sie von ihm gehascht.

Aber die Sonne wandelte auf Siebenmeilenstiefeln ihren Weg am blauen Himmelsbogen hinunter, die Schatten der Kinder wurden länger und länger, von der Mühle her kamen die Töne einer Hirtenschalmei durch die Lüfte gezogen, hoch auf horchten alle, und Hermann sagte: „Jetzt müssen wir an Bord gehen und über das Meer fahren, die Trompete ruft uns nach Hause.“

„Wir fahren mit Paul,“ erklärten die beiden Flachsköpfe, „und ich mit dir, Bischof“, sagte Hilde und faßte seine Hand.

„Ja,“ versetzte Hermann, als die drei andern schon fortgesprungen

waren, „am liebsten bliebe ich mit dir auf der Insel und baute uns hier ein Schloß. Kein Mensch sähe uns hier, nur der liebe Gott — wär' das nicht wunderschön, Hilde?“

„Nein,“ antwortete sie, „ich will zu meinem Vater. Horch! die Schalmei erklingt schon wieder.“

Hand in Hand folgten sie den andern, und dann fuhren sie über das blaue Wasser den ruhigen, breiten Strom hinunter. Drüben hinter den Wäldern aber stand die rote Sonne und vergoldete die Türme der Stadt. Auch über Schön-Hilde warf sie einen Purpurschimmer, und Hermann sah das Mädchen in dem rosigen Glanze vor sich stehen und dachte: „Wie hold und wunderschön sie ist! Ihre Haare leuchten wie Gold, und der Abendwind spielt mit ihnen . . .“

„Horch, Bischof! die Glocken heben an zu läuten“, sagte Hilde.

Da zog er die Riemen ein, nahm sein Barett vom Kopfe, bekreuzigte sich und flüsterte betend: „Ave Maria!“

„Ave Maria!“ sagte auch Hilde leise und machte mit den rosigen Fingern über Stirn und Brust das Zeichen des Kreuzes.

11. Die Flotte kommt.

Drei Tage vor dem Johannisfeste verbreitete sich in der Stadt die Kunde, die Flotte der Englandfahrer kehre zurück, sie sei schon oberhalb Stade und werde bei der steifen Nordbrise in zwei Stunden am Niederbaum sein. Das Gerücht rief in Palästen und Hütten, in Schreibstuben und Werkstätten, auf den Marktplätzen und in den Gassen eine lebhafte Bewegung hervor. Mit geröteten Wangen kam Hermann Nyenkerken aus der Domschule nach Hause und rief: „Mutter, Kinder, die Englandfahrer sind schon am Süllberge! Viele Leute eilen schon nach dem Hafen, in einer Stunde ist die Flotte hier, und was bringt Oheim Jürgen uns mit?“

„Die bunte Kuh!“ riefen Trude und Gretchen wie aus einem Munde.

„Ja, die bunte Kuh von Flandern!“ bestätigte Hermann. „Wie die wohl aussehen wird? — Ich will's doch gleich dem Vater

vermelden, dann laufe ich auf die Höhe am Eichholz, um nach der Flotte auszuspähen."

Fort war er, und nach einer Stunde begab sich auch sein Vater mit Dirk, der einen Strick in der Hand trug, nach dem Hafen.

Eine große Volksmenge flutete am Kayen und Steinhöft bis zum Schartore durcheinander. Auch die Herrn Bürgermeister und Ratmannen standen auf dem Damme. Sie blickten glücklich und heiter drein, waren doch viele von den Schiffen, die nun mit Gütern aller Art befrachtet von der Reise heimkehrten, ihr Eigentum.

Siehe! dort kam schon die Flotte in Sicht. Über den Toppen flatterten die roten Flaggen, und die grauen Segel erglänzten im Sonnenschein. Der Anblick weckte in aller Herzen lebhafte Freude, und in der Menge entstand eine Bewegung, wie im Walde, wenn ein Windstoß durch die Wipfel der Bäume fährt.

„Sie kommen! sie kommen!" hörte man rufen. „Seht, das ist der Walfisch, und der hohe Mann da oben am Bug ist Kapitän Jürgen Nyenkerken. In den Wanten klettern die Matrosen umher, ein paar stehen oben in den Mastkörben. Jetzt werden die obersten Segel gerefft, das Schiff fährt durch den Niederbaum, es ist im Hafen. Hohio!"

Im langer Reihe kamen die andern Holke und Schuten hinterdrein, das große Wasserbecken füllte sich mit Schiffen, und die Volksmenge schwenkte Mützen und Fähnlein und brach in ein tausendstimmiges Jubelgeschrei aus.

Nach einer halben Stunde rüstiger Arbeit lagen alle Kiele vor Anker; ein Schuß auf dem Walfisch erkrachte, dann trat eine Stille ein. Da stieg Kapitän Nyenkerken auf eine aus Fässern und Brettern auferbaute Tribüne am Heck des Walfisch, erhob seine mächtige Befehlshaberstimme und sprach weithintönend: „Englandfahrer, wir sind glücklich im Hafen unsrer geliebten Vaterstadt Hamburg. Auf wilden Meereswogen und im fremden Lande hat uns der große Kapitän dort oben mit seinen Steuerleuten, den Heiligen, treulich behütet und beschirmt. Des wollen wir jetzt dankbar gedenken und an den heiligen Stätten unserer Stadt reichliche Opferspenden darbringen, wie es frommen deutschen Seemännern geziemt. Und ist einer unter uns, der auf währender

Fahrt in seiner Brust Zorn, Haß und Groll wider einen seiner Brüder verstaut hat, den mahne ich als der Englandfahrer Haupt und Aldermann: Bruderherz, gedenke der Güte Gottes und wirf all den unnützen Ballast deiner Seele über Bord, daß ihn die Tiefe verschlinge auf Nimmerwiederkehr! Denn mit einem freien Herzen sollen Seemannen den Heimatboden betreten. Hört ihr mein Wort auf allen Planken, Englandfahrer? — Nun denn, so gebet Raum der Mahnung eures Aldermanns, reicht euch in seemännischer Treue und Freundschaft die wackere Rechte, und dann mit Gott an Land!"

„An Land! an Land! Hohio! Hohio!" scholl es nun auf allen Schiffen, hie und da aber standen zwei, die sich die Hände schüttelten und — Auge in Auge gesenkt — das Wort der Versöhnung sprachen: „Vergeben — vergessen!"

Und was war's dann für ein freudiges Grüßen und herziges Lachen und Küssen am Kayen!

Die drei Brüder Nyenkerken standen Hand in Hand beisammen; der Bierbrauer vernahm mit Freuden gute Botschaft von seinem Geschäft in London, und der Mühlenmeister fragte nach der Kuh, die der Kapitän aus Flandern mitbringen wollte. Hermann aber stand schon auf Deck des Walfisch und rief von oben herunter: „Vater, die bunte Kuh ist hier!"

Mit nicht geringer Mühe wurde sie ausgeschifft, und als sie festen Boden unter den Füßen fühlte, streckte und schüttelte sie sich, warf den Kopf empor und brüllte laut.

Mit Wohlgefallen betrachtete der Müller mit seinen Söhnen das schöne kräftige Tier. Es hatte eine glänzend schwarze Farbe mit weißen Streifen und Flecken auf dem schlanken Leibe und an der Stirn einen regelrechten hellen Stern. Sein schönster Schmuck aber waren die gewaltigen, weitabstehenden, kühngebogenen Hörner. Unten am Kopfe waren sie dunkel und armdick, nach oben verjüngten sie sich bis zu scharfen Spitzen und glänzten hell und silberfarben wie Austernschalen an der Innenseite.

„Nun", fragte der Kapitän, „wie gefällt euch die Bunte aus Flandern?"

„Ein Prachtstück!“ lobte der Müller. „In ganz Holstein und Hadeln sieht man wohl keine von so rankem und schlankem Wuchs und mit so prächtigem Gehörn.“

Der Kapitän nickte befriedigt und sagte: „Es war auch die schönste auf der Weide achter Brügge und kostet ein schweres Stück Geld. Nun denn, fort mit ihr an die Krippe der Obermühle, sie hat in den letzten drei Tagen wenig gefressen, eine überbrechende See hatte ihr das Futter versalzen.“ —

Auch Frau Regina freute sich des schönen Tieres, reichte ihm Brot zum Willkommen, streichelte ihm den glänzenden Kopf und sprach: „Du kommst aus weiter Ferne zu uns und magst wohl Heimweh haben nach den grünen Weiden Flanderns. Aber sei getrost, wir wollen dich treulich füttern und pflegen, und es soll dir wohlergehen an den grünen Ufern der Alster.“ —

Am nächsten Tage wurde die neue Kuh mit den andern auf die Weide getrieben, die sich am rechten Flußufer auf dem Heiligengeistfelde befand. Der Mühlenmeister selbst und seine beiden Söhne gingen mit, um zu sehen, wie sich die Fremde unter den andern verhalten würde. Schon auf dem Damme gab es kleine Scharmützel, und auf der Weide hub sogleich der Kampf an. Der Hirt wollte eingreifen, aber Nyenkerken hielt ihn zurück und sagte: „Laß sie nur, Gert! Gleich in der ersten Stunde muß die Fremde ihren Platz in der Herde sich erobern. Ist sie so stark und tapfer, wie sie aussieht, so wird sie gegen alle Angriffe sich zu wehren wissen; der großen Rotbunten aber wird sie sich wohl unterwerfen müssen, die ist die Königin unseres Stalles.“

„Bis heute gewesen“, warf Hermann ein; „ich wette, die Hochgehörnte aus Flandern stößt die alte Herrscherin vom Throne.“

Eine kleine, aber derbe Schwarze ging zuerst feindselig gegen die Fremde an, wurde aber so heftig zurückgeworfen, daß sie fast zu Boden gestürzt wäre.

„Die ist von ihrem Größenwahn gründlich geheilt“, sagte der Müller lachend.

Eine gleiche Niederlage erhielten drei andere, und nun ruhte eine Weile der Kampf, und die Siegerin konnte verschnaufen und

sich durch ein paar fette Bissen stärken. Es war nur ein kurzer Waffenstillstand; denn schon stand die große rotbunte Königin auf dem Plan und forderte die Fremde zum Entscheidungskampfe in die Schranken. Unheimlich brummte sie und schlug mit den Vorderhufen auf den Rasen, daß Gras und Erde umherstoben.

„Wie wild sie sich gebärdet!“ sagte Dirk.

„Sie will der Gegnerin Furcht und Schrecken einflößen“, meinte Hermann.

„Gelingt ihr aber nicht“, warf der Müller ein. „Seht nur, wie ruhig die aus Flandern dasteht und mit voller Gelassenheit den Angriff erwartet! Es ist ein kapitales Rind!“

„Ha!“ rief Hermann und streckte die Rechte jäh in die Luft; denn plötzlich fuhren die Gegnerinnen mit solcher Wucht aufeinander los, daß die Hörner krachten, als ob sie in Stücke zersplitterten. Stirn gegen Stirn gepreßt, standen sie da und rangen mit allen Kräften. Jede Muskel war aufs äußerste angespannt, keine wankte, keine wich, als wären die Hufe im Boden festgewurzelt. So standen sie eine Weile gleich erzgegossenen Bildern, nur die Hörner knirschten gegeneinander und schillerten und blitzten in der Sonne. Im heißen Ringen fuhren die Köpfe in die Höhe und kamen auseinander. Ein paar Herzschläge verschnauften die Kämpferinnen und stießen heiße Dampfwolken aus den Nüstern; dann schmetterten die Hörner wieder aufeinander; drei Schritte wurde die Schwarzbunte zurückgedrängt, gewann dann aber wieder festen Halt und schob mit gewaltiger Kraftanstrengung ihre Gegnerin dreimal so weit zurück.

„Die Flandrische gewinnt!“ rief Herrmann in freudiger Erregung.

„Abwarten!“ meinte der Müller gelassen.

Schauerlich brummte die Rotbunte, es klang schier wie ein dumpfes Röcheln, das aus tiefem Abgrunde emporstieg. Den Schwanz streckte sie wie einen Pfeil geradeaus und setzte alle ihre Kräfte ein, um die Gegnerin zu werfen. Es gelang nicht. Wie Schwerter blitzten die prächtigen Hörner der Flandrischen im Sonnenschein; Mut und Stärke schienen ihr immer noch zu wachsen; felsenfest stand sie da und setzte dem verzweifelten Andringen der Feindin un-

erschütterlichen Widerstand entgegen. Und dann, als die Rotbunte etwas nachließ, drang die Fremde mit solcher Wucht und Gewalt vor, daß die andere Schritt um Schritt zurückweichen mußte, unaufhaltsam und schneller und schneller, weithin im Halbkreise, und nur ein jäher Seitensprung rettete sie vor dem gefährlichen Stoß mit den silberglänzenden Waffen.

„Sieg!" rief Hermann, „Sieg! Sieg!"

Und die bunte Kuh von Flandern warf ihre Hörner hoch in die Luft, schüttelte den Kopf, streckte sich mächtig und brüllte dreimal: „Triumph! Triumph! Triumph!"

„Ein wackeres Rind!" lobte der Mühlenmeister. „Nimmer hätte ich geglaubt, daß dies schlanke Vieh die Große und Starke bezwingen könnte. Mir tut es leid um unsere Rotbunte; aber Gerechtigkeit muß walten, die Flandrische ist nun Königin unsrer Herde und muß mit einem Eichenkranz geschmückt werden. Lauf, Harm!"

Hermann lief und holte einen Arm voll grüner Zweige, und damit wurden Hörner und Hals der Siegerin bekränzt. Von nun an war ihre Herrschaft in der Herde festbegründet; keine wagte, sie anzugreifen, und freiwillig räumte ihr jede, auch die stolze Rotbunte, den Vortritt ein. — —

12. Sonnenwendfest.

Was klang denn für ein lustiges Trummen und Pfeifen vom Rathausplatz her? Was läuteten in der Frühe des Wochentages von allen Türmen die Glocken? —

Sankt Johannistag war's, von den Alten in Hamburg auch Sonnenwendfest genannt. Da ging es nach altem Brauche fröhlich her in der blühenden Hansastadt an den drei Flüssen. Hatte man am Vormittage in der Kirche frommen Herzens gesungen und gebetet, so wallfahrteten am Nachmittage alt und jung, vornehm und gering nach dem Hamburger Berge oberhalb des Eichholzes, um sich alldorten an Reigentanz und Lustbarkeit aller Art baß zu ergötzen. Mitten auf dem Plan stand eine uralte, weitverzweigte Eiche, und in ihrem Geäst saßen anstatt der Drosseln und Finken

die Ratsmusikanten und vollführten auf ihren langen Hörnern und Zinken, Trommeln und Trompeten eine gar köstliche, herzanfeuernde und füßebeflügelnde Musik. Wer hätte da wohl wie ein Stockfisch zäh und stumpf von fern zuschauen mögen?

Reigentanz hub an, und wer eröffnete den fröhlichen Rundgang? — Kein Geringerer, als der hochedle Bürgermeister Kersten Miles mit der stolzen und schönen Frau seines Amtsbruders Johannes Hoyer. Dem stattlichen Paar folgte Ratsherr Albert Schrey mit Frau Miles, darauf Hermann Lange, Dietrich Wrak, Johannes Nanne, Ludolf Wulfhagen, Nikolaus Schocke, Meister Bertram von Minden, der weißbärtige Bürgermeister Heino Ybing und der jüngste Ratsherr Heinrich vom Berge, genannt Hinricus de Monte.

Alle diese edeln Herren führten die Frauen und Jungfräulein aus ihrem eignen Stande im Reigen, nur nicht Herr Dietrich Wrak; dieser hatte Frau Regina Nyenkerken an der Hand, und die Müllerin bewegte sich mit gutem Anstand in der Reihe der stolzen Patrizierfrauen.

Den hohen Herren vom Rate folgten die ehrsamen und biderben Handwerksmeister mit ihren Hausfrauen und hübschen Töchtern. In ihren Reihen zeigten auch die tapfern Seeleute ihre Kunst im Hüpfen und Springen, und die schönen Mädchen ließen sich gern von den kühnen Teerjacken zum Tanze führen.

Abseits, um eine hohe Stange, an deren Spitze eine Fahne flatterte, führten die Scholaren aus der Dom- und Nikolaischule den Reigen auf. Dort tanzte Hermann mit der goldhaarigen Hilde Wrak, sein Vetter Paul Francke mit Bäschen Trude, und eine prunkvoll gekleidete Bierbrauerstochter führte Hein Nyenkerken im Kreise herum. Das war eine Lust! das war ein Vergnügen! Wie flogen die Zöpfe, wie hüpften und stampften die Füßchen, wie blitzten die Augen der Burschen und Mägdlein!

Ganz Hamburg will heute lustig sein
Und schlingt auf dem Berge den Sonnenwendreih'n.
Es tanzen die Ratsherr'n, es hüpfen die Bader,
Die Bäcker, die Schmiede, Barbiere, Garbrader,
Die Müller und Maler,
Bierbrauer, die Prahler,
Reppschläger und Pelzer, die Schuster und Schneider,
Weinkellermeister, die Zechankreider,

Fleischhauer und Küfer, Magister, Scholaren,
Seemannen, die mutig die Meere befahren,
Jungfräulein der Ratsherr'n in Sammet und Seide,
Leinewebers Mariechen in linnenem Kleide.
Die Großen, die Kleinen,
Die Plumpen, die Feinen,
Juchheißa! wie fliegen die Wämser im Wind,
Wie hüpfen im Takte die Füße geschwind!

In den Zelten am Saume des Festplatzes hielten Garbrader dampfende Speisen, und die Schenkwirte Bier und Wein feil. Sie fanden reichlichen Zuspruch, denn die Hamburger Herren und Bürger zählten an Festtagen nicht ängstlich die Schillinge. Auch die Musikanten stiegen von Zeit zu Zeit von ihrem luftigen Sitz herunter, um sich in den Zelten zu erfrischen. Dann belustigte sich die Jugend an allerlei ergötzlichen Spielen: Wettlaufen, Klettern an der hohen Stange, Blindekuh, Ringelreihen, Schlupwächter und Diebe, Ruters und Seeräuber, Katze und Maus, Sacklaufen, Topfschlagen und dergleichen mehr. Die Sieger in den Kampfspielen wurden mit Eichenlaub begränzt, und Schön-Hilde war nicht wenig stolz auf ihren Ritter Harm Nyenkerken, der am reichsten geschmückt war und vom Herrn Bürgermeister sogar vor allem Volke belobt wurde. Vetter Heinz ging leer aus, das hinderte ihn aber nicht, hochmütig auf den Müllerssohn herabzublicken und seiner Ehrenzeichen zu spotten. „Eichenblätter sind wohlfeil wie Brombeeren; Geld im Beutel, das ist die Hauptsache," sagte der Neidhardt zu seinen Freunden. Einen rechten Grimm hegte er wider Hermann wegen des goldhaarigen Ratstöchterleins, das auch seinen Augen wohlgefiel, obzwar es noch etwas jung war. „Abwarten!" sprach er bei sich. „Ist Schön-Hilde erst groß und klug geworden, so wird sie den Müllerssohn verachten, mich aber, den reichen Brauerben vom Rödingsmarkt, wird sie sicherlich den stolzen Söhnen der Ratsherren gleichstellen."

Musik erscholl, und die Paare drehten sich wieder im Reigen. Hatten sich im Anfang die Stände ziemlich gesondert gehalten, so waren jetzt die Schranken gefallen: mit den hübschen Töchtern der Handwerksmeister tanzten hochangesehene Ratmannen, und schlichte Seeleute und selbst Leineweber fanden den Mut, die feinen Jungfräulein der Bürgermeister zum Reigen zu führen.

Kapitän Nyenkerken, dessen scharfem Auge nichts entging, was die regierenden Herren vornahmen, nickte zustimmend und sprach bei sich: „So ist's schön und gut! Wir sind alle Gottes Kinder, ob wir auf hohen Ratsstühlen oder auf dem Schusterschemel sitzen; und Frau Regina Nyenkerken ist vor Gott und weisen Menschen edler und ehrenwerter, als viele der stolzen Frauen, die in Goldspangen, Samt und Seide prangen. Das weiß man in den Palästen Hamburgs, und Hochmut und Dünkel haben bei uns keine Stätte, wie leider in den meisten andern Städten des Reichs. Wer hundertmal in Sturm und heulenden Meereswogen auf der Planke gestanden hat, dem erscheint aller menschliche Stolz ganz töricht und lächerlich, und wahr ist's, was Meister Francke zu sagen pflegt: ‚Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz.' Drum führet nur, ihr edeln Herren, die Frauen und Töchter wackerer Handwerksmeister zum Reigen! Gott der Herr im Himmel sieht es, und er lächelt freundlich dazu und murmelt: ‚Bravo! Bravo!'"

Als der Abend hereinbrach, wurden mächtige Holzstücke und die auf hohen Stangen befestigten Pech- und Teertonnen angezündet. Tausendstimmiges Jubelgeschrei begrüßte die hoch auflodernden Flammen, die alles in weiter Runde: Menschen, Berg, Wald und Schluchten, taghell beleuchteten. Da berief der Kapitän seine jungen Freunde Harm und Paul zu sich und ging mit ihnen durch das Eichholz nach der Elbe hinunter. Dort lag am Ufer ein Kahn, und in der Mitte des Stromes ein Schiff mit Masten, Rahen und Segeln, doch war die Leinwand gerefft und an den Spieren festgebunden.

„Seht ihr es dort?" fragte Nyenkerken, auf das einsame Fahrzeug deutend. „Es ist alt und soll den Flammen geweiht werden, wie einst in der Morgenröte der Zeit Baldurs Schiff Ringhorn. Steigt ein!"

Der Kahn stieß vom Ufer und glitt fast lautlos über den dunkeln Strom dem gespenstischen Segler zu, der sich leise auf der Flut schaukelte, als würde er von einer unsichtbaren Hand gewiegt. „Es ist niemand an Bord", sagte der Kapitän und legte an der

Fallreeptreppe bei. Sie klommen empor und fingen an, die Segel zu lösen und festzumachen. Als das geschehen war, kappte Hermann mit Beilhieben die Ankertrossen, während sein Oheim mit Stahl und Stein und Schwamm Feuer entzündete und damit eine Terpentinfackel in Brand setzte. Die lodernde Blüse schwingend, schleuderte er in alle Ecken des Schiffes brennende Schlacken, und alsbald flammte es überall auf, denn Deck und Bordwände und Rundhölzer waren mit Teer bestrichen.

„Alle Mann in den Kahn!“ befahl der Kapitän, und sie sprangen hinunter, stießen ab und ruderten eine Strecke fort. Dann zog der Schiffer die Riemen ein und sagte: „So, meine Freunde; jetzt wollen wir mit Muße das Schauspiel betrachten; dort oben auf dem Berge sind schon die Tonnen herunter, nur die Stangen brennen noch.“

„Seht!“ rief Hermann, „auch oben in Ottensheim und auf dem Gipfel des Süllberges lodern die Höhenfeuer.“

Wie gleißende Schlangen liefen nun an den Masten des Schiffes die Flammen empor, sprangen über auf Rahen und Stengen, entzündeten die Mastkörbe und funkelten wie Elmsfeuer auch bald oben auf den Toppen. Die Planken auf Deck, Bordwände, Verschanzung, Kombüse, Heck und Bug glühten auf, und bald stand das ganze Schiff, vom Owerlop bis zu den höchsten Spitzen des Gestenges, in hellen Flammen. Noch hielten sich die Segel, und in der leichten Brise fuhr das lodernde Ungetüm langsam den Strom hinauf.

Ein grausig schöner Anblick war's, und vom Berge her erscholl vielhundertstimmiges Geschrei. Mit Prasseln und Krachen stürzte nun einer der Mastkörbe in das Gewirr von Tauen und Brassen und warf in die Takelage lodernde Brände. Dann kam die Großstenge herunter, blieb aber im Obermarssegel hängen bis die Taue versengt waren und die Rahen stürzten, alles in ihrem Falle in den glühenden, hoch auflodernden Rumpf hinunterreißend. Jetzt standen über dem Feuerschlunde nur noch die beiden hohen Masten gleich riesigen Kerzen aufrecht und beleuchteten weithin den dunkeln Spiegel des Stromes. Das Wasser rund um den Flammenherd zischte und dampfte, und durch die Lüfte ging lautlos ein

Funkenregen nieder und sank auf die Flut herab, worin die leuchtenden Sterne langsam erloschen. Da brach mit Krachen der Fockmast zusammen, und ihm folgte nach einer Minute auch der Großmast, nur der glühende Rumpf trieb noch lange wie ein feuerspeiender Drache auf dem Wasser umher und geriet endlich in die Strömung, die ihn in rascher Fahrt gen Mitternacht entführte.

Auch auf den Höhen am Elbufer waren allerorten die Feuer erloschen, dunkel war's auf Erden, droben am Himmel aber erglänzten in goldenem Schimmer Mond und Sterne. Paul Francke deutete mit der Rechten nach dem strahlenden Firmament empor und sagte: „Die Lichter dort oben erlöschen nimmer.“

Der Kapitän nickte und versetzte: „Sie sind von Gott angezündet und leuchten bis in Ewigkeit.“

„Oheim,“ nahm nun Hermann das Wort, „könnt Ihr uns nicht erklären, was die Johannisfeuer auf unsern Höhen und unser brennendes Schiff bedeuten sollen?“

„Ja, mein Sohn,“ versetzte der Kapitän, „das kann ich euch vermelden. Laß nur die Riemen ruhen, Paulus, die Sommernacht ist ja so mild und schön, und tanzen werden wir drei heute doch nicht mehr.“

Er lehnte sich behaglich gegen den Achtersteven des Kahnes zurück, so daß das Mondlicht auf seinem bärtigen Antlitz erglänzte, und hub an:

„Vor vielen, vielen Jahren lag ich einmal am Johannisfest an Norwegens Felsenküste vor Anker. Das Volk war dort noch halb heidnisch, obwohl es die christliche Taufe empfangen hatte. Mein Wirt, ein uralter Fischer und Walfischfänger, hatte Vertrauen zu mir gefaßt, denn wir kannten uns schon seit vier Jahren und hatten manches Geschäft miteinander abgeschlossen. Am Johannistage waren wir beide nach einer Inselgruppe hinausgesegelt, um dort Seehunde zu fangen. Erst um Sonnenuntergang traten wir die Rückfahrt an, und als wir uns der hohen Felsenküste näherten, wo in einer Bucht unser Dörfchen lag, flammten plötzlich auf allen Berggipfeln Feuer auf, und von den kahlen Höhen kamen lichterloh brennende Räder pfeilschnell heruntergesaust und stürzten vom hohen Gestade in die Brandung hinein. Das war ein prachtvoller

Anblick. Aber das großartigste Schauspiel sollte noch folgen. Ein Schiff kam aus der Bucht gesegelt, und als es das offene Meer erreicht hatte, schlugen plötzlich die Flammen auf ihm empor, und ich schrie laut auf vor Schrecken und wollte heransteuern, um die Schiffer zu retten. Aber der Alte hielt mich zurück und sagte: „Es ist ja Ringhorn, Baldurs Schiff, kein Mensch ist an Bord."

„Kein Mensch an Bord?" rief ich zweifelnd.

„Nein!" bekräftigte er, „siehst du nicht die Feuer auf den Höhen lodern?"

„Ja, aber das Schiff! das Schiff!" rief ich ungeduldig.

„Es brennt so schön", versetzte er schier andächtig, und seine alten Augen glänzten. „Gen Norden fährt es, und die beiden alten Raben Odins flattern über den flammenden Masten — weißt du, was das bedeutet, sächsischer Mann?"

„Nein, nichts weiß ich; aber die schwarzen Vögel sehe auch ich; es sind wohl Nachtschwalben?"

„Hugin und Munin sind es", murmelte der Alte. „Sie begleiten das Schiff, bis es versinkt, und fliegen alsdann gen Asgard, um Odin Botschaft zu bringen."

Wir blickten dem brennenden Fahrzeuge nach, bis es fern auf dem Meere verschwand, dann segelten wir in die mondbeglänzte Bucht hinein, wo mein Walfisch vor Anker lag. Und als wir dann in der Fischerhütte am knisternden Kaminfeuer saßen, richtete ich an meinen Gastfreund die Frage, was für eine Bewandtnis es mit dem brennenden Schiffe habe.

Er richtete sich auf, blickte mich mit seinen glänzenden Augen milde an und versetzte: „Hast du nichts von Baldur gehört, sächsischer Mann?"

Kopfschüttelnd erwiderte ich: „Nein, Vater, ich weiß nichts von Baldur."

Mit höchstem Erstaunen blickte er mich an und sprach ungläubig: „Wie? Du kennst ihn nicht, den weißen Gott des Lichts und der Sonne?"

„Ich kenne ihn nicht", antwortete ich fast beschämt.

Da strich sich der Alte nachsinnend lange den weißen Bart, der ihm wie ein verwildertes Buschwerk fast bis an den Gürtel reichte, und hub dann also an:

„Von allen Göttern in Asgard ist Baldur der lichteste, mildeste, schönste. Sein Antlitz glänzt wie die Sonne; Reinheit und Huld leuchten auf seiner Stirn, und seine Augen blicken so warm und sonnig, daß unter ihrem Strahl Haß und Zorn zerschmelzen wie Schnee im Mai, und aus hartem Felsgestein lautere Quellen hervorsprudeln, um das Wild des Waldes und den dürstenden Wanderer zu erquicken. Wenn er über die Fluren schreitet, so steigen die Lerchen jubilierend gen Himmel und unter seinen Füßen sprießt die Blume Baldursbraue, die man auch Kamille nennt. Er ist der Gott des Lichts, der holden Sommertage, des Friedens und der Liebe. Sein Haus heißt Breidablick; es steht in goldenem Sonnenglanz mitten in Blumen und grünen Bäumen. Friede herrscht rings umher, und nie vernimmt das Ohr dort Scheltwort oder Schwertschlag und wildes Eisenrasseln. Dort waltet Baldur mit Nanna, seiner holden und treuen Gemahlin, und mit seinem edeln und weisen Sohne Forseti. Götter und Menschen haben ihn lieb, und keine Zunge hat ihn je gescholten. Und doch lebten finstere Mächte, die auf sein Verderben sannen. Der Urheber alles Unheils in der Welt, Loki, trug arge Tücke in seinem Herzen wider Baldur. Mit List wollte er seinen Tod herbeiführen und mit ihm Licht und Wärme, Schönheit und Liebe aus der Welt verbannen. Schon von ferne ahnte Baldur das Unwetter, das sich über seinem Haupte zusammenzog, auch vermeldeten ihm solches schlimme Träume in der Nacht. Seinen hohen Eltern Odin und Frigg offenbarte er die Sorgen seiner Seele. Da kam Schrecken und Angst über sie, denn was sollte aus der Welt werden, wenn ihr Sohn Baldur, die Freude der Schöpfung, hinweggerafft würde? — Und Frigg, die Himmelskönigin, ließ alle Geschöpfe in der Welt, Tiere, Pflanzen, Erze und Steine heilige Eide schwören, daß sie Baldur keinen Schaden zufügen wollten. Nur den Mistelstrauch nahm sie aus, da er kein selbständiges Leben hatte und von ihm nichts zu fürchten war.

Der arge Loki aber schlich sich zum Mistelstrauch, schnitt einen Zweig davon ab und spitzte ihn zu einem Pfeil. Dann eilte er

zum Odafeld, wo sich die Götter versammelt hatten, um die Kraft und Heiligkeit der beschworenen Eide auf die Probe zu stellen. Ohne jegliche Schutzwehr stellte sich Baldur in der Mitte des Planes auf und bot seinen Leib als Zielscheibe den Angriffen dar. Man schoß auf ihn mit Pfeilen, schleuderte Steine nach seinem Haupte, warf scharfe Speere und hieb mit Schwertern und Keulen auf ihn ein. Lächelnd stand Baldur im Kreise und achtete gar nicht der Geschosse, die allesamt machtlos von ihm abprallten, ohne ihm wehe zu tun: sie hatten ja geschworen, ihm kein Leid zuzufügen.

Abseits von den andern stand Hödur, der Gott des Winters. Er war blind. Und Loki trat zu ihm und sprach: „Seltsam dünkt es mich, Bruder, daß du der einzige bist, der dem lichten Baldur die Ehre verweigert, auf ihn zu schießen."

Hödur antwortete: „Nicht darfst du mich darum schelten, Loki; du weißt, meine Augen haben kein Licht, auch besitze ich keine Waffen."

Da drückte Loki ihm den Mistelzweig in die Rechte, ergriff seine Hand und sprach: „Nun wirf mit aller Kraft, ich ziele!"

Schwirrend durchschnitt der Pfeil die Luft und fuhr Baldur tief ins Herz hinein, so daß der lichte Ase tot zu Boden sank.

Sprachlos und starr vor Schrecken standen die Götter; aus jedem Antlitz war die Lust gewichen, und mit verstörten Mienen blickten sie auf den Toten nieder; Loki aber machte sich eiligst von dannen. —

Wehklagen erscholl nun in Asgard, Wehklagen auch auf der Menschenerde; das Licht der Sonne nahm ab, die Lieder der Vögel verstummten, und die Blumen und Bäume welkten dahin. Baldur war tot, und die trauernden Götter schickten sich an, die Leiche des Geliebten an den Strand des Meeres zu geleiten, wo in der Bucht sein mächtiges Schiff Ringhorn stand. An der Spitze des Zuges ritt Odin auf seinem Hengst Sleipnir. Sein Haupt deckte der strahlende Goldhelm, und die Hand hielt den Speer Gungnir. Über ihm schwebten die beiden Raben Hugin und Munin. Ihm zur Seite fuhr die trostlose Frigg, und prächtig gerüstete Walküren umgaben auf windschnellen Graurossen das Herrscherpaar. Dann folgten zu Pferde und in Wagen die andern Götter und Göttinnen. Nur der rotbärtige Donnerer Thor ging zu Fuß, in der Rechten

trug er seinen Hammer Miölnir. Auch Riesen und Zwerge und Menschenkinder schlossen sich an; es war ein schier unabsehbarer Trauerzug, der sich langsam und feierlich nach dem Gestade des Meeres bewegte.

Seeklar, mit vollen Segeln und herrlich bewimpelt und bekränzt, stand das Schiff Ringhorn in der Bucht. Vor dem Großmast war der Scheiterhaufen aufgeschichtet, und auf ihn hoben die Götter Baldurs Leiche. Als das Nanna, des Toten edles Weib, sah, schwanden ihr die Sinne, und sie fiel tot zur Erde nieder. Das gab ein doppeltes Trauern und Wehklagen, denn auch Nanna war die Liebe und Freude der Götter. Man bettete sie neben den toten Gemahl, und dann führte man Baldurs Hengst in glänzendem Goldgeschirr auf das Schiff und versetzte dem edlen Tier den Todesstoß.

Thor trat heran, um mit seinem Hammer den Scheiterhaufen zu weihen. Zur Unzeit lief ein Zwerg ihm vor die Füße, und der Donnerer versetzte ihm im Zorn einen Tritt daß er starb. Nachdem die Weihe des Holzstoßes vollzogen war, versuchten die Götter, das Schiff vom Strande zu stoßen, aber ihre Kräfte reichten dazu nicht aus; selbst der starke Thor konnte es nicht von der Stelle rücken, denn der Kiel lag tief im Sande. Da wurde aus Jötunheim eine Riesin herbeigerufen, deren Kraft in allen Welten berühmt war. Auf einem mächtigen Wolf, der mit einer Schlange aufgezäumt war, kam das gewaltige Weib dahergeritten. Sie sprang ab und übergab ihr wildes Grautier vier starken Männern, die es festhalten sollten. Aber der Wolf gebärdete sich so unbändig, daß die Hüter ihn zu Boden ringen und fesseln mußten, um ihn im Zaune zu halten.

Die Riesin reckte und streckte ihre gewaltigen Arme, trat an das Heck des Schiffes, stemmte sich mit der Schulter dagegen und versetzte ihm einen solchen Stoß, daß Feuer aus den Walzen fuhr, die Erde erbebte und das Schiff weithin auf das Meer fuhr.

Erstaunt standen die Asen, Thor aber ward über die Maßen zornig, hob seinen Hammer und wollte dem Weibe, das durch ihre Stärke ihn, den gewaltigen Donnerer, beschämt hatte, den Kopf zerschmettern; doch ehe er zuschlagen konnte, fielen die Götter ihm

in den Arm und besänftigten durch freundlichen Zuspruch seinen Zorn.

Auf hoher See fuhr Ringhorn dahin, lichterloh brannte der Scheiterhaufen; auch die Planken und Masten hatte das Feuer ergriffen, himmelhoch schlug die Lohe empor, und wie Schneeflocken wirbelten die Funken umher und wurden vom Winde weithin über die schäumenden Wogen getrieben. So fuhr der lichte Baldur zur Hel mit Nanna, die ihm bis in den Tod getreu geblieben. Zum letztenmal winkten die Götter und riefen: „Fahr wohl, fahr wohl!" Dann bestiegen sie ihre Rosse und Wagen, verließen den Strand und kehrten gen Asgard zurück, ein jeder in schweren Gedanken und tiefem Herzeleid; denn der Schönste und Edelste aus ihrem Kreise: Baldur, die Freude der Schöpfung, war nun dahin." —

Der Kapitän schwieg und blickte zu dem sternenfunkelnden Nachthimmel empor; sprachlos saßen auch seine beiden Zuhörer da und dachten an den lichten Baldur, der nun zum Hel fuhr. Jetzt wußten sie, was die Höhenfeuer und das brennende Schiff bedeuteten. Aber was hatten Baldurs Tod und seine Helfahrt mit dem Johannisfeste zu tun?

Auch dieses Rätsel konnte ihnen der Kapitän lösen. „Baldur," so erklärte er, „ist der Gott der Sonne, des Lichts. So lange er lebt: grünt, wächst und blüht alles auf Erden; auf den Fluren, in Gärten und Wäldern jubilieren alle Vögel, die Sonne steigt am Firmament immer höher und höher, und die Menschen träumen von goldenem Überfluß, von seliger Liebe und zeitlosem Glück. Da, am Johannistage stirbt Baldur, vom Todespfeil des blinden Wintergottes Hödur ins Herz getroffen, und mit ihm beginnt auch die höchste Lebensfreude in der Schöpfung dahinzuschwinden: die Sonne steigt allmählich von ihrer hohen Bahn hinunter, kürzer und kürzer werden die Tage, auf Wiesen und Fluren verblühen die Blumen, das Gras ist reif und fällt unter der Sichel, der Vögel liebliche Lieder verstummen, das frische Grün, die Farbe der Hoffnung und des kraftreichen Lebens, verblüht und vergilbt, und wir Menschenkinder ahnen, daß das Sommerglück nun bald zu Ende geht. Bei uns in christlichen Ländern heißt man den Mitsommertag Sankt Johannis Baptista, unsere Alten nannten ihn aber wohl wie die Nordmänner Baldurstag. Mir klingt der ältere Name gar lieblich ins Ohr, er ist ein Gruß aus unserer Väter Tagen, und die sinnvolle Mär von Baldur, dem lichten Asen, wie mein alter, langbärtiger Gastfreund im hohen Nordland sie mir vertraut, hege ich wie ein köstlich Kleinod in meinem Herzen. — Jetzt aber an die Riemen, mein Sohn Harm! Mitternacht ist's bald, und wir mögen wohl lange am Tor auf Einlaß warten."

13. Bergen.

„Hohio! Hohio!"

Wer war's, der diesen jauchzenden Seemannsruf erschallen ließ? Das war die Landratte Paul Francke. Am Kayen stand in seinem weißen Malerkittel der junge Künstler, schwenkte seine Kappe und jauchzte aus frischer Kehle: „Hohio! Hohio!"

Der Zuruf galt seinem scheidenden Freunde Hermann Nyenkerken, der in Schiffsjungentracht vom hohen Heck des Walfisch nach dem Hafendamm hinübergrüßte. Wohl pochte auch in seinem Herzen die Freude, und wie strahlende Sterne glänzten seine Augen, aber kein Jauchzen kam aus seinem Munde; denn dort auf dem Damm stand ja seine Mutter, und obzwar sie ihm freundlich winkte und zunickte, er wußte doch, wie bange und weh es ihr ums Herz war. Viel leichter nahmen es die andern: der Vater, Bruder Dirk und die kleinen Schwestern, die allesamt nach ihm hinüberblickten und winkten. Der Mühlenmeister sah seinen Sohn lieber an Bord des Schiffes, als in der Klosterzelle oder als Priester im Beichtstuhl. „Nimm den Jungen nur hin!" hatte er zu seinem Bruder gesagt. „Es ist wahrlich manneswürdiger und gesünder, wider Wind und Wogen und Seeräuber zu streiten, als wider die Sünden der Menschen. Besser für ihn, ein schlichter deutscher Seemann, denn Bischof von Hamburg und Bremen zu sein."

So war's geschehen, und nun holten die Bootsleute die Anker aus der Tiefe empor und sangen dabei in ihrer eintönigen Weise: „Hei—o—ho, hei—ho—o—o—o!" und dann stürmten sie an die Brassen und entfalteten die Segel, und der Wind kam gezogen und blies in die Leinwand, daß sie sich blähte und straffte und die

schwerbeladenen Fahrzeuge aufrüttelte und durch die Wogen dahintrieb, als wären starke Rosse davorgespannt — hohio! hohio!

Es waren nur zwei Schiffe, die aus dem Hafen segelten: der Walfisch und Isern Hinrik; das Ziel ihrer Fahrt war die Stadt Bergen in Norwegen. Dort hatte Hamburg gleich mehreren andern großen Seestädten der Hansa einen Kaufhof, und die beiden Schiffe waren mit Bier, Korn, Kleidern, Tüchern, Decken und mancherlei andern Gütern befrachtet, deren die Leute da draußen zu ihrem Unterhalt bedurften.

Einen letzten Gruß winkte Hermann den Seinen zu, dann machte der Walfisch eine Wendung nach rechts, der Strom nahm ihn auf, nordwärts ging die Fahrt, und das Hafenbild mit den Zuschauern am Kayen und Steinhöft entschwand den Blicken der Seeleute. Der Schiffsjunge am Heck holte ein paarmal tief Atem, und der Gedanke, daß die fröhliche, glückliche Kinderzeit abgeschlossen hinter ihm liege und nun ein neuer, ernsterer Abschnitt seines Lebens anhebe, durchschauerte erschütternd wie ein Schicksalsspruch seine junge Seele. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, der Kapitän stand vor ihm und blickte ihn durchdringend an mit seinen klaren, leuchtenden Seemannsaugen.

„Nun, mein Sohn, wie ist dir zumute?" fragte der Alte in freundlicher Teilnahme.

„Glücklich, Oheim!" antworrete Hermann.

„So ist's recht," versetzte Nyenkerken, „und ich vermeine, wen unser Herrgott zum Seemann beruft, der hat auch wohl Ursache, glücklich zu sein. Aber das Lotterleben hat nun ein Ende; von Stund' an wirst du alles tun und vollbringen, was den Schiffsjungen zu tun obliegt, selbst mit Schrubber und Besen wirst du auf den Planken hantieren und jedem Wink des Steuermannes und der Bootsleute ohne Verzug gehorsamen. Denn von der Pike auf muß ein jeder dienen, der einst befehlen will; das ist nichts so Kleines und Leichtes, wie eine unerfahrene Landratte wohl wähnen mag; o nein, es ist fürwahr ein Heldenstück, und ein ganzer Mann gehört dazu, es rechtschaffen auszuführen. Ahoi!" fuhr er plötzlich auf und deutete mit ausgestrecktem Arm nach dem Ufer hin.



Dort trat soeben Paul Francke mit den beiden Mädchen aus dem Schatten des Eichholzes, und als die drei die Schiffe erblickten, winkten sie mit Händen und Tüchern nnd riefen laut.

„Haha!“ lachte der Kapitän in seiner herzigen Weise, „die drei möchten wohl gern auch hier oben stehn, vermeinen, es sei eine Lustfahrt, die kleinen Mädchen, und unser Freund Paulus mag wohl auch in sich den Zug in die Ferne verspüren, wie es wackern jungen Leuten zu kommen pflegt, wenn der Maienwind durchdie blühenden Bäume weht.“

„Er will diesen Sommer auf die Wanderschaft gehen“, sagte Hermann.

„Ich weiß, gen Soest und Köln. Hat dem Meister Bertram alle seine Kunstgriffe abgelauscht, und jetzt heißt es: höher hinauf, immer weiter und höher, bis der Gipfel erklommen ist. Und so lob' ich's! Ein schlechter Bursch, der nicht Lust und Drang in sich verspürt, nach dem Höchsten in seinem Werk zu streben! Du einst wohlbefahrener, sturmfester Kapitän der deutschen Hansa, Paulus der ruhmreichste Malermeister Hamburgs — dann wird mein altes Seemannsherz lachen, und ich werde stolz sein auf meine jungen Freunde.“

Die drei liefen am Ufer hin und begleiteten die Schiffe bis an die Fischerhütten von Övelgönne; dann waren sie müde geworden und blieben zurück, Hermann aber winkte ihnen zum letztenmal und sprach tiefbewegt: „Lebt wohl! lebt wohl!“

In diesem Augenblick erst kam es ihm wohl klar zum Bewußtsein, wie doch seine kleinen Schwestern ihm so innig ans Herz gewachsen waren. Im stillen segnete er sie und betete zu Gott und zu der heiligen Jungfrau, die geliebten Flachsköpfe zu behüten. Auch noch eine andere schloß er in sein Gebet ein: das Mägdlein mit dem goldigen Haar und dem holden Blumenangesicht, dessen Nägelein er in einer vergoldeten Kapsel auf der Brust trug. Mit lebhafter Einbildungskraft malte er sich ihre liebreizende Gestalt aus, wie sie an jenem herrlichen Pfingsttage auf der Insel Thule vor ihm gestanden, und in seinem Ohre klang wie Finkenschlag und Lerchenlied ihre Sprache und ihr herziges, glückseliges Kinderlachen. Und dabei all die gelben Blumen im grünen Grase und

die bunten Schmetterlinge und die luftschwirrenden Schwalben in den sonnigen Lüften! Wie ein Glanz und Duft aus dem Paradiese umwehte ihn die Erinnerung an jene seligen Stunden, und sinnenversunken blickte er in die außenbords wirbelnden, schäumenden, hochaufrauschenden und zerrinnenden Fluten.

„Süllenberg!“

Dieser Ruf aus einer rauhen Bootsmannskehle riß den Träumer aus seiner sonnigen Gedankenwelt und führte ihn in die Wirklichkeit zurück. Oben auf dem Gipfel des Berges stand ein Mann und blickte regungslos auf den Strom hinunter. Seine Größe schien über Menschenmaß hinauszuragen — war es der Donnerer Thor oder einer der Gesellen Störtebekers? — Da bückte sich der Mann, hob einen Stein auf und schleuderte ihn in die Tiefe, als wollte er die Schiffe zerschmettern. Thor war's nicht, denn dessen Wurf hätte das Ziel sicher getroffen.

In rascher Fahrt ging es den Strom hinunter, und bald entschwand der Gipfel des Süllberges den Augen des rückschauenden Schiffsjungen. Nun lag die Heimat hinter ihm, weiter war er nie hinausgekommen; jetzt war das Schiff sein Vaterhaus und Strom und Meer seine Heimat; jetzt galt es festzustehen auf den schwankenden Brettern und sich zum Kampfe zu rüsten mit Wind und Wogen und wilden Raubgesellen, die beutegierig an den Küsten lauerten und auf der See umherstrichen. Und fürwahr, er wollte seinem Oheim mit der Tat beweisen, daß er keinem auf dem Walfisch an Willfährigkeit, Fleiß und Tapferkeit nachstehe; das Schiff war ihm kein fremdes Ding, er kannte es innen und außen, unten und oben, und auf den Strickleitern emporzuklettern bis zu den Toppen, war ihm ein Kinderspiel. Oh, wenn es nur bald etwas recht Gefährliches, Waghalsiges auszuführen gäbe! Vor nichts war ihm bange, keine Gefahr konnte ihn schrecken. —

Die Mannschaft des Walfisch war nicht groß an Zahl, sie betrug nur zweiunddreißig Köpfe, darunter acht Schiffsjungen in Hermanns Alter; Steuermänner und Bootsleute aber waren auserlesene Seebären, die auch im Waffenkampfe schon manche harte Probe bestanden hatten. Am Großmast hingen Eisenschilde, Blechhauben, Brustpanzer, Schwerter, Streitäxte, Speere und

Hellebarden; Wurfmaschinen, Bliden genannt, und Donnerbüchsen standen auf Deck, und kam eine Räubersnigge in Sicht, so verwandelten sich die schlichten Schiffer alsbald in eisenstarrende Krieger. Auch Hermann hatte von seinem Großvater, dem alten Schmiedemeister Francke, Schwert, Schild und Streitaxt, Helm, Harnisch und Beinschienen erhalten, und er war nicht wenig stolz auf sein treffliches Rüstzeug und trug in seinem Herzen das heiße Begehren, es möchte die Stunde bald kommen, da er das Eisengewand anlegen und Schwert und Schild zum Kampfe erheben dürfte. In den letzten Jahren war's auf der See allerdings ziemlich friedlich gewesen, nur einzelne Räubersniggen wagten sich hinaus aus ihren Schlupfwinkeln an den friesischen, dänischen, norwegischen und pommerschen Küsten, aber jetzt braute sich dort oben im alten Normannenlande ein Wetter zusammen: König Hakon von Norwegen und sein Sohn Olaf waren gestorben, und die Königin, die große, weitausblickende „schwarze Margarete“, des Wisbyzerstörers Waldemars Tochter, streckte ihre kühne Hand auch nach der Krone Schwedens aus, die Herzog Albrecht von Mecklenburg auf seinem Haupte trug. Man schliff dort oben in den wilden Felsgebirgen schon die Schwerter zum Streite, und die tapfern Normannen harrten nur auf den Wink ihrer Königin, um sich auf die Rosse zu schwingen und gen Sonnenaufgang zum Kampfe zu reiten. Auch die Seeräuber horchten hinaus, ob nicht der Nordwind Waffengetöse an ihr Ohr wehe. Dann hielt sie nichts mehr in ihren Schlupfwinkeln zurück, selbst nicht die Furcht vor den Donnerbüchsen der großen Hansakoggen. —

Kapitän Nyenkerken wußte das alles, aber er fürchtete sich nicht; mit einzelnen Räubersniggen, die seinen Kurs etwa zu kreuzen wagten, wollte er schon fertig werden, und von der schwarzen Margarete hatte die Hansa vorerst noch nichts zu besorgen. So hatte der wackere Kapitän ohne Bedenken den Auftrag der Kaufmannschaft übernommen, und er hoffte, wohlbehalten nach Bergen und wieder zurück nach Hamburg zu gelangen.

Und wer hätte in dieser frischen Brise, beim Anblick der windgeblähten Segel, die in ihren Rundungen auch den Maiensonnenglanz auffingen und widerstrahlten, nicht frohen Mutes sein mögen!

Kein einziges Menschenantlitz auf dem Verdeck blickte trübe darein; aller Augen glänzten und funkelten vor Lust und Frohsinn, und selbst Hais grimmiges Hundegesicht, das sich über Bord reckte und die weiße Schnauze witternd ins Blaue vorschob, schien mit dieser Fahrt und dem Maiwetter zufrieden zu sein und freundlich zu lächeln.

„Stade!“ sagte der Kapitän zu Hermann und deutete auf die Hafenstadt zur Linken. „Wenn du Bischof von Bremen geworden wärest, so hättest du dort zu gebieten. Viele Herren haben ihre Banner an den Ufern unseres Stromes aufgepflanzt, und jeder möchte Gewalt über ihn haben und die andern verdrängen oder ihre Schiffe mit schwerem Zoll belasten; aber dahinter steht auf hoher Warte unsere mächtige Vaterstadt und hält scharfe Wacht, daß diese Völkerstraße ins offene Meer frei bleibe für jedermann und jede Flagge, wie Kaiser Rotbart und Graf Adolf von Schauenburg es der Stadt Hamburg zugesichert und aufgetragen haben. Siehst du, mein Sohn, deswegen bin ich stolz auf unsere Vaterstadt und diene ihr mit meinen besten Kräften, damit sie immer größer und mächtiger emporwachse. Und solche Treue im Dienste Hamburgs und der deutschen Hansa erwarte ich auch von dir; ja, ich hoffe, du wirst den Namen Nyenkerken noch zu höheren Ehren bringen, als ich es vermocht habe. Bist du des willens, mein Junge?“

„Ja, Oheim“, antwortete Hermann glühenden Angesichts.

Breiter und breiter wurde der Strom; das holsteinische Ufer zur Rechten wich immer weiter zurück, bis es dem Auge nur als ein ferner grüner Streifen am Horizont erkennbar war. Mit Staunen blickte Hermann auf die ungeheure Wasserfläche und sagte: „Ist das noch die Elbe oder schon das Meer?“

„Immer noch der Strom; erst nach einer Stunde werden wir die See vor uns sehen“, erklärte sein Oheim.

Nahe vor der Mündung reckte sich am linken Ufer ein roter Turm aus grünen Baumwipfeln in die Bläue. „Das ist Schloß Ritzebüttel“, sagte der Kapitän zu Hermann und einigen andern Schiffsjungen, die auch nach dem Turm hinüberblickten. „Darin hausen die Ritter von Lappe, große Herren, denen hier oben an der Seekante viele Dörfer gehören. Zwei davon haben sie für die Summe von 240 Markpfennigen an unsere Stadt verpfändet, denn trotz ihrem reichen Besitz an schönen Gütern herrscht in ihren Schatzkammern stets trostlose Ebbe. Sie haben sich unserm Rate gegenüber verpflichtet, für die Sicherheit und Befriedung dieses Strandes zu sorgen, aber wie halten die edeln Herren ihr Versprechen? — Wenn ihre Beutel leer sind, so lauern sie selbst unsern Schiffen auf, um sie zu berauben, und nicht eher wird Friede herrschen an der Elbmündung, als bis im Schloß Ritzebüttel ein Hamburger Ratsherr gebietet. Seht! dort kommt einer von den Lappen dahergeritten, er will wohl spähen, ob bei uns nicht Beute zu erjagen ist. Haha, Herr Wolder oder Alverich, habt Ihr Mut, mit uns einen Strauß zu wagen?“

Hart am Ufer hielt der Reiter und faßte die Schiffe scharf ins Auge. Es war eine Hünengestalt in schimmernder Wehr, groß und prächtig anzuschauen. Auf seinem Harnisch blitzten und funkelten die Sonnenstrahlen, und mit seinem roten Helmbusch spielte der Wind.

„Oheim!“ rief Hermann in höchster Überraschung, „das ist ja der Ritter Klaus Störtebeker!“

„Störtebeker?“ fragte Nyenkerken und schirmte mit der Hand seine Augen gegen die Sonne, um besser sehen zu können. „Bei Sankt Nikolas, du hast recht, es ist der Störtebeker!“

Da fuhr das rote Pferd des Reiters hoch in die Höhe, als wollte es in den Strom hineinspringen; aber der Ritter zwang es zur Ruhe, winkte mit der Rechten nach dem Walfisch hinüber und rief mit seiner mächtigen Stimme: „Heda, Kapitän Nyenkerken, wollt Ihr nicht anlegen und Einkehr halten im Schloß Ritzebüttel? Ich stehe noch in Eurer Schuld und möchte meine Rechnung bezahlen.“

„So ergeht's Euch wohl, Herr Ritter?“ rief Nyenkerken.

„Besser als in Eurer Krämerstadt Hamburg, die vor meiner Rache zittern mag!“ versetzte Störtebeker und schüttelte drohend die Faust in der Luft.

Da lachte der Kapitän und erwiderte: „Die Stadt Hamburg fürchtet sich nicht. Ihr aber, Herr Ritter, hütet Euch vor unserm

Frohn Peter Funcke! Der Mann versteht keinen Spaß mit den Feinden Hamburgs."

„Ha!" rief Störtebeker wild auffahrend und sein Roß zu jähem Sprunge spornend, „das Wort sollt Ihr mir büßen!" Und er zog sein Schwert, führte mit der Klinge einen scharfen Hieb durch die Luft und schrie zornig: „Hiermit zerschneide ich das Band unserer Freundschaft und werde Euch wie jeden Hamburger Pfeffersack bis zum Galgen verfolgen!"

„Haha!" lachte der Kapitän, „bis zum Galgen vor dem Steintor in Hamburg! Auf Wiedersehen auf dem Rabenstein, Herr Klaus Störtebeker!"

Im Galopp jagte der Ritter am Ufer dahin und schlug dabei mit dem Schwert in die Luft, daß die Klinge wie der Blitz zuckte und funkelte. So wollte er wohl auf seine Hamburger Feinde einhauen, und wahrlich, dieser erzgepanzerte Hüne mußte ein furchtbarer Gegner sein im Streite!

„Wie wild sich der Recke gebärdet!" sagte Nyenkerken halb spöttisch, halb bewundernd. „Kraft und Verwegenheit besitzt er mehr als zehn andere, wir werden mit ihm noch zu ringen haben, ehe Peter Funcke ihn in seine Krallen kriegt. Jetzt linksum nach Schloß Ritzebüttel, wie der wilde Jäger über Stock und Stein! Haha! ich möchte wohl sehen, wie er im Becherstürzen die Herren von Lappe unter den Tisch trinkt! In solchem Streite ist ihm kein deutscher Zecher gewachsen; wir haben's im Ratsweinkeller und im Eimbeckschen Hause zu Hamburg erlebt."

Jetzt kam die Flut vom Meere her, die Wogen begegneten sich, rangen, hoch aufwallend, miteinander, zerschlugen sich und kreisten und wirbelten schäumend und tosend um den Bug des Schiffes. In freudiger Aufregung rannte Hai auf dem Verdeck hin und her, sprang an der Verschanzung empor und bellte die Möwen an, die nun in Scharen den Walfisch umschwärmten.

„Riechst du den Odem der See?" fragte der Kapitän Hermann. „Auffrischend und belebend wie alter Wein erfreut er das Menschenherz, und man wird wieder jung und kampfesmutig wie ein Adler. Sieh nur den Hai an — ist der Bursche nicht wie berauscht vor Lust? Hätten wir so scharfe Sinne wie er, wir liefen wohl auch wie freudetrunken umher und jauchzten mit den Möwen um die Wette. Die köstliche Gottesgabe ist doch frische, reine Luft, und wir Seefahrer dürfen sie aus der Urquelle trinken — ist das nicht eine große Himmelsgunst?" —

Hart an der Mündung streckte sich eine schmale Halbinsel vom Fischerdörflein Duhnen in den Strom und die See, eine Herde Rinder graste auf derselben und Scharen von Seevögeln belebten die sandigen Ufer.

„Das ist Schaarhörn," erklärte ein Bootsmann auf Hermanns Frage, „und die große Insel jenseits des Priels heißen wir Neuwerk. Sie ist hamburgisch, unserer Stadt äußerste Nordwacht."

„Der Turm in ihrer Mitte scheint gewaltig zu sein", meinte Hermann.

„Ja," erwiderte der Bootsmann, „er ist hoch und sehr fest, ganz aus Steinen gebaut. Unser Rat läßt auf seiner stumpfen Kuppe nachts ein helles Feuer unterhalten, das den Schiffern zum Wahrzeichen dienen soll. Wenn wir von der See kommen und sehen das Licht, so ist es uns wie ein erster Gruß unserer Heimat."

Die Schiffe entfernten sich immer weiter vom Ufer und segelten an der schmalen Ostseite der Insel in das offene Meer hinein. Am Vordersteven stand Hermann und nahm das erhabene Bild der wogenden See in seine junge Seele auf. Grünschillernde Wasserwogen, so weit das Auge reichte, hie und da eine Schar weißer Möwen gleich windverwehten Schneeflocken, und droben in unendlicher Höhe die blaue Himmelsglocke, unter der lichte Sommerwolken friedlich und glanzumflossen wie die Schiffe seliger Wesen langsam dahinfuhren. Ja, das Meer war groß und gewaltig, erhaben und schön, wie wohl nichts anderes mehr auf Erden, am wenigsten die Werke der Menschen. Der Turm von Neuwerk, wie trotzig er sich auch aufrecken mochte, wie war er doch so winzig und unbedeutend gegenüber der großen Wogenwelt, auf die er hinausblickte. Und der Walfisch, der sich im Hafen von Hamburg so stattlich ausnahm, hier im weiten Meere, von den Wogen emporgehoben und wieder hinabgleitend in die Tiefe, glich er jenem Schiffchen aus Baumrinde, mit denen Hermann und Paul Francke einst in einem stillen Winkel der Alster gespielt. Wie klein ist der Mensch und wie unscheinbar

und gering auch das tüchtigste Werk seiner Hände, gemessen an Gottes und seiner Schöpfung Erhabenheit und Größe! Das kommt keinem andern so eindringlich und klar zum Bewußtsein, wie dem Schiffer auf brausenden Meereswogen, und darum ist er meist frommen, schlichten Sinnes, und seine Seele bleibt frei von Hochmut und Dünkel.

Auch Hermann erschauerte vor der Größe des Meeres und blickte sprachlos hinaus in das unendliche Wogengetümmel; aber nicht Zagheit und Angst, sondern Bewunderung war's, was ihn still und stumm machte. Es erging ihm wie seinem Vetter Paul Francke auf dem Gipfel des Süllberges: auf die Knie hätte er niedersinken und anbeten mögen das, was seine Augen schauten, und den, der es so erhaben geschaffen.

Nach zwei Stunden flotter Fahrt zeigte sich ein leuchtender Punkt, der immer größer wurde und heller aufleuchtete. Es war kein Schiff, wie Hermann vermutet hatte, sondern ein roter Felsen, der sich vor den Augen allmählich zu einer Insel auswuchs. Tausende silberglänzender Möwen umflatterten den Strand, in der Mitte des Eilandes erhob sich ein trotziger, viereckiger Turm, ähnlich dem auf Neuwerk; Rinder weideten vor dem grünen Walde, und auf dem Wasser kreuzten Fischerboote.

„Da siehst du Helgoland", sagte der Kapitän zu Hermann. „Die Insel ist jetzt leider dänisch, die Burg dort oben mit dem grauen Turm hat König Waldemar der Dritte gebaut, Helgelund heißt der Wald zur Rechten, Holmbusch der zur Linken, die bebuschten Felsenlöcher sind arge Schlupfwinkel für Seeräuber, und einzeln fahrende Schiffe müssen sich hüten, der Insel zu nahe zu kommen. Ehe nicht die Flagge Hamburgs auf dem Turme dort weht, wird dies Eiland der Schrecken unserer Handelsflotten sein, und war doch in alten Zeiten ein Hort des Friedens und ein heiliger Sitz der Götter, woher es ja auch seinen Namen Helgoland, das heißt: heiliges Land, erhalten hat. Es geht die Sage, daß dort, wo jetzt die graue Dänenburg sich erhebt, einst der schimmernde Götterpalast Forsetis gestanden habe. Forseti war der Sohn des lichten Baldur und der treuen Nanna, von welchen ich euch in der Sonnenwendnacht berichtete. Er verwaltete das Richteramt im Reiche der Götter. Zu

ihm gingen die hohen Asen, wenn sie Streit zu schlichten hatten. Dann setzte sich der Herrliche auf seinen goldnen Stuhl dort in der Mitte des Eilandes, vernahm die Klagen der Hadernden und stiftete Frieden. Weise war sein Urteil und sein Spruch gerecht, niemand wagte daran zu deuteln und zu rütteln. Aus dem Tingfelsen, auf dem der Richterstuhl stand, sprudelte des Gottes heilige Quelle. Ihr Wasser erquickte wunderbar den Leib und läuterte das Herz von argen Gedanken und Begierden. Seefahrer, die, wie wir jetzund, durch diese Gewässer schifften, gingen an dem Felseneiland vor Anker, nahmen ein Bad in der Uferbucht, kleideten sich in weiße Gewänder und betraten voll frommer Scheu mit reinen Füßen den heiligen Boden, um aus dem Wunderborn Erquickung zu trinken. Auch das Wild des Waldes und die Vögel kamen herzu, um sich an der Quelle zu letzen, und niemand wagte, die Tiere zu verscheuchen oder gar zu töten, denn eine heilige Freistatt war der Tingfelsen und war die ganze Insel.

Und heute? — Schau nur hin, wie friedlich und schön das Eiland mit seinen grünen Wäldern, seinen weidenden Rinder- und Schafherden, seinen stillen Hütten, seinen ausgespannten Fischernetzen und den flatternden Möwenscharen über den roten Felsen im Sonnenglanze sich aus der grünen Flut erhebt! Aber, mein Sohn, der Schein trügt; in der Burg dort waltet nicht mehr der göttliche Richter Forseti, sondern ein dänischer Vogt, und der hält es mit den Freibeutern, gewährt ihnen Unterschlupf und teilt mit ihnen den Raub. Wie viele Hamburger Schiffe sind hier nicht schon spurlos verschwunden! Aber der Tag kommt, da wir Abrechnung halten werden. Forseti freilich kehrt nie wieder, seine Insel ist schmählich entweiht, und es scheint, als ruhe der Götter Fluch auf ihr, denn die alte Midgardschlange peitscht furchtbar grimmig mit ihrem Zagel den Strand und reißt ein Stück nach dem andern von der Nordkante in die Tiefe hinab. Wie lange wird es währen, und die schönen grünen Wälder Helgelund und Holmbusch, die unsere Augen so freundlich anlocken, sind zur Sage geworden, wie Forsetis goldner Palast und seine heilige Quelle!"

So sprach der Kapitän, dann wandte er sich um und gab den Feuerschützen Befehl, die drei Donnerbüchsen an der Backbordseite abzuprotzen.

Rasch sprangen die Leute an die Rohre, schütteten Pulver auf, schlugen Feuer und entzündeten die Lunte. Bum! Bum! Bum!

Gleich mächtigen Hammerschlägen krachte der Knall gegen die roten Felsen und den trotzigen Burgturm; mit lautem Schreckgeschrei wirbelten die Möwen in die Lüfte, und die Rinder hoben die Köpfe und blickten blöde nach den Schiffen hinüber. Auf dem Söller der Burg erschienen mehrere Männer, die aufgeregt mit den Armen fuchtelten.

„Haha!" lachte der Kapitän, „der Däne ärgert sich über meinen Spaß; er weiß wohl, was ich damit kundtun will; dieses nämlich: ‚Hüte dich, Turmfalke! Hamburg kennt deine Missetaten und denkt an den Tag der Rache'!"

Nun stieg über dem Turm der Burg der Danebrog, Dänemarks Flagge, empor, und der Seewind griff die Leinwand auf und warf sie hoch in die Lüfte, daß die rote Farbe im Sonnenglanz hell aufleuchtete.

Auf einen Wink des Kapitäns erkrachten nun auch die Donnerbüchsen am Heck, und da einer auf dem Söller die Faust gegen die Schiffe ballte, lachten Matrosen und Schiffsjungen und riefen spottende Worte nach der Burg hinüber, die aber bei der großen Entfernung wohl ungehört im Winde verhallten.

Gegen Abend kamen zur Rechten die nordfriesischen Inseln in Sicht, rote Glut überflammte den westlichen Himmel, und über das weihin rollende Meer ergoß sich rosiges Licht. Tümmler spielten in der purpurnen Flut um das Schiff, fünf Fuß lange Burschen mit dunkeln Rücken; sie tauchten ans Licht und schossen wieder hinunter, bald hier, bald dort, acht, zehn Stück durcheinander wirbelnd. Hermann sah die lustigen Gesellen zum erstenmal, er wunderte sich über ihre Größe und noch mehr über die Gewandtheit ihrer Bewegungen, die ihn an die meisterliche Schwimmkunst der Fischottern erinnerte, welche er oftmals in der Alster beobachtet hatte. Bei dem Gedanken ergriff sein Herz ein übermächtiges Heimweh, und er beugte sich über die Verschanzung, um die hervorquillenden Tränen nicht sehen zu lassen. Auch über der Alster lag jetzt wohl der Abendpurpur, und am Fenster saß seine Mutter, blickte hinaus auf den stillen, goldigglänzenden Strom und dachte

an ihn, der durch die Meereswogen dahinfuhr in ein fremdes Land. Und seine kleinen Schwestern liefen mit Wackermann auf dem Damm umher, und mit ihren Flachshaaren spielte der Abendwind — die Glücklichen, o die Glücklichen!

Niemand von den Mannen sah die Tränen des heimwehkranken Schiffsjungen, die Schweinfische aber kümmerten sich nicht darum und setzten ihr Spiel fort, bis der letzte Lichtschimmer verblich und kalte, graue Dämmerung sich über das Meer ausbreitete.

Am folgenden Tage erreichte man Skagens Horn, die Nordspitze Jütlands, und dann stieg vor den Blicken der Seefahrer der dunkle Felsblock des alten Normannenlandes wie eine finstere Mauer empor. Ja, das war eine fremde, finstere Welt, an dessen Klippengestade sie nun dahinfuhren. Ernste, himmelhohe, nackte Felsen, und zwischen ihnen schäumende Ströme, die sich mit Brausen und Tosen in die Fjorde hinabstürzten; dahinter schimmernde Gletscher, die wie riesige Drachen dastanden und aus den Meeresbuchten tranken; weiterhin niedrigere wildzerklüftete Gebirgsmauern, mit Tannen bewachsen, umbraut vom Gischt und Nebel der Ströme, von Möwenscharen umflattert und umkreist von einzelnen Seeadlern. Hie und da erblickte man am Fuße der Felsen auch menschliche Hütten und auf den Fjorden Männer in Fischerkähnen, größere Ortschaften sah man jedoch nirgends: ein trostlos öder, weltverlorner, wildprächtiger Strand.

Die Brise war treu geblieben, unverrückt konnten die Schiffe den Kurs verfolgen, und die Nächte waren so hell und sternenklar, daß sie immerfort ohne Gefahr weitersegeln konnten. Wie an den Winterabenden über dem glitzernden Eise der Alster, so funkelte das Firmament im Glanz der Gestirne. Hermann war von der märchenhaften Schönheit der nordischen Maiennacht so bezaubert, daß er immer auf dem Verdeck blieb, obzwar oben ein rauher Wind wehte, der ihn recht feindselig durchrüttelte. In der letzten Nacht erscholl plötzlich aus dem Ausguck am Fockmast der markdurchdringende Warnungsruf des Matrosen: „Ahoi! Brandung voraus!"

Was war das? Wie durch einen Schuß aufgeschreckt, liefen die wachthabenden Leute nach dem Vordersteven, der Steuermann

aber klomm eilig an der Strickleiter empor, um Auslug zu halten. Ja, kein Zweifel, das Schiff fuhr geradeaus auf eine Brandung zu. Wie ein Wall oder eine Wolke aus Schnee stieg sie aus der See empor, bald hoch auffahrend, bald zusammenfallend, gleich den Strahlen eines Springbrunnens, hell überglänzt vom sanften Licht des Mondes.

In sprachlosem Staunen blickte Hermann auf das geheimnisvolle, prächtige Schauspiel. Sah es nicht aus, als wär' es Menschenaugen zur Lust geschaffen? — Wie nun die Strahlen hoch emporschossen, um alsdann in lichten Flocken und Tropfen wieder herabzufallen — wie schön war das, wie zauberschön!

Die Stimme des Kapitäns erscholl auf Deck: „Eine Brandung mitten in der See, wie ist denn das nur möglich?" fragte der vielbefahrene Seemann. „Wohl zwanzigmal bin ich nach Bergen und weiter hinauf gesegelt, hab' aber in dieser weiten Entfernung vom Lande niemalen eine Brandung gesehen."

Scharf spähte er aus, wandte sich um und rief dem Mann am Steuer zu: „Ruder halb Backbord!" Darauf gab er den Befehl, die Segel zu reffen, das Schiff machte einen Bogen gen Westen und legte sich dann schräg gegen den Wind. Seinem Beispiel folgte Isern Hinrik, und nun konnten sie, langsam kreuzend, den Morgen abwarten.

An Schlaf war nicht mehr zu denken, jedermann war begierig, wie sich das Rätsel im hellen Tageslichte lösen würde. Frierend standen die Mannen auf Deck und blickten hinüber nach dem geheimnisvollen weißen Wogenspiel; dann rief plötzlich eine Stimme: „Jetzt ist's verschwunden!"

„Bei Sankt Nikolas!" versetzte Nyenkerken in höchstem Erstaunen, „die Brandung ist wie fortgeblasen!"

Aller Augen waren auf den Punkt gerichtet, aber nichts war dort zu erspähen, als mondbeglänzte, rollende Wogen, wie überall ringsumher. Nach kurzer Weile aber riefen mehrere Stimmen zugleich. „Ha! da ist sie wieder!"

In der Tat, die steigende und fallende Schneewolke war wieder da, blieb eine Zeitlang am Horizont sichtbar, um dann plötzlich, wie sie sich aufgetürmt, wieder zu verschwinden.

„Das ist keine Brandung", meinte Nyenkerken kopfschüttelnd; „möchte glauben, der alte Ägir feierte mit den Göttern Asgards ein Fest in seinem Meeresschloß und läßt, seinen Gästen zur Augenlust, die Wasser emporschießen. Ja, ja, die See hat ihre Geheimnisse und Wunder, niemalen wird ein Mensch sie ergründen."

Langsam vergingen die Stunden der Nacht, fern im Westen tauchte die goldige Mondscheibe ins Meer, die Sterne verloren allmählich ihren Strahlenglanz und schwanden dahin, einer nach dem andern; lichtlos, grau und kalt erschienen Himmel und See und Luft eine Zeitlang, dann aber kam die Morgenröte und streute leuchtende Rosen auf die Bahn, die die Königin Sonne befahren wollte. Von der Brandung war keine Spur mehr zu sehen, die Kapitäne ließen die gerefften Segel aufziehen und nahmen den Kurs nach Norden wieder auf. Nach einer Viertelstunde flotter Fahrt aber stiegen plötzlich wieder jäh emporgestoßene Wassersäulen vor den Schiffen auf. Bei dem Anblick lachte Nyenkerken laut auf und rief: „Da haben wir also des Rätsels Lösung! Walfische sind's, die uns in der Nacht genarrt haben!"

Gen Südwesten zog die Herde der gewaltigen Seeungetüme. Vorüberschwimmenden Bergrücken glichen die langen schwarzen Oberkörper, die über den Wogen zum Vorschein kamen und dann wieder untertauchten. Ab und zu stieß eins der Tiere eine mächtige Wassersäule gen Himmel, die in dem jungen Licht des Tages wie Silber glitzerte und funkelte. Regungslos stand Hermann im Vorderschiff und blickte in sprachlosem Staunen dem Zuge nach. Wohl hatte er von der ungeheuren Größe der Wale gehört, aber diese Kolosse übertrafen doch weit seine Vorstellungen. Ein widerlicher Trangeruch stieg ihm in die Nase, und in dem Kielwasser des Walfischzuges sah er breite Streifen, die wie Öl glänzten.

Nach einer Stunde flotter Fahrt in nordöstlicher Richtung erblickte Hermann über den Felsen des Gestades einen mächtigen grauen Turm in der klaren Morgenluft. „Schloß Bergenhuus!" meldete der Matrose vom Ausguck am Fockmast. Eine lebhafte Unruhe bemächtigte sich der Mannschaft; das Ziel war nahe, denn unter dem Turm lag die Stadt Bergen.

Nyenkerken ließ die Hamburger Flagge über Topp hissen, und auch auf dem Isern Hinrik stieg das rote Fahnentuch über das Gestenge empor und wallte hoch in den Lüften. So ging's in den Waagfjord hinein, und vor den erstaunten Blicken Hermanns lag das Dächergewimmel der volkreichen Stadt Bergen. In Hufeisenform zogen sich die Häuserreihen um die Bucht, überragt von hohen finstern Bergen im Hintergrunde und von dem mächtigen viereckigen Turm des norwegischen Königsschlosses zur Linken beherrscht. Auf der rechten Seite lag die „deutsche Stadt" mit der doppeltgetürmten Marienkirche, links das ältere und größere norwegische Viertel, der Überstrand geheißen, zwischen beiden strömte, von einer Holzbrücke überspannt, die Elligaa in den Fjord. Und dahinter standen mit ihren düstern Häusern die sieben Berge wie Riesen, die gleichgültig auf ein Kinderspielzeug zu ihren Füßen herabschauen.

Als die beiden Schiffe in den Fjord einliefen, füllte sich die Landungsbrücke rasch mit vielen Menschen, die mit großer Lebhaftigkeit die Ankömmlinge begrüßten. Langsam segelten die Holke heran, legten sich an die Brücke und wurden mit Ankern und Tauen an den Pollern befestigt. Darauf kam Albert Bretling, der Aldermann des Hamburger Kaufhofes in Bergen, an Bord des Walfisch und begrüßte mit großer Freude Nyenkerken und die Mannschaft.

„Alles wohl?" fragte er.

Der Kapitän nickte und erwiderte: „Mit Gottes Hilfe alles wohl an Bord und auch in Hamburg. Und wie ergeht es Euch hier in Bergen?"

„Schlecht und recht," antwortete Herr Bretling, „der Winter ist ja glücklich überstanden, aber Ihr merkt, vom Frühling ist hier in dem rauhen Dorschgeklipp noch wenig zu verspüren."

Viele alte Bekannte begrüßten den Kapitän und die Bootsleute auf der Landungsbrücke und heischten begierig Kundschaft aus Hamburg.

„Kinder!" rief Nyenkerken fröhlich, „unsere liebe Heimatstadt steht ja noch wohlbeschirmt zwischen Elbe, Alster und Bille und sendet euch allen ihre mütterlichen Grüße."

Von Herrn Albert Bretling geleitet, betrat Hermann mit seinem Oheim das Hamburger Kaufhaus oder — wie man hier sagte: den Garten. In langer Reihe erhoben sich an der hölzernen Landungsbrücke die Gärten der verschiedenen Hansastädte, bevorzugt durch ihre Lage am Fjorde die von Lübeck, Hamburg, Wismar Rostock, Bremen, Emden und Deventer. Sie waren im äußern Bau einander so ähnlich, daß der Fremde nur an den Wappenschildern sehen konnte, welcher Stadt sie angehörten.

Der Aldermann führte seine Gäste durch die Gewölbe und Verkaufsbuden des Erdgeschosses über eine Treppe nach dem zweiten Stockwerk, wo er ihnen zwei kleine, schmucklose Stuben zur Wohnung anwies. Die offenstehenden Fensterluken gingen auf den Fjord hinaus, und der möwenüberflatterte grüne Wasserspiegel mit seinen Schiffen und Fischerbooten, nordwärts begrenzt von der Häuserreihe des Überstrandes und dem grauen Gemäuer des Königsschlosses Bergenhuus mit seinem mächtigen viereckigen Wartturm, bot dem Auge ein fesselndes, großartiges Bld.

Die Stuben selbst waren wenig behaglich eingerichtet: eine Lagerstatt mit Eisbärpelz bedeckt, Tisch, Stuhl, Leuchter, vier kahle Wände und eine rohe Balkendecke darüber — das war die ganze Herrlichkeit.

„Müßt fürlieb nehmen," sagte Herr Bretling; „ist schier so dürftig hier, wie in der Behausung des Propheten Elisa; in Hamburg herbergt man behaglicher, als hier im rauhen Nordland."

„Wahr gesprochen," versetzte Nyenkerken, „aber sorgt darum nicht, Herr Aldermann! Hat sich der große Gottesmann also begnügt, so werden auch wir es gern tun; Ihr wißt, Seefahrer sind allerwegen schlichte, anspruchslose Gesellen. Und dann, vergeßt nicht die Augenweide da draußen! Nicht um die Pracht der salomonischen Prunkhalle zu Jerusalem möchte ich das Bild eintauschen. Seht Ihr, wie der Adler dort um den Turm von Bergenhuus seine Kreise zieht? Der Geist des toten Königs Hakon oder des jungen Olaf lebt vielleicht in dem königlichen Vogel. Weilt die stolze Wittib Margarete noch in dem altersgrauen Normannenschlosse, das König Olaf Kyrre vor Jahrhunderten auf dem Felsen dort erbaut?"

„Nein", antwortete der Aldermann; „sie ist mit ihren Rittern gen Sonnenaufgang gezogen, um König Albrecht von Mecklenburg

von Schwedens Herrscherthron zu stoßen und sich selber darauf zu setzen."

„Sieht der Tochter des großen Waldemar Attertag ähnlich", entgegnete Nyenkerken, nachdenklich mit dem Kopfe nickend. „Gelingt ihr das Wagnis, so kann sie sich mit drei Kronen schmücken und abwechselnd auf drei Herrschersitzen thronen: heute in Stockholm, morgen in Kopenhagen und übermorgen allhier in Bergenhuus; alsdann aber mag die deutsche Hansa ihre Orlogschiffe zum Kampfe rüsten, denn in der Dreikronenträgerin Margarete kreist das Raubtierblut des Wisbyzerstörers Waldemar Atterdag."

„So ist's", bestätigte Herr Bretling und stieß mit seinem eisenbeschlagenen Stock wie im Grimm auf die rohen Dielen des Fußbodens. „Ich kenne die schwarze Margarete und weiß wohl: sie trägt gegen uns ebenso grimmen Haß wie ihr Vater; aber wie lautet doch der deutschen Hansa Wahlspruch — kennst du ihn, mein Sohn?" wandte sich der Aldermann an Hermann.

„Ja! er heißt:

‚Wo wi tohoop hefft stahn,
Hefft uns noch nüms wat dahn!'"

„Da liegt's!" rief Herr Bretling lebhaft. „Und an diesem Felsen wird auch das Orlogschiff der stolzen Margarete zerschellen."

„Möchtet ihr als ein wahrhaftiger Prophet erfunden werden, Herr Aldermann!" sprach der Kapitän und versetzte dem wackern Manne einen kräftigen Schlag auf die Schulter.

Sie gingen nach dem hintern Teil des Hauses, wo über den felsgewölbten Vorratskellern der große Gesellschafts- und Festsaal, Schütting geheißen, sich ausdehnte. Dort ließ der Aldermann Wein auftragen und setzte sich mit dem Kapitän an einen der schweren Eichentische zum Zwiegespräch nieder; Hermann aber trat hinaus in das Gärtchen hinter dem Schütting, das wackere Hände dem Felsgrunde abgerungen und mit einer Steinmauer eingehegt hatten, und dachte an die Heimat. „Ach, könnt ich doch jetzt bis nach Hamburg sehen", sagte er sehnsüchtig. „Laufen wohl jetzt meine Schwestern auf dem Damm umher, daß ihre Flachshaare im Maienwinde fliegen? Und wo ist meine kleine Hilde?" —

„Hilde," flüsterte er voll inniger Zärtlichkeit, „wo bist du jetzt? — Oh, wärst du hier, ich stiege mit dir auf jene hohen Berge, und wir wären dort ganz allein! Sieh, eine weiße Wolke steht dicht über dem braunen Gipfel! Dort kletterten wir hinein und führen weithin über Land und Meer . . ."

In diesen Phantasien wurde der Träumer durch das Auftauchen eines jungen Menschen unterbrochen, der mit dem Freudenruf: „Hermann, Hermann!" herbeigeeilt kam.

„Arnold!" rief der Überraschte und breitete die Arme aus, um seinen getreuen Schulkameraden Arnold von Hachede ans Herz zu drücken. „Du hier in Bergen?"

„Ja, seit einem Jahre schon, aber jetzt fahre ich mit euch nach Hamburg zurück", antwortete Arnold in strahlender Freude.

„Auf dem Walfisch?"

„Ja, es ist schon alles abgemacht mit deinem Oheim."

„Prächtig!" rief Hermann erfreut. „Ich bin Schiffsjunge auf dem Walfisch — hast du nicht auch Lust, ein Seemann zu werden?"

„Ja, das ist es ja gerade, weswegen ich jetzt nach Hamburg zurückkehre. Das Leben in den Kontoren und Lagerkellern halte ich nicht aus. Ein Seemann will ich werden und mit Wind und Wogen und Seeräubern kämpfen!"

„Das ist schön! das ist schön!" rief Hermann jubilierend und blickte dem dunkelhaarigen Burschen fröhlich in die lebensprühenden schwarzen Augen.

Am andern Tage stiegen die beiden Freunde auf die Berge, die hinter der Stadt wolkenhoch empor ragten. Sie hatten sich mit derben Stöcken und Wurfspießen versehen, denn Arnold meinte, es wäre wohl möglich, daß ihnen ein Wolf oder Bär in den Weg käme. Durch dichten Nebel klommen sie empor, aber als sie auf der Höhe anlangten, faßte der frische Bergwind die grauen Gespinste der Nacht, wirbelte sie zu seinem Vergnügen in tollem Tanze durcheinander und trieb sie mit Pfeifen und Trompeten in den Fjord und auf das Meer hinunter. Da standen in der Ferne die Berge frei und klar im Sonnenglanze, und über ihren schneeigen Gipfeln wölbte sich wie eine blaue Glocke der hohe

Himmel. Sprachlos blickte Hermann in diese nie gesehene erhabene Nordlandspracht, und auch Arnold, der schon oftmals hier oben gestanden, wurde mächtig von der hehren Schönheit des Bildes ergriffen. „Was sagst du nun?“ fragte er nach einer Weile stummer Betrachtung.

„Oh!“ rief Hermann, „wenn das mein Vetter Paul Francke sähe!“

„Ja — der Paul Francke, was macht denn der?“

„Bilder. Er ist jetzt bei Meister Bertram von Minden in der Lehre.“

„Schade, schade; er müßte Seemann werden wie wir beide. Das ist doch etwas ganz anderes, als ein Bildermacher“, meinte Arnold großtuerisch.

Hermann nickte und sagte: „Freilich — Kapitän, wie mein Oheim, das ist das Höchste; aber Künstler, wie mein Oheim Francke und Meister Bertram, sind auch hochangesehene Männer.“

„Das sind sie,“ gab Arnold zu, „aber — siehst du den Adler dort, der um den schimmernden Gletscher seine Kreise zieht?“

„Ja, ich sehe ihn; ein Adler ist's?“

„Ein Adler! Er späht in die Schluchten und Tannengründe in der Tiefe, wo seine Beute sich verbirgt. Solche Adler sind auch unsere Hansakapitäne!“

„Fürwahr, das sind sie, und solche Adler wollen auch wir beide werden!“ rief Hermann mit blitzenden Augen und stieß mit seinem Knotenstock auf den Felsenboden, daß es dröhnte.

„Ahoi! Ahoi!“ jauchzte Arnold, und in den Bergschluchten widerhallte es: „Ahoi! Ahoi! — Ahoi! Ahoi!“

Wie ein Pfeil schoß jetzt der Adler aus seiner blauen Höhe in die Tiefe, wo er den Blicken der beiden Späher entschwand.

„Jetzt hat er sein Opfer in den Krallen, um es zu zerfleischen“, sagte Arnold.

„Der Wegelagerer! Strauchritter! Räuber!“ schalt Hermann. „Nein, nein! solche Helden wollen wir doch nicht werden, Arnold; weißt du, wem der gleicht?“

„Nun?“

„Dem Ritter Klaus Störtebeker.“

„Dem!“

„Er hält sich jetzt im Schloß Ritzebüttel bei den Lappen auf und sinnt Arges wider Hamburg.“

„So?“

Hermann erzählte, wie er ihn gesehn und was er mit seinem Oheim gesprochen.

„Mag er nur kommen!“ rief Arnold und schwang seinen Stock, daß er pfiff, „mag er nur kommen!“

„Die Lappen sind mit ihm im Bunde, ebenso der dänische Vogt auf Helgoland; mit der Faust hat uns dieser von dem Söller seines Hauses gedroht“, berichtete Hermann.

„Viel Feind, viel Ehr!“ meinte Arnold. „Da ist es gut, daß ich an Bord komme. Was, Hermann, wir wollen sie anders zusammenhauen, als damals die Neustädter am Blauen Turm! Wenn ich daran denke, kocht's in mir auf!“

Da stieg der Adler wieder in die Lüfte empor, schwang sich hoch über die schneeigen Gipfel und schwebte in der reinen Ätherbläue schweigend und majestätisch dahin wie zuvor.

„Immer derselbe: königlich ruhig und groß; wenn dein Klaus Störtebeker dem gleicht, so sage ich: alle Achtung, Herr Ritter! Aber Hiebe kriegt er doch! Nun aber schau einmal zurück, Harm!“

Ein Ausruf höchster Überraschung entfuhr Hermanns Lippen: das Meer, das unendliche blaue Meer lag in schier unbegrenzter Weite tief, tief unten zu seinen Füßen. „Wie schön! wie schön! wie schön!“ sagte er leise, als spräche es nicht der Mund, sondern sein Herz.

Schweigend nickte Arnold, und sie setzten sich auf den sonnenbestrahlten nackten Felsen und weideten sich mit Muße an dem herrlichen Bilde.

„Je höher man steht,“ sagte Hermann wie damals vor der Burg Ottensheim, „desto schöner das Bild zu unsern Füßen. Wie lieblich muß es erst den Seligen da droben erscheinen!“

„Mein Vater ist unter ihnen“, versetzte Arnold; „er sieht uns wohl hier im fremden Lande. Manchmal ist es mir, als fühlte ich sein Auge auf mir ruhen. Dann blicke ich auf und sage: ‚Vater, ich will ein tüchtiger Mann werden, wie du es warst, und

alles wiedergewinnen, was wir verloren haben.' Ja, das will ich, und meine Mutter soll sich wohl freuen!"

„Die Mutter soll sich freuen", wiederholte Hermann gedankenverloren und seufzte tief auf. „Meine Mutter sitzt zu Hause in Sorgen um mich; das tut mir so leid, so leid! Aber ich konnte nicht anders, ich mußte Seemann werden; schon seit langer, langer Zeit ist stets ein Nyenkerken Seemann gewesen, und da ist nun der Störtebeker, der hat unserer Stadt Hamburg Rache geschworen — wie, Arnold, müssen wir Hamburger Jungen uns nicht rüsten, um den Ritter samt seinen Verbündeten, den Ritzebütteler Lappen und dem Dänenvogt auf Helgoland, zusammenzuhauen?"

„Ja, das wollen wir, das wollen wir!" rief Arnold und schlug mit seinem Knotenstock auf den Felsen, daß es dröhnte. „Mögen sie nur kommen, und die schwarze Margarete von Norwegen mit ihnen; die deutsche Hansa wird sie alle zerschmettern, wie den trotzigen Waldemar Atterdag, Frau Margaretens Vater, der für seinen Frevel an Wisby Krone und Reich verloren hat und in der Fremde gestorben ist."

Rings um sie her stürzten schäumend und brausend die Bergwasser über Steine und Klippen in den Fjord hinunter, und unten stand wie ein Kinderspielzeug die Stadt mit ihrem Dächergewirr, ihren Türmen und abgetakelten Schiffen an der dunkelblauen Bucht.

„Da liegt das Nest Bergen!" sagte Arnold wegwerfend und schüttelte ingrimmig seinen Knotenstock. „Nach Stockfischen und Pomuchelsköpfen riecht's darin in allen Gassen und Winkeln. Auf! laß uns weiter wandern, sonst kommt der Regen und treibt uns hinunter; der Himmel weint nämlich fast ununterbrochen über diese Stadt der Stockfische."

Durch die tiefe Einsamkeit der Felsenwildnis schritten sie gen Sonnenaufgang, in der Ferne winkten die schneebedeckten Höhen des Kjölengebirges, kein menschliches Wesen belebte die ungeheure Öde, kein Dorf, kein Haus, kein Ackerfeld weit und breit, am Saume eines Föhrenwaldes blinkte wie ein großes blaues Auge des Berggeistes der Spiegel eines Sees, aber kein Segel flatterte darüber, kein Nachen fuhr über die weltentrückte Flut, ganz allein der Wind, dessen Wehen die beiden Wanderer verspürten und

hörten, brachte Leben in diese Hochlandsöde: Odem und Gesang des Geistes dieser weltverlorenen Einsamkeit . . .

Müde und wolfshungrig, aber voll von tiefen, unverlierbaren Eindrücken der erhabenen, welteinsamen Hochlandsnatur, kamen sie gegen Abend in der Stadt an, und nach drei Tagen lichteten Walfisch und Isern Hinrik ihre Anker, um in die Heimat zurückzukehren.

14. Leid und Freud' in der Heimat.

Es war Nacht, als die beiden Bergenfahrer am Niederbaum zu Hamburg in den Hafen einfuhren. Hermann erhielt Urlaub von seinem Oheim uud durfte nach Hause gehen. Die Straßen der Stadt waren wie ausgestorben; von silberhellem Mondlicht angestrahlt, standen die Häuser wie träumend da; der Turm der Petrikirche warf einen mächtigen, dunkeln Schatten über den Platz; wie ein Riese stand er da, hoch herabschauend auf das stille, mondbeglänzte Mauernest der kleinen Menschenkinder.

Wie fremd und doch so heimattraut und schön erschien dem Heimkehrenden seine Vaterstadt! Nur einmal war er in so später Stunde durch ihre Gassen geschritten, damals in der Johannisnacht mit Paul Francke. Der Wächter schloß die Pforte auf, und Hermann trat auf den Damm hinaus. Mondlicht schlief auf der blauen Alster, leises Wasserrauschen tönte durch die nächtliche Stille, drüben im Ufergebüsch sang ein Vogel. Wie friedlich die Mühlen mit ihren Rohrdächern dort standen und sich im mondbestrahlten Wasser spiegelten! Drinnen lag wohl alles in tiefem Schlafe, auch die geliebte Mutter, aber ihr Herz wachte und träumte von ihm, den sie noch auf wilden Meereswogen wähnte.

Einer schlief nicht, und das war Wackermann. Durch ein Loch an der Seite der Hofpforte drängte er sich hindurch, kam mit unbändiger Freude auf den Damm geschossen und begrüßte seinen jungen Herrn mit nicht endenwollenden Sprüngen.

„Ja, mein Alter, mein Guter!" sagte Hermann gerührt, drückte den taufeuchten Hundekopf an seine Brust und streichelte und liebkoste ihn zärtlich. Dann gingen sie vergnügt selbander nach der Mühle, stellten sich vor den mondbeglänzten Fenstern auf und über-

legten, was sie tun sollten. Klopfen oder nicht? — Nein! wozu die friedlich Schlummernden stören, da doch die Nacht so wunderschön war! Vor Tagesgrauen pflegte schon der Müller aufzustehen, um die Knappen im andern Hause zu wecken, und bis dahin waren es nur noch ein paar kurze Stunden.

„Sollen wir bis an den Morgen hier spazieren gehen?“ fragte Hermann seinen treuen Kameraden.

Wackermann gab mit Freuden seine Zustimmung, und also ward es beschlossen. Für den Seefahrer war das Wandern auf dem festen Erdboden schon an sich ein Vergnügen, und nun gar auf dem trauten Alsterdamm! An diesem Boden hafteten die glücklichsten Erinnerungen des Schiffsjungen Hermann Nyenkerken. Dieser Kies, diese Ufersteine, vom Monde beleuchtet, sie waren ihm viel mehr, als nur Kies und Steine: Schauplätze und Genossen seiner Kinderspiele waren sie, ihm vertraut und verwandt, in der Ferne Gegenstände seiner Sehnsucht und jetzt Herzerfreuer gleich geliebten lebendigen Wesen. Auf diesem Boden umherwandeln zu dürfen, das war ja das reinste, vollkommenste Glück!

Dann lockte es den Schiffer, eine Fahrt auf der Alster zu machen. „Sollen wir, Wackermann?“ fragte er, auf den Kahn deutend.

Der Hund schien zu verstehen und gab seine Zustimmung kund. „Still, still! daß die Schläfer drinnen nicht erwachen!“ mahnte sein Herr.

Rasch war die Kette gelöst, und die beiden sprangen in den Kahn und fuhren auf den mondbestrahlten Wasserspiegel hinaus.

Wie anders hier, als auf wilden Meereswogen! Kein Rauschen und Brausen, kein Rütteln und Schütteln, als sollte alles aus den Fugen gehen; feierliche Stille ringsum und in der Höhe und Tiefe wundervolles, erhabenes Sterngefunkel. War es nicht, als schwebe der Nachen auf kristallener Bahn zwischen zwei Himmeln? So schön und wohl schöner noch war es damals gewesen, als er beim Ave-Marialäuten mit Hilde in das Abendrot gefahren war. Wie mochte es nur dem goldhaarigen Mägdlein ergehen? Ob sie wohl zuweilen seiner gedachte? Er hatte ihr liebliches Bild gar oft im Wogenspiegel gesehen und auch nachts von ihr geträumt.

Horch! der Nachtvogel fing wieder an zu singen, die einzige Stimme auf Erden, so quick, so frisch, so lieblich! Und alles ringsumher lauschte ihr: die beiden Schiffer, der Wald, der Fluß und die tausend und abertausend Sterne oben und unten. Aus der Ferne klang Wagengeklapper herüber, wahrscheinlich von der Landstraße Altona-Ottensheim, denn unglaublich weit hallt dies Geräusch in stiller Nacht. Thule — sollte er anlegen? Schilf und Binsen ringsum waren noch so niedrig, daß er das Inselchen überblicken konnte: auf dem jungen Grase blinkten im Mondlicht die Tautropfen, wie mit Perlen und Diamanten bestickt erschien das stille Eiland. Und siehe: tanzten nicht die Elfen darauf ihren Reigen? Oder waren es Nebelgebilde oder Schattenbilder von der Wolke, die jetzt unter dem Monde vorüberzog? Da horch! des Türmers Horn von St. Petri meldete die dritte Morgenstunde; das war die Zeit, da der Vater die Mühlenknappen zu wecken pflegte.

„Nun heimwärts, Wackermann“, sagte der Schiffer und setzte die Schaufeln der Riemen zum kraftvollen Stoß in das Wasser. Und siehe, da stand schon der Müller auf dem Damm, fast an der Stelle, wo der Kahn sonst lag. „Ahoi!“ rief Hermann fröhlich und stieß das Ruder hoch, daß die Tropfen wie blinkende Silberperlen niederregneten.

Der Alte drohte mit dem Finger und rief: „Junge, Junge, das Kapern fremder Schiffe scheinst du allbereits wohl gelernt zu haben!“

Hermann sprang auf den Damm, reichte seinem Vater die Hand und sprach: „Ich wollte Euch nicht im Schlafe stören.“

„Nun, nun, das hättest du immer wagen können“, versetzte der Alte. „Deine Mutter hat gestern schon geahnt, daß du kommen würdest.“

Da wurde am Giebel die Fensterluke aufgestoßen, die Müllerin blickte hinaus und rief mit verhaltenem Jauchzen: „Harm! Harm! bist du da, mein Junge?“

Mit einem Sprunge war er am Fenster, und die Mutter küßte ihn, streichelte seine taufeuchten Locken und blickte ihm voll inniger Zärtlichkeit in die Augen. Aber trotz der Verklärung, womit die Freude ihr Angesicht schmückte, bemerkte Hermann darin doch die

Eindrücke tiefschmerzlicher Erschütterungen, die bei seiner Abfahrt nicht darin gewesen waren. „Mutter," fragte er beklommen, „seid Ihr krank gewesen?"

„Du Lieber," versetzte sie mit zuckendem Munde, „dein Auge blickt scharf. Aber nein, krank war ich nicht; komm herein, komm! Du wirst alles erfahren!"

So früh wie heute waren die kleinen flachsköpfigen Mädchen noch nie aus den Betten gesprungen. Wie sie lachend herumhüpften in ihren weißen Nachtkleidern, die lieben, herzigen Dinger! Sie wußten offenbar von keinem Unglück, anscheinend auch der Vater nicht, der nun in die Stube trat, ein wenig lächelte und dann mit einem Drohwort die ausgelassenen Kinder in ihre Kammer scheuchte.

Mit einem Kraus warmer Milch erquickte die Mutter den Heimgekehrten, und als sie hörte, daß er die Nacht nicht geschlafen hatte, eilte sie, ihm das Bett zu bereiten. Nun fragte er den Vater, ob daheim alles gesund und wohl geblieben während seiner Ausfahrt.

Nachsinnend blickte der Müller vor sich hin, nickte zweimal mit dem Kopfe und erwiderte:

„Alles wohl hier im Hause, Menschen und Vieh."

„Und wie geht es in der Schmiedestraße?"

„Hm", machte der Alte zaudernd und blickte mit ernstem Ausdruck zu Boden. Dann hob er plötzlich mit jähem Ruck den Kopf, blickte den Frager fast drohend an und sagte düster: „Halte dich fest, Junge! Dort ist einer gestorben."

„Der Großvater?"

„Nein, der nicht, der nicht!"

„Die Großmutter?"

Der Alte schüttelte den Kopf, „auch die nicht, nein, auch die nicht", sagte er.

„Wer denn, Vater, wer?" fragte der Junge in bebender Spannung.

„Dein Oheim Peter Francke."

Ein Schrei entrang sich den Lippen Hermanns. Sein Oheim tot, sein Oheim, der vor wenig Wochen noch frisch und gesund gewesen — das war ja schier unfaßbar, unglaublich!

„Siehst du," sagte der Müller, „nun starrst du mich an wie ein Gespenst, hab' ich dich nicht gemahnt: halte dich fest!?"

„Der Oheim tot", murmelte Hermann fassungslos.

„So ist es wahrlich!" bestätigte der Alte mit unerbittlichem Ernst. „Im besten Mannesalter, mitten aus seinem Tagewerk hat ihn der Tod hinweggenommen. Gott hat es so gewollt, unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege. Amen."

Da trat die Mutter herein, und der erschütterte Junge eilte ihr entgegen, schlang seine Arme um sie und klagte: „Ich weiß alles, o Mutter! Mutter! Mutter!"

„Dacht' ich's doch!" murmelte der Müller mißbilligend, „weich wie Wachs, und zu verwundern schier, daß dennoch so hoher Mannesmut in ihm steckt." Damit ging er kopfschüttelnd zur Tür hinaus.

„Still, mein Sohn, still, still!" beschwichtigte die Mutter den Schluchzenden. „Dein geliebter Oheim ist selig, und wir haben nicht Ursache, ihn zu beklagen."

Dabei aber flossen auch ihre Tränen, und unsäglicher Schmerz durchwühlte ihr das Herz.

„Ist Paul zu Hause?" fragte er, nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte.

„Ja, er hat die Reise ganz aufgegeben, der arme Junge. Ist ihm wohl sehr schwer geworden, war so voller Freude, als er zu uns kam, um Abschied zu nehmen. Andern Tages in der Frühe wollte er aufbrechen; da streckte ein Herzschlag seinen Vater auf das Sterbelager, und nach einer Stunde rief Gott der Herr seine Seele zu sich in den Himmel. Still, mein Sohn, still, still! Dein Vetter Paul hat sich in seinem großen Unglück stark und heldenmütig bewährt. Mit Fleiß und heiligem Eifer arbeitet er an dem letztem Werk seines Vaters, um es würdig zu vollenden. Gott möge ihm beistehen und ihn einen großen Meister werden lassen, wie sein Vater es erhofft und der wackere Junge es so sehnlich begehrt!"

„Ich will zu ihm, jetzt gleich!" drängte Hermann, getrieben von heißem Mitgefühl und inniger Freundschaft.

„Jetzt?" fragte seine Mutter. „Noch ist die Sonne nicht auf, und die Stadt schläft noch. Komm, leg' dich nieder, dein Bett ist bereit, und der Schlaf wird dich beruhigen und erquicken."

Willenlos folgte er und schlief bis zum Mittag. Bis ins Herz erquickt und getröstet sprang er dann auf, eilte unbemerkt hinaus, trat unter die Schleuse und badete sein Antlitz in dem niederstürzenden kalten Wasserstrahl, wie er es im Sommer stets zu tun pflegte. Das gab eine köstliche Erfrischung, und mit freiem Kopf und hellen Augen kehrte er ins Haus zurück. Die Mutter deckte den Tisch, nickte ihm freundlich zu und strich ihm im Vorbeigehen mit der Hand über die feuchten, krausen Locken. „So ist's recht, mein Sohn," sagte sie erfreut; „wir stehen ja alle in Gottes Hand und können jeden Augenblick abgerufen werden. Das ist gemeines Menschenlos. Aber mutig und wacker unsere Pflicht zu tun bis zum Ende, das muß unsere Sorge und Ehre sein."

Dirk trat mit dem Mühlenknappen zum Mittagessen herein, und jeder reichte dem Heimgekehrten die Hand und hieß ihn willkommen. So taten auch die Mägde. Beim Essen mußte er von seiner Fahrt erzählen, und obzwar er von keinen haarsträubenden Abenteuern zu berichten wußte, lauschten doch alle sehr aufmerksam seiner Schilderung; besonders erregte die Begegnung mit Störtebeker die Gemüter, und der Müller sprach die Befürchtung aus: der rachsüchtige Ritter werde der Stadt Hamburg noch einmal einen bösen Possen spielen.

Nachmittags wanderte Hermann nach der Schmiedestraße. Mit beklommenem Herzen trat er in das kleine Gartenhaus ein. Paul saß in emsiger Arbeit; sein Antlitz war blaß und seine Miene ernst, aber der Blick seiner Augen war ungebrochen, und in ihm funkelte fester Mut. Hermann konnte die Tränen nicht zurückhalten, als er seinem armen Vetter in das traurige Antlitz sah. Paul erschien gefaßt. „Ich bleibe nun zu Hause, kann meine Mutter und Schwester nicht verlassen", erklärte er trübe. „Sieh, diese Figuren hat mein Vater zuletzt geschnitzt, sind sie nicht sehr schön?"

Hermann nickte nur, er konnte nicht sprechen, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Ich arbeite nun mit allen Kräften, um dies Gestühl zu vollenden, wie mein Vater es vorgesehen", sagte Paul. „Ob es mir gelingen wird? Er hatte eine feine Hand, die feinste Bildnerhand in dieser Stadt. Das hat Meister Bertram mir oft bezeugt. Da fällt es mir schwer, sein Werk würdig zu vollenden. Aber es muß werden! Das bin ich meinem guten Vater tausendfach schuldig, denn ihm verdanke ich doch das Beste, was ich in der Kunst verstehe und zu leisten vermag. Sieh doch nur diesen dicken Mönch an, sein letztes vollendetes Bild — ist der fromme Mann nicht lebensecht, von der Tonsur bis zu den Sandalen?"

Seine Künstleraugen funkelten und strahlten vor Vergnügen an dem kleinem Kunstwerk, und Hermann, der mit Erstaunen den Glanz sah, empfand vor seinem Vetter eine heilige Scheu und verließ ihn mit dem Trostgefühl: Paul Francke ist auch im Unglück stark und glücklich; als Überwinder und Sieger steht er schon da, und das verklärte Auge seines Vaters blickt gewiß mit Freude und Stolz auf ihn herab.

Seiner Mutter offenbarte er diese Gedanken, und sie nickte eifrig dazu und sagte: „Er ist ein wahrhaftiger Künstler und schöpft Erhebung und Glückseligkeit aus einer Quelle, von der wir andern armen Menschen nichts wissen."

„Ja, so muß es wohl sein!" pflichtete Hermann bei; „denn nie sah ich Menschenaugen so strahlen und glänzen wie die seinen."

An einem sonnigen Tage lenkte Hermann seine Schritte nach der Großen Reichenstraße. Was suchte er dort? — Keinem Menschen hätte er das anvertrauen mögen, denn diese Sache ging sein Herz an, und das war ein gar scheues und schamhaftes Ding. Die Straße war mit Steinen gepflastert und sauberer gehalten, als die meisten andern in der Stadt. Zwischen den Häusern lagen Gärten, die nun alle im schönsten Blütenschmuck prangten. Grüne Hecken oder Holzzäune, manche hübsch rot oder blau bemalt, schlossen sie von der Straße ab. Die Häuser waren schöner, als in den andern Gassen; die meisten hatten steinerne Freitreppen und Beischläge mit Bildschmuck in Stein oder Holz. Eins zeigte in dem Stein-

schilde auf der linken Seite der Treppenstufen eine menschliche Hand, die in ein brennendes Feuer hineingriff, in der Platte auf der rechten Seite einen Hamburger Ratsherrn zu Pferde, mit einer mehrfach verschlungenen goldnen Kette auf der Brust.

Nach diesem stolzen Patrizierhause spähte der Schiffsjunge Hermann Nyenkerken schon von ferne aus. Aber seine sehnsuchtsvollen, scheuen Blicke richteten sich nicht auf die Wappenbilder an der Freitreppe, sie wagten sich zu den Fenstern empor und suchten diese zu durchdringen. Vergebens, kein goldhaariger Mädchenkopf ließ sich blicken wie einst, da er als Bischof vorübergeritten. Plötzlich aber fuhr er jäh zusammen, als wäre vor ihm ein Blitz herniedergezuckt, — was hatte ihn so erschreckt? Ein glockenhelles Kinderlachen aus dem nahen Garten, und siehe, dort stand auch Schön-Hilde mit ihrem großen Hunde und blickte einem bunten Schmetterling nach, der ihr entschüpft war.

Wie schön sie war, wie wunder-, wunderschön! In ihren frei herabfallenden Haaren funkelte und blitzte es im Sonnenschein wie eitel Gold und Perlen. Nun hob sie sich auf die Zehen und schlich gleich einer Elfe dem Schmetterling nach, der sich auf einer gelben Blume niedergelassen hatte. Ganz nahe kam sie ihm, und schon hob sie die Hand, da schwebte er empor und gaukelte vor ihren Augen im Sonnenglanze auf und nieder, so recht, als wollte er sich über sie lustig machen. Ein paarmal wiederholte sich das Spiel, da wurde sie von ihrer Jagd abgelenkt durch ein paar Sperlinge, die einen heftigen Strauß ausfochten. Die Raufbolde burrten aus dem Baum herab und fielen dicht vor ihren Füßen auf den Rasen, so daß sie ganz starr vor Schrecken stehen blieb und ihrem wütenden Kampfe atemlos zusah. Im Feuereifer des Gefechts waren sie so blind, daß das Mädchen sie mit der Hand hätte greifen können. Plötzlich aber schwirrten sie wieder, einander verfolgend, auf den Baum, jagten sich durch die Zweige hin und her, kamen, ineinander verkrallt, wie ein struppiger Ball herabgesaust, kugelten, blindlings aufeinander loshackend, über den Rasen und huschten dann wie der Blitz durch den Zaun, um auf dem Straßenpflaster ihren Kampf fortzusetzen.

Hilde war ihnen bis an den Zaun gefolgt: jetzt fiel ihr Blick auf den Schiffsjungen draußen; betroffen blieb sie stehen und starrte ihn mit großen Augen forschend an; dann klatschte sie in die Hände und rief freudehell: „Bischof, Bischof, du bist da?"

Schrecken und Freude lähmten seine Zunge, er nickte nur und verzog das Gesicht zu einem blöden Lächeln.

„Du — Bischof, komm herein!" rief Hilde und riß mit kräftiger Hand das Pförtchen auf.

Er zögerte.

„So komm doch nur!" drängte sie ungeduldig. „Der Wolf tut dir gar nichts; er hat noch keinen Menschen gebissen, bloß einmal einen Schlupwächter und Meister Bertram, als der ihn auf den Schwanz trat."

Da Harm noch immer zögerte, ergriff das herrische Mädchen ihn bei der Hand und zog ihn mit einem Ruck durch die Pforte. Da stand er, und es war ihm zumute, als befände er sich mitten im Paradiese.

„Siehst du den schönen, bunten Schmetterling dort über den Blumen tanzen?" fragte Hilde und zeigte mit dem Finger auf den prächtigen Sommervogel.

Er nickte und sagte: „Es ist ein Pfauenauge, möchtest du ihn gern haben?"

„Ach ja; er ist so hübsch! Fang ihn mir, Bischof, du kannst es wohl."

„Wer weiß! Doch ich will's versuchen."

Lautlos schlich er über den Rasen, Hilde ihm nach und hinterher Wolf. Der Schmetterling hatte sich auf eine voll aufgeschlossene Pfingstrose niedergelassen, und nun machte Hermann es wie mit den Spatzen: mit seiner Kappe bedeckte er ihn und hatte ihn glücklich eingefangen.

Hilde jauchzte und rief: „Halt' nur die Kappe fest zu, daß er dir nicht entwischt! In meiner Stube lassen wir ihn frei; da kann er umherfliegen und auf den Blumen am Fenster sitzen."

Glücklich brachten sie ihn herein und gaben ihm die Freiheit. Das Stübchen lag nach dem Garten und war voll Sonne. Das schien dem bunten Gast zu gefallen; auf und nieder gaukelte er und

ließ die Pracht seiner Flügel im hellen Lichte schillern. Hilde war entzückt über den schönen Stubengenossen und lachte und jauchzte, daß es durchs ganze Haus schallte.

Da kam ihr Vater herbei und sah mit Erstaunen, wen sie da bei sich hatte.

„Siehst du ihn, Vater?" rief Hilde, „siehst du, wie seine Flügel erglänzen? Der Bischof hat ihn mir eingefangen, der Bischof hier!"

Der Ratsherr lächelte, fuhr mit der Hand liebkosend über den braunen Scheitel seines entzückten Kindes und begrüßte dann in leutseliger Weise den Gast.

„Du bist mit nach Bergen gewesen?" fragte er.

„Ja, es war meine erste Fahrt."

„Und hat dir wohlgefallen?"

„Ja", antwortete der Schiffsjunge mit glänzenden Augen, „die See ist herrlich und groß."

Freundlich nickte ihm der Ratsherr zu und sagte: „Du bist jetzt auf dem Wege, ein tüchtiger Seemann zu werden. Halte dich wacker und strebe danach, ein ruhmreicher Held zu werden! Das würde mich freuen."

„Mich auch!" warf Klein-Hilde lebhaft ein.

„Da hörst du es!" sagte der Ratsherr lachend. „Wir beide werden deine Laufbahn verfolgen, und wenn du tüchtig bist, so kannst du später Kapitän auf einem meiner Schiffe werden."

Hoch erhobenen Hauptes verließ Hermann das vornehme Haus und wanderte heimwärts. Auch seine Mutter freute sich der Huld des Ratsherrn und dachte im stillen Herzen, es möchte dort wohl ein Glück für ihren Liebling erblühen.

Nach drei Wochen stand er mit seinem Freunde Arnold von Hachede wieder an Bord des Walfisch, um seine erste Englandfahrt zu machen. In den friesischen Gewässern in der Nähe der Insel Borkum sahen sie die roten Segel mehrerer Piratenschniggen flattern; doch wagten sich die Räuber an die große Hamburger Flotte nicht heran, und sie gelangten wohlbehalten nach London. Vier Wochen lagen sie in dem Themsehafen vor Anker. Die Schiffe wurden entladen und mit englischen Gütern, größtenteils wollenen

Kleiderstoffen und Werkzeugen aus Eisen und Stahl, von neuem befrachtet. Alles geschah durch Vermittlung der hansischen Kaufleute des Stahlhofes, der die große Handelsmacht der deutschen Hansa in London eindrucksvoll verkörperte und den englischen Kaufherren ein Dorn im Auge war.

Hermann und Arnold gingen in der großen, fremden Stadt mit offenen Augen umher, und Arnold sagte einmal: „Es ist wie in Bergen: man duldet und achtet uns, weil wir mächtig sind, aber Neid und Haß blickt aus aller Augen."

Auf der Rückfahrt hatte die Flotte heftige Stürme zu bestehen und wurde in alle Winde zerstreut. Drei Schiffe gingen verloren, und keine Kunde ist je von ihnen nach Hamburg gelangt.

Während des Winters verblieben die Schiffe im heimischen Hafen, und die Seemannen hatten dann gute Tage. Hermann saß oft bei seinem Vetter Paul Francke, sah ihm bei seiner fleißigen Arbeit zu und erzählte von seinen Fahrten nach Bergen und London.

15. Sturmzeichen.

Gegen Ende des Winters im Jahre 1389 verbreitete sich in Hamburg das Gerücht: bei Falköping in Schweden sei eine große Schlacht geschlagen worden, in der König Albrecht, der Mecklenburger, von der schwarzen Margarete besiegt und gefangen worden sei. Die Hamburger Kaufherren standen bestürzt und fragten: „Kann das wahr sein? Und was hätte die deutsche Hansa alsdann von der mächtigen nordischen Königin zu erwarten?"

Nicht lange, da kam von Lübeck die Bestätigung des Gerüchts. Jetzt war die Tochter Waldemars Atterdag in der Tat Herrscherin in den drei Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden. Nur die Hauptstadt Stockholm bot ihr noch Trotz. In ihren Mauern standen wackere deutsche Kriegsmannen, die ihrem gefangenen Könige Treue hielten und die Übergabe der Feste hartnäckig verweigerten. Margarete schloß nun die Stadt von der Landseite ein, konnte aber nicht verhindern, daß hanseatische Schiffe den Belagerten Lebensmittel zuführten. Um Stockholm dem Könige zu erhalten, erließen die beiden mecklenburgischen Städte Wismar und

Rostock einen Aufruf, worin sie allen Freiwilligen, die die nordische Königin befehden, ihre Schiffe zerstören, ihre Länder brandschatzen und Stockholm Lebensmittel zuführen wollten, Kaperbriefe versprachen und das Recht einräumten, in den Häfen der beiden Städte ihre Beute teilen und verkaufen zu dürfen.

Dieser Aufruf hatte einen ungeahnten Erfolg. In Scharen strömte das Raubgesindel aus aller Herren Ländern nach Wismar und Rostock, um die Stehlbriefe in Empfang zu nehmen, Schiffe zu bemannen und unter der schützenden Flagge der beiden Hansastädte Beutezüge zu unternehmen. „Es ist nicht zu beschreiben, was des losen und bösen Volkes viel zuhauf lief aus allen Landen." Auch übers Meer kamen sie daher, verwegene Seeräuber in ihren schnellen Schniggen, um sich die Kaperbriefe aushändigen zu lassen und dadurch vor den Fredekoggen der Hansa gesichert zu sein. Und weil diese Freiwilligen sich verpflichten mußten, dem belagerten Stockholm Lebensmittel, Viktualien, zuzuführen, nannten sie sich mit echtem Spitzbubenspott Vitalier oder Vitalienbrüder, späterhin auch Likedeeler, d. h. Gleichteiler, weil sie sich untereinander verbanden, alle erbeuteten Güter gleichmäßig unter sich zu verteilen.

Unter dem hergelaufenen Gesindel gab es wohl etliche rechtschaffene Männer, die es ehrlich meinten mit ihrem Vertrage, aber ihrer waren wenig, und bald lernten sie mit den Wölfen heulen und mit Räubern rauben und brandschatzen.

Aus Hamburg und Lübeck gingen Ratssendboten nach Wismar und Rostock, um zu warnen vor dem bösen Beginnen, allein, sie fanden dort kein Gehör und sahen mit Schrecken, wie das Gesindel sich dort mit Feuereifer zu seinen Beutezügen rüstete.

Als Jürgen Nyenkerken solches hörte, sagte er zu seinem Bruder Hein, dem reichen Brauherrn vom Rödingsmarkt: „Jetzt wird die Zeit kommen, daß du all dein Bier selbst trinken kannst; denn glaubst du, das Raubgesindel wird sich auf das Jagdgebiet der Ostsee beschränken? Vorderhand freilich wohl, aber die Ritter von Preußen werden das Unwesen dort nicht lange dulden, und dann wird sich das Kropzeug wie eine Schar beutegieriger Haie auf unsere Küsten werfen. Auch traue ich den Herren von Lappe auf

Schloß Ritzebüttel nicht über die Reeling. Mit Zähneknirschen haben sie sich unter Hamburgs starke Faust gebeugt, und nun hocken sie mit dem Störtebeker zusammen und lauern nur auf eine Gelegenheit, um über uns herzufallen, unsere Flotten zu vernichten und uns von der See abzuschließen. Mit ihnen im Bunde sind die allzeit unruhigen, beutelüsternen ostfriesischen Häuptlinge. Ich sage dir, Hein, die Zeit ist nahe, da wir ohne kriegerische Bedeckung keine Fahrt nach England werden wagen dürfen, und manches Fäßlein deines guten Bieres werden unsere Feinde umsonst trinken."

Und wie der Kapitän voraussah, so kam es: die Vitalienbrüder wurden bald die Beherrscher der Ostsee und machten nicht nur Jagd auf dänische und norwegische Schiffe, sondern griffen auch die Kauffahrer der Hansa an, nur die Flotten Wismars und Rostocks ließen sie ungeschoren.

In der Nordsee freilich ließ sich in den nächsten drei Jahren selten ein Piratensegel blicken, und nach wie vor fuhr Nyenkerkens Walfisch an der Spitze der Hamburger Flotte nach England und Flandern. Auf ihm erwuchsen die beiden Freunde Hermann Nyenkerken und Arnold von Hachede zu wackern, wetterfesten Seemannen, an denen der Kapitän seine helle Freude hatte. Kein Dienst war ihnen zu schwer, keine Gefahr konnte sie schrecken, und wenn der Sturm fürchterlich tobte, so lachten sie und ihre Augen funkelten vor Lust. So rückten sie schneller, als es sonst zu geschehen pflegte, zu Bootsleuten auf, und kaum einer der alten sturmerprobten Seebären übertraf die beiden flaumbärtigen Burschen an Gewandtheit, Wagemut, kluger Voraussicht und kühn zugreifender Tapferkeit, wo Gefahr im Verzuge war. An Stärke, Beharrlichkeit und Ausdauer war Hermann seinem feurigen Freunde überlegen, vor allem aber bewies er in gefahrvoller Lage jene ruhige Kaltblütigkeit, die seinen Oheim zum ersten Schiffsführer Hamburgs machte und ein Erbstück der Nyenkerken zu sein schien.

Daher ruhte das Auge des Kapitäns mit besonderem Wohlgefallen auf seinem Neffen, und er sagte einmal zu Frau Regina, die ihn um sein Urteil über ihren Liebling bat: „Der Junge ist ein Seemann, als wäre er mit Salzwasser getauft. Nur noch

ein paar Jahre, und ich kann ihm ruhig den Walfisch anvertrauen; er wird das gute Schiff ebenso sicher führen wie ich."

Mit freudestrahlenden Augen entgegnete die Mutter: „Ja, Jürgen, er ist durch und durch brav; denn er wandelt mit reinem Herzen unter Gottes Augen. Möchte er doch auch fürder so bleiben!"

„Hm" — brummte der alte, knorrige Seebär, „die Lebensfahrt eines Hansaschiffers ist rauh und stürmisch, Frau Schwägerin, und rauh und wetterhart macht sie auch den Mann. Seht mich an und all die andern — derbe, grobe Gesellen, nicht wahr? Aber Kern und Mark steckt drin und Wahrheit, deutsche Treue und sturmfestes Gottvertrauen allewege. So wird auch der Harm nicht immer der helläugige, krausköpfige Knabe bleiben, der er heute noch ist; ein Mann wird er werden, grimmig, rauh und hart; denn Stürme harren seiner, Stürme der Elemente und des wilden Kampfes mit den Vitalienbrüdern; aber, wie ich unsern Harm kenne, wird er allewege Gottes Hand festhalten und sich daran aufrichten, wenn er einmal strauchelt; denn er ist tapfer, und den Tapfern hat Gott lieb."

Frau Regina schüttelte sorgenbekümmert den Kopf und sagte: „Sankt Nikolas und Sunte Maria tom Schare mögen uns vor Krieg und Unheil behüten!"

Allein, es war ein frommer Wunsch, der nicht in Erfüllung ging. Im Spätsommer desselben Jahres wurde die Hamburger Flotte auf der Rückfahrt von England zwischen Helgoland und Neuwerk von Seeräuberschiffen angegriffen, und es entbrannte ein heißer Kampf. Anführer der Piratenflotte war kein anderer, als Klaus Störtebeker. Mit einem wahren Löwenmut ging der Ritter ins Feuer, und es gelang ihm, vier Hamburger Holke mit reichem Frachtgut zu kapern. Nyenkerken jagte mit seinem Walfisch unter Preß von Segeln hinter ihm her, um ihm die Beute zu entreißen; allein er vermochte nicht, ihn einzuholen, und mußte endlich die Verfolgung aufgeben. Ingrimmig schüttelte er hinter dem Räuber die Faust und rief: „Frohlocke nur, Klaus Störtebeker, aber vergiß nicht, daß vor dem Steintor in Hamburg der Galgen deiner wartet!"

Hermann und sein Freund hatten sich in dem Kampfe so tapfer bewiesen, daß der Kapitän sie nachher vor der ganzen Mannschaft belobte.

In Hamburg entstand große Aufregung, als die Flotte in den Hafen einlief und die Kunde von der Schlacht mitbrachte. Bürgermeister und Ratmannen traten zusammen und berieten, was nun zu tun sei. Es wurde beschlossen, eine starke kriegerische Besatzung in das Schloß Ritzebüttel zu legen, die die Mündung des Stromes überwachen sollte. Laut des Vertrages mit den Rittern von Lappe hatte die Stadt Hamburg das Recht dazu; allein die Herren Wolder und Alverich nahmen eine feindselige Haltung an und verweigerten die Aufnahme der Besatzung in ihr Schloß. Nun stellte sich auch heraus, daß sie mit Störtebeker im Bunde waren, und daß der Ritter mit ihrer Hilfe die Insel Neuwerk eingenommen und in dem festen Turm sein Lager aufgeschlagen hatte. Auch kam die Botschaft nach Hamburg, der Friesenhäuptling Keno ten Broke, der zu Aurich Hof hielt, habe Störtebeker seine Tochter zum Weibe gegeben und ihm die Stadt Marienhave an der friesischen Meerbucht eingeräumt. Der Ritter war also sehr mächtig geworden und beherrschte von seinem Sitz auf Neuwerk, im Bunde mit den Lappen, vollkommen die Einfahrt aus der Elbe in die Nordsee und umgekehrt.

Hamburgs Seehandel war gelähmt, und wollte die Stadt ihre Größe behaupten, so mußte sie ihre ganze Macht aufbieten, um die frechen Räuber von der Elbmündung zu vertreiben. Gen Westen von Ritzebüttel saß an der Seekante das tapfere Volk der Wurt- oder Wurstfriesen. Mit diesem schloß die Stadt ein Bündnis zum gemeinsamen Kriegszug wider die Ritter von Lappe und die Horden Störtebekers. Nun wurden Söldner angeworben, Hamburgs tapfere Söhne übten sich im Waffenkampfe, und im Hafen rüsteten die Schiffer ihre Fahrzeuge zur kriegerischen Ausfahrt.

Eines Tages prüfte Kapitän Nyenkerken mit seinem Neffen Hermann, den er zu seinem Untersteuermann erhoben hatte, Masten und Rahen auf dem Walfisch, als zwei Sniggen auf dem Strome daherkamen, die die Flagge Lübecks führten. Darob verwunderte sich der Kapitän und rief seinem Neffen, der hoch im Gestenge saß und eifrig hämmerte, die Worte zu: „Harm, schau dort hinaus: kommen dort nicht zwei Schiffe Lübecks den Strom herauf?"

Der junge Steuermann hob den Kopf, spähte scharf aus und rief hinunter: „Ja, Oheim, sie führen die Flagge Lübecks!"

„Merkwürdig!“ sagte der Kapitän. „Wie mögen die nur den Luchsaugen Störtebekers entgangen sein! Seit er auf dem ‚Neuen Werk‘ haust, hat sich kein Kiel von draußen in den Strom gewagt.“

Nahe vor dem Hafen machten die beiden Schiffe Halt und warfen die Anker. Ein kleines Boot wurde zu Wasser gelassen, fünf Männer sprangen hinein, vier von ihnen ergriffen die Riemen, und mit der Schnelligkeit eines durch die Fluten schießenden Tümmlers glitt das Boot heran. Der fünfte Insasse stand müßig am Heck; es war eine Riesengestalt und, wie es schien, vom Kopf bis zu Füßen in Eisen gekleidet. Das Fahrzeug kam geradewegs auf den Walfisch zu, und Hermann, der es unausgesetzt beobachtete, rief von oben herab seinem Oheim zu: „Ahoi! ich glaube, der Störtebeker kommt daher!“ Danach kletterte er mit der Behendigkeit einer Eichkatze in den Wanten hinunter, lief in die Kabine und holte Wurfspieße und Schwerter hervor.

„Hier!“ sagte er und reichte seinem Oheim die Waffen; „ich denke, wir wollen dem Störtebeker einen heißen Empfang bereiten.“

Der Kapitän umgürtete sich mit dem Schwerte und rief die Dogge an seine Seite. „Unmöglich,“ murmelte er, „unmöglich!“ Aber schon nach einer Minute überzeugte er sich, daß Hermann recht gesehen; wie ein Pfeil schoß das Boot heran, legte sich an das Fallreep, hielt, und Störtebeker kam die Treppe emporgesprungen. „Halt!“ rief er, den Arm gebieterisch gegen Hermann ausstreckend, der mit dem Schwerte zum Schlage ausholte, und zugleich versetzte er der Dogge, die wütend auf ihn ansprang, einen so wuchtigen Fußtritt, daß das Tier aufheulend sich überschlug.

„Kapitän Nyenkerken,“ sprach er mit seiner Löwenstimme, „empfängt man alte Freunde an Bord des Walfisch heuer so ungnädig?“

„Herr,“ erwiderte der Alte grimmig, „für einen Feind Hamburgs ist dies gute Schiff kein gastlicher Boden, und was hindert mich denn, Euch auf der Stelle über Bord zu werfen?“

„Diese Klinge!“ versetzte Störtebeker drohenden Blickes und schlug auf sein Schwert, daß es klirrte. „Zudem komme ich in friedlicher Absicht. Ihr wißt, ich bin noch Euer Schuldner. Großmütig habt Ihr mich damals aus den Fängen elender Krämer

dieser Stadt befreit, und solch einen Edelmut vergißt ein Ritter nicht. Hier sind die Goldfüchse, nehmt sie mit meinem Dank zurück!“

Er reichte Nyenkerken einen gefüllten Beutel; doch der Kapitän tat, als sähe er es nicht. Da warf Störtebeker den Beutel auf die Planken, daß es klirrte, und sprach: „Fortab sind wir quitt! Einst hatte ich mir gelobt, Euer, wofern wir jemals im Kampfe aufeinander stoßen sollten, zu schonen; allein damals am Strande zu Ritzebüttel habt Ihr mich grausam gekränkt und meine Freundschaft damit verscherzt. Daher habe ich kein Bedenken getragen, Euch anzugreifen, und werde Euch auch künftig bis auf den Tod verfolgen wie jeden, der in diesem Krabbennest Hamburg zu Hause ist. Ihr lächelt, Herr Kapitän? Nun, beim Donner! das soll Euch vergehen! Meine Macht ist viel größer, als Ihr ahnen mögt, und diese Stadt soll fürchterlich unter meiner Geißel bluten!“

Sein Blick fiel auf den jungen Steuermann, der mit funkelnden Augen, die Hand am Schwertgriff, wie zum Dreinschlagen dastand. Störtebeker nickte beifällig und sagte: „Krauskopf, du gefällst mir heut noch besser, als damals; hab' auch mit Vergnügen den scharfen Pfiff deiner Klinge im Kampfe vernommen — willst du nicht mit mir gehen und dem Ritter Klaus Störtebeker als Schildknappe dienen? — Geld, Ehre und Ruhm sind unter meiner Flagge baß zu gewinnen.“

Der Kapitän grinste seinen Neffen belustigt an und sprach: „Wahrlich, ein verlockendes Anerbieten! Willst du nicht einschlagen, Junge?“

„Dreinschlagen, Oheim!“ rief Harm mit blitzenden Augen. „Erlaubt Ihr, so soll der Ritter auf der Stelle für die mir angetane Beschimpfung büßen!“

„Da habt Ihr die Antwort“, wandte sich der Kapitän mit gerechtem Stolz an Störtebeker. „Der junge Steuermann heißt Nyenkerken, und Hamburg ist seine Vaterstadt — wißt Ihr, was das bedeutet?“ —

„Haß und Feindschaft bis zur Vernichtung!“ antwortete der Ritter mit flammenden Augen, winkte mit der Hand, sprang in sein Boot und fuhr von dannen.

„Oheim!“ rief Harm in höchster Aufregung, „sollen wir den Schelm entwischen lassen?“

„Ja,“ antwortete der Kapitän, „Vertrauen gegen Vertrauen, noch ist seine Stunde nicht gekommen.“

16. Gefangen.

Kriegerisches Treiben erfüllte die Straßen und Plätze Hamburgs. Der Rat hatte den Kampf gegen die eidbrüchigen Ritter von Lappe beschlossen und einen Teil der waffenfähigen Bürger zu den Fahnen berufen. Viele wackere Männer und Jünglinge hatten sich auch freiwillig gestellt, so der Ratsherr Dietrich Wrak, Heinz und Hermann Nyenkerken und Arnold von Hachede.

Die wohlhabenden Herren legten prächtige Rüstungen an: einen blanken Stahlhelm mit wallendem Federbusch, Brust- und Rückenpanzer aus schimmerndem Erz und kunstvoll geschmiedete Arm- und Beinschienen; Lanze, Schwert und Schild waren die Waffen.

Ähnlich, doch nicht so kostbar, waren die bürgerlichen Streiter gerüstet; anstatt der Lanze führten die meisten von ihnen den Spieß, die Streitaxt oder den Streitkolben, der rundum mit Stacheln besetzt war und wie ein Igel aussah; andere waren mit Pike, Armbrust und Hakenbüchse bewehrt; auch ein Fähnlein Bogenschützen gehörte zum Heere. Die furchtbarsten Angriffswaffen aber waren zehn Donnerbüchsen, welche drei- bis zwölfpfündige Steinkugeln schossen und vom Stückmeister mit seinen Konstablern bedient wurden. Auch fehlte es nicht an Wurfmaschinen, Schirmwerken und Sturmleitern, die Mauern zu berennen.

Die gesamte Kriegsmacht stand unter dem Oberbefehl des Bürgermeisters Kersten Miles und des Ratsherrn Albert Schrey, zweier Männer, die sich in Frieden und Krieg als weise und tapfer bewährt hatten. Sie teilten das Heer in Gewalthaufen von zwei- bis dreihundert Mann und setzten über jeden Haufen einen Hauptmann, dem mehrere Rottmeister untergeordnet und eine Anzahl Armbrust- und Hakenschützen zugeteilt wurden. Jeder Gewalthaufen hatte seine Fahne, auf der das Bild des Schutzpatrons des Gewerkes, aus welchem die Truppe zusammengesetzt war, oder das der heiligen Jungfrau in schönen Farben prangte. Die Fahnenstange war nur kurz, und der Junker, der sie trug, mußte kräftig und geschickt sein, um das bunte Tuch recht kunstvoll, wie es geschehen sollte, zu schwenken.

Hermann hatte von seinem Großvater eine ganz neue Rüstung erhalten, die ihn prächtig kleidete. Wohlgefällig musterten ihn der greise Schmiedemeister und Vetter Paul Francke, und der Alte sagte: „So ist nun aus dem Kinderbischof ein junger Kriegsmann geworden, der gewiß mit starker Hand die gute Klinge führen wird.“

„Ja, Großvater,“ versetzte Harm, „ich werde tapfer fechten.“

In feurigem Kampfesmut blitzten seine Augen, und der Alte warnte: „Nur nicht zu jach, mein Sohn, nur nicht zu jach! Triffst du auf den Störtebeker, so halte dich zurück, denn dem gewaltigen Manne ist deine Kraft noch nicht gewachsen.“

„Wie?“ rief Hermann, „hat nicht David den Riesen Goliath erschlagen?“

„Ja, mit der Steinschleuder! Im Waffenkampfe hätte ihn der große Philister sicherlich besiegt.“

„Mag schon sein, aber vor dem Störtebeker fürchte ich mich nicht mehr! Ich bin kein Knabe mehr und habe Mut und Kraft wie er“, sagte der junge Kriegsmann kühngemut.

„Oh!“ rief Paul Francke, die Arme ausstreckend, „könnte ich doch mit dir ziehen in den Männerstreit!“

„Ja,“ sagte Hermann, „dich sähe ich lieber, als den Vetter Heinz.“

„Mein Sohn,“ versetzte der Greis und legte seine Hand dem jungen Künstler auf den blonden Scheitel, „sei getrost und klage nicht! Dein Los ist dir gefallen auf das lieblichste, ein schönes Erbteil ist dir geworden: du sollst die Menschen durch die Werke deiner Hände beglücken, erfreuen und erheben — kann ein Kriegsmann Besseres vollbringen?“

„Nein,“ antwortete Paul, „ich will auch nicht murren, Großvater, aber mitstreiten möchte ich doch wider die Feinde Hamburgs.“

„Das ehrt dich, mein Sohn,“ sagte der Greis, „aber wenn du im Kampfe fielest, wer sollte dann die großen Bildwerke schaffen,

die du in deinem klugen Kopfe und in deiner geschickten Hand hegst und trägst!"

„Die freilich wären dann verloren", entgegnete Paul nachdenklich.

„Unwiederbringlich verloren," bestätigte der Alte, „und darum ist es besser, du bleibst bei deinem Werke. Streiten und töten kann jeder, der Kraft und Mut besitzt, aber Großes und Schönes erschaffen, woran die Menschen reine und heilige Freude haben, das vermögen nur wenige Auserwählte, und diese sind unsers himmlischen Vaters erstgeborne Söhne, sind nach meinem Glauben und Empfinden die Lieblinge seines Herzens."

Uber Paul Franckes feines Antlitz ging ein helles Licht, und er ergriff die Hand des ehrwürdigen Greises, küßte sie und sprach: „Ich danke Euch, Großvater, und will getrost an meine Arbeit gehen und wirken und schaffen, bis ich so Großes vollbringe, wie Ihr von mir erwartet und wie ich's oft in meinen Träumen schaue."

„Mit Gottes Hilfe wird es dir gelingen", sagte der Alte, wandte sich dann an Hermann und sprach in aufmunterndem Tone: „Du blickst mit eins so trübe, junger Eisenfresser? Laß dich's nicht anfechten, was ich vom Streiten und Totschlagen gesagt habe! Für sein Vaterland zu kämpfen, ist höchste Mannesehre, und wenn du tapfer mithilfst, die Feinde Hamburgs zu bezwingen, so werde ich nicht minder stolz auf dich sein, als auf den Künstler da; jeder an seinem Ort und nach der Gabe, die er von Gott empfangen! Sieh mich an, mein Sohn! Länger als ein halbes Jahrhundert habe ich vor dem Amboß gestanden und den Hammer geschwungen; Mühe und Arbeit ein ganzes Leben hindurch, und der Ehren wenig! Aber beklagt habe ich mich darob noch niemalen, bin mit meinem Geschick wohl zufrieden und danke Gott, daß er mir die Kraft gegeben hat, den schweren Hammer zu schwingen. Auch die niedrigste Arbeit ehrt und adelt den Mann, wenn sie mit Fleiß, heiterm Sinn und Treue vollbracht wird. Nun, ihr wißt: euer Großvater, obzwar nur ein schlichter Schmiedemeister, ist in der Stadt Hamburg ein wohlangesehener Bürger; ihr braucht euch seiner nicht zu schämen, wie er hofft, daß er sich vor Menschen

und Gott dem Herrn auch euer nicht zu schämen haben wird — wie, meine wackern Söhne?"

„Nein, Großvater!" antworteten beide wie aus einem Munde.

„Ich weiß es wohl," versetzte der Alte stolz, „und es ist ja meines Alters reinste Freude. So ziehe denn hin mit Gott, mein Sohn Harm, und streite tapfer, aber hüte dich vor dem Ritter Klaus Störtebeker!"

„Darin kann ich Euch nicht willfahren, Großvater," sagte Hermann trotzköpfig. „Kommt mir der Ritter vor die Klinge, so schlage ich drein, mag nun geschehen, was will!"

„Bravo!" rief Paul Francke; „ich täte gleich also."

„Ihr Tollköpfe!" sagte der Alte, schlug Hermann kräftig auf den Nacken und ging lachend in seine Schmiede. —

Vom Spersort marschierten die Kriegsmannen mit erhobenen Waffen und wallenden Fahnen nach dem Hafen am Niederbaum. Jedem Gewalthaufen schritt ein Trommler und ein Pfeifer vorauf, und zu den dumpfen Tönen der Trommel und dem hellen Pfeifenklange sangen die tapferen Streiter mit rauhen Kehlen:

‚Trumm, trumm, trumm, trumm, trumm!
Hüt' dich, Ritter, ich kumm'!'

So ging es im Geleite einer großen Volksmenge durch die Straßen nach den Kaien. Seeklar lagen dort die Schiffe, und lustig wehten ihre Wimpel im Winde. Die Kriegsmannen waren fröhlich und guter Dinge, aber ihre Mütter, Schwestern und Bräute konnten nicht lachen wie sie; ging es doch in den heißen Männerstreit, und so mancher, dessen Augen jetzt so sonnig strahlten, nahm Abschied auf Nimmerwiederkehr! Frau Regina lächelte unter Tränen und ermahnte ihren Sohn zur Vorsicht, Paul Francke aber sagte: „Schlag nur tapfer drein, Harm, Sankt Nikolas wird seinen Bischof schon behüten!"

Auch die rosige Hilde Wrak war nach dem Hafen gekommen; sie war nun schon ein großes, schlankes Mädchen, schöner und holder, als alle anderen in der großen Volksmenge. Verstohlen blickte Hermann nach dem feinen Ratstöchterlein aus und dachte: „Wird sie nicht kommen und mir die Hand zum Abschied reichen?"

„Du," flüsterte Paul Francke ihm zu, „Hilde Wrack ist auch hier."

„So?“ fragte der junge Kriegsmann errötend.

„Sieh dort!“ sagte Paul. „Jetzt suchen dich ihre Augen — sie kommt!“

Mit ihrem Vater trat sie heran, begrüßte Frau Regina und die hübschen flachsköpfigen Mädchen und reichte dann auch Hermann die Hand.

Paul Francke war zurückgetreten, und mit seinen leuchtenden Künstleraugen betrachtete er das feine Fräulein. „Sie ist wahrhaftig wunderhübsch, und ich werde sie malen“, sprach er bei sich.

Der Schall einer Donnerbüchse auf dem Walfisch schreckte die Menge auf und rief die Krieger an Bord. Herr Wrak umarmte noch einmal sein Töchterchen, und Hermann blickte seiner Mutter zum letztenmal in die Augen, dann eilten sie von dannen. Mit gewappneten Mannen füllten sich die Schiffe, die Gangspille rasselten, es blähten sich die grauen Segel, und langsam setzten sich die Fahrzeuge in Bewegung. Tausend Hände winkten vom Uferbollwerk, und zwischen den Masten blitzten die Waffen, und die Kriegsmannen riefen: „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“ Am hohen Heck des Walfisch stand Hermann an der Seite des Ratsherrn, und Schön-Hilde und die Müllerstöchter winkten so lange, wie sie die beiden Gestalten noch unterscheiden konnten.

Allmählich zerstreute sich die Menge; mit schwerem Herzen kehrte Frau Regina nach der Mühle zurück; eine innere Stimme raunte ihr zu: „Du wirst deinen Liebling in langer, langer Zeit, vielleicht niemals, wiedersehen!“ —

Konnte Gott sie so furchtbar strafen? Oh, er hatte wohl gerechte Ursache dazu, warum hatte sie den Knaben nicht seinem Dienste geweiht! —

So schwere Gedanken bedrückten Hermanns Haupt nicht. Sein Oheim hatte ihm die Führung des Schiffes übertragen, und mit stolzer Freude versah er seinen Dienst, geschah es doch unter den Augen des Mannes, dessen goldhaariges Töchterlein in seinem jungen Seemannsherzen den vornehmsten Platz einnahm. Der Ratsherr stand am Heck und unterhielt sich mit dem Kapitän, aber Hermann merkte wohl, wie er von ihm scharf beobachtet wurde; nun, er wollte dem Herrn schon zeigen, daß er wie ein

alter, vielbefahrener Kapitän sein Schiff zu leiten verstand; schade nur, daß sie nicht auf sturmbewegtem Meere dahinfuhren!

Nach ein paar Stunden flotter Fahrt war das Ziel erreicht; aus grünen Baumwipfeln grüßten die Zinnen des Schlosses Ritzebüttel, anscheinend so friedlich und freundlich, und doch brütete hinter den Ringmauern todesgrimmiger Haß.

‚Trumm, trumm, trumm, trumm, trumm!
Hüt' dich, Ritter, ich kumm'!‘

sangen die Kriegsmannen, als sie waffenklirrend an Land gingen. Mit viel Lärm und Geschrei wurden die Belagerungsgeschütze ausgeschifft und vor die Mauern der Burg geschafft. Die breiten Gräben rings um die Feste waren mit Wasser gefüllt und die Brücken aufgezogen. Hie und da tauchte über der Ringmauer eine Blechhaube auf, auch Spieße und drohende Männerfäuste reckten sich empor. Auf den hölzernen Söller des Wartturmes traten zwei gepanzerte Recken, betrachteten das feindliche Gewimmel vor dem Graben und brachen alsdann in ein hohnvolles Gelächter aus.

„Ha!“ rief der mächtige Bürgermeister Kersten Miles, die gepanzerte Rechte erhebend, „das Lachen soll euch bald vergehen, ihr übermütigen Ritter! Der Tag ist nahe, da von den Zinnen des Turmes, wo ihr steht, Hamburgs Fahne wehen wird, und dann hat eure Macht und Herrlichkeit in diesem seewindüberbrausten Lande ein Ende.“ —

Am folgenden Tage kamen die verbündeten Wurstfriesen herangezogen, achthundert kraftvolle Bauern, bewehrt mit Spießen, Hellebarden, Morgensternen und Streitärten. Nun wurde die Feste umzingelt, und so dicht gefügt war der lebendige Ring, das keine Maus unbemerkt hindurchschlüpfen konnte. Die Wurfmaschinen und Donnerbüchsen wurden aufgefahren, und die Berennung der Mauern hub an. Schwere Balken und Steinkugeln schlugen mit Krachen an Turm und Tore, richteten aber, trotz der Wucht des Anpralles, keinen großen Schaden an, und die Ritter bewahrten ihren Übermut und spotteten der Angriffe. So zog sich die Belagerung in die Länge; die Besatzung der Burg zeigte sich äußerst

wachsam und tapfer, und wo sie dem angreifenden Feinde beikommen konnte, da gab es blutige Köpfe und nicht selten den Tod.

Auch Heinz Nyenkerken, der stolze Brauerssohn vom Rödingsmarkt, wurde durch einen Pfeil an der Stirn verwundet und ging eine Zeitlang mit einer Binde umher. Darauf bildete er sich nicht wenig ein, und wenn er seinem Vetter begegnete, so reckte er sich protzig auf und verzog sein hübsches Gesicht zu einem spöttischen Lächeln. Tapfer war er, das bewies er bei jeder Gelegenheit, und besonders suchte er sich hervorzutun, wenn Herr Wrak in seiner Nähe war. Der Ratsherr bemerkte denn auch sein mutiges Verhalten und sprach ihn manchmal freundlich an. Solche Ehre widerfuhr zwar auch Hermann gar oft, aber doch glaubte Heinz, der Bevorzugte zu sein, und blähte sich immer mehr auf.

Einmal, als sich die beiden Vettern außerhalb des Lagers trafen, maßen sie sich wie immer mit herausfordernden Blicken, und plötzlich trat Heinz heran und fragte drohend: „Was siehst du mich so frech an, du? Vergiß den Blauen Turm nicht und halte dich hübsch im Hintergrunde, wie sich's für dich geziemt!"

Jähe Zornesröte schoß über Hermanns Antlitz, seine Rechte zuckte nach dem Schwerte, doch noch im letzten Augenblick beherrschte er seinen aufbrausenden Grimm, zwang sich zur Ruhe und sagte mit überlegener Gelassenheit: „Die Schmarre da auf deiner Stirn scheint da drinnen Verwirrung angerichtet zu haben! Nimm dich in acht, Vetter, daß die gärende Maische den Bottich nicht sprengt!"

Heinz stand verblüfft und wußte nicht gleich, was er auf diesen scherzhaft klingenden Spott antworten sollte. Da sah er Arnold von Hachede herankommen, und nun zog er es vor, den Hieb einzustecken und sich aus dem Staube zu machen.

In der Folge kam es öfter zu ähnlichen Auftritten, und da Hermann seine Ruhe sich zu bewahren wußte, zog Heinz stets den Kürzern, und seine Feindseligkeit gegen den überlegenen Vetter wurde immer hitziger. Einmal ließ er sich zu der unbesonnenen Äußerung hinreißen: „Du glaubst wohl schon der Tochtermann des Herrn Wrak zu sein? Dummerjan! die Zeit der Kinderspiele ist vorüber, und wenn der Eidam des Ratsherrn Nyenkerken heißen sollte, so

wird er nicht aus der Obermühle, sondern vom Rödingsmarkt sein."

„Du?" rief Hermann, vor Schreck erbebend.

„Ja — ich!" antwortete Heinz mit verblüffendem Selbstbewußtsein. „Warte es nur ab: die schöne Hilde Wrak ist der Preis, um den wir ringen; und wie ich dich am Blauen Turm besiegt habe, so wird es auch in diesem Kampfe geschehen."

„Niemals!" versetzte Hermann, aufs höchste entrüstet.

„Wetten!" fragte Heinz leichthin und streckte die Rechte aus.

„Nein!" rief Harm, „ich wette nicht, dazu ist mir die Sache doch zu — — zu heilig!"

„Also stimmt's!" sagte Heinz lachend. „Was ich zu wissen begehrte, weiß ich: der Sohn des Müllers erhebt seine Augen zu dem Ratsfräulein — Sunte Maria tom Schare, erbarme dich seiner Verblendung!"

Das war zu viel; mit einem Satze stand Hermann vor dem Spötter, schlug ihn rechts und links um die Ohren und knirschte: „Das von dem Sohne des Müllers, eitler Bierpanscher!"

Heinz stieß einen wilden Schrei aus und griff nach seinem Schwerte; aber blitzgeschwind schlug Hermann ihm die Klinge aus der Hand und sprach zu dem Wehrlosen: „Nun könnte ich auch meine Waffe ziehen und dich niederhauen, aber ich tue es nicht, weil du mir kein ebenbürtiger Gegner bist."

„Das will ich dir beweisen!" rief Heinz aufgebracht.

„Gut", versetzte der Müllerssohn gelassen; „hebe den Säbel auf und komm heran!"

Sie kämpften miteinander, daß die Waffen klirrten und Funken aus dem Stahl sprühten. Immer hitziger wurde Heinz, Hermann hingegen bewahrte seine Ruhe, wehrte jeden Hieb geschickt ab und schlug seinem heftigen Gegner wiederum das Schwert aus der Hand. Dann warf er auch seine Klinge zur Erde, reckte die Arme und sprach: „Hast du den Mut, mit mir zu ringen, so komm an!"

„Los!" rief Heinz mit flammenden Augen, und sie umschlangen sich und rangen miteinander wie zwei wilde junge Bären. Der Kies knirschte unter ihren eisenbeschlagenen Sohlen, hierhin und dorthin drängten sie sich; ihre Augen blitzten, die Stirnen bedeckten

sich mit Schweißtropfen, und keuchend kam ihnen der Atem aus der Brust. Heinz fühlte seine Kräfte schwinden, aber er biß die Zähne zusammen und spannte Sehnen und Muskeln aufs äußerste an, um sich zu behaupten. Es half ihm nichts, mit Übermacht hob ihn Hermann einen Fuß hoch empor und warf ihn alsdann mit solcher Gewalt auf den Erdboden nieder, daß ihm die Rippen knackten und ein dumpfer Schmerzenston aus seinem Munde hervorbrach.

Der Sieger setzte ihm das Knie auf die Brust und rief: „Wer ist der Stärkere — ich oder du?"

„Ich!" knirschte Heinz.

Da packte ihn Hermann bei den Achseln und rüttelte und schüttelte ihn, daß ihm Hören und Sehen verging. „So," sagte er aufspringend, „nun wirst du wohl anderer Meinung sein."

Heinz blieb eine Weile regungslos liegen, stand dann langsam auf, streckte, schweratmend, seine schmerzenden Gliedmaßen, hob Blechhaube und Säbel vom Boden auf, bedeckte sein zerzaustes, schweißtriefendes Haupt und ging, ohne seinen Vetter nur noch einmal anzusehen, langsam und torkelnd, wie ein Betrunkener, von dannen.

Hermann blickte ihm nach und sprach bei sich: „Er ist ganz still geworden; ich glaube, der Hochmutsteufel ist aus ihm heraus; dann könnten wir ja noch einmal gute Freunde werden, wie es sich für Vettern geziemt; mir soll's lieb sein."

Eine ganz andere Gesinnung hegte Heinz, Rachedurst brannte in seinem Herzen, und er wartete nur auf eine Gelegenheit, da er dem verhaßten Vetter die Schmach seiner Niederlage doppelt heimzahlen könnte.

Eines Tages wurde eine Anzahl Leute auf die umliegenden Dörfer geschickt, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Auch Hermann und sein Freund Arnold von Hachede waren unter ihnen. Die beiden waren mit einer kleinen Schar bis nach Stickenbüttel, unweit des Stranddörfchens Duhnen, vorgedrungen und handelten dort mit den Bauern und Fischern um Brot, Eier, Mehl, Heringe und Krabben. Da kam plötzlich aus Duhnen eine Reiterschar herangesprengt und warf sich mit solchem Ungestüm auf die Hamburger,

das viele überritten und von den Hufen der Pferde zerstampft, andre niedergestochen, Hermann und Arnold aber, die sich, Rücken an Rücken stehend, tapfer wehrten, umzingelt und hart bedrängt wurden. „Blitz und Hagel!" rief da plötzlich eine mächtige Stimme, „der Krauskopf unter dem blanken Helm ist ja mein Freund, der Bischof von Hamburg und Bremen!"

Hermann erschrak; denn der die Worte rief, war kein anderer, als Klaus Störtebeker. Und da war auch schon der Ritter zur Stelle. Auf einem rotbraunen Hengst saß er wie damals am Ufer der Elbe; seine Rüstung schimmerte im Sonnenglanze, und über seinem Helm nickte der mächtige rote Federbusch.

Mit einem Blick sah Hermann das strahlende Heldenbild, und die wilde Pracht und Größe der Erscheinung bannte ihm Hirn und Hand: das Schwert wurde ihm aus der erhobenen Faust geschlagen, und starke Arme umschlangen und rangen ihn mit Übermacht zu Boden.

Nach kurzem Kampfe war auch Arnold überwunden und entwaffnet. Beide wurden mit hanfenen Stricken gefesselt, auf den Rücken zweier Pferde gehoben und darauf so festgeschnallt, daß sie nur den blauen Himmel über sich sehen konnten. Ein peinvolles Lager war's, und aus Hermanns Brust rang sich ein dumpfes Stöhnen. Da fiel über sein Gesicht ein Schatten: Störtebeker hielt neben ihm, blickte auf ihn herab und sagte lachend: „Hallo, Herr Bischof, Ihr habt Euch auf den Rücken gestreckt? Bei Sankt Jakob, eine putzige Lage! Das hast du dir damals, als du so stolz auf dem Schimmel rittest, wohl nicht träumen lassen, mein Junge? Nun, sei getrost! Du hast ja noch, dank meiner Großmut, das Leben behalten und wirst auch wieder aufrecht gehen."

Nach diesen Worten wandte er sich ab und gab den Befehl zum Aufbruch. Wohin ging der Ritt — nach Ritzebüttel oder Duhnen?

Ein kurzes, für die beiden Gefesselten qualvolles Hintraben; dann plätscherte Wasser unter den Hufen der Pferde, — es ging also über das Watt nach der Insel Neuwerk.

17. Auf Neuwerk.

In einer engen Kammer auf dem Turme der Insel fanden sich die beiden Freunde wieder zusammen. Die rohen Kriegsknechte Störtebekers hatten ihnen die Fesseln gelöst, sie die hohe Leiter emporgetrieben, in das halbdunkle Gemach geschoben und dann die schwere Tür hinter ihnen zugeschlagen und verriegelt. Da standen sie wie betäubt eine Weile, blickten in das spärliche Licht, das durch die kleine, vergitterte Fensterluke hereindrang, und sprachen kein Wort. Dann reckten und streckten sie ihre schmerzenden Glieder, ließen ihre Augen wild umherschweifen, sahen sich an und schafften ihren beklommenen Gemütern durch ein lautes, bitteres Lachen Luft und Befreiung.

„Du," sagte Arnold, „hier sind wir sicher aufgehoben!'

„Bei Sankt Niklas!" erwiderte Hermann finster.

Durch die offene Luke blies der Seewind so mächtigen drohenden Tones, wie ein Riese in seinem Grimm.

„Hörst du ihn?" fragte Arnold. „Das klingt wie das Gebrüll eines Ungeheuers."

„Nein," versetzte Harm, „wie ein Heldenlied, und ist mir herzerfreuende Musik; denn es ist die Stimme des großen, herrlichen Meeres. So lange wir diesen brausenden Gesang vernehmen, werden wir nicht verzagen."

„Oh!" rief Arnold, „hätte ich doch den Hammer Asathors, ich schlüge diese Mauern in Stücke und zerschmetterte dann dem Störtebeker und allen seinen Gesellen die dicken Schädel!"

„Ja, das wäre eine Lust!" fiel Hermann blitzenden Auges ein. „Und es kommt wohl der Tag, da wir das Heldenstück vollführen werden!"

„Aber wann, wann?" rief Arnold ungeduldig und schlug mit der Faust an die steingemauerten Wände. „Derzeit sind wir Gefangene Störtebekers, und ich fürchte, der grimme Seeadler wird uns so bald nicht aus den Fängen lassen. Warum hat er uns nicht einfach niedergehauen wie unsere Kameraden?"

„Weil ich Nyenkerken heiße, das ist der Grund. Du weißt, er kennt mich lange schon und will mich zum Seeräuber machen, wie er einer ist. Das soll ihm aber nimmer gelingen!"

„Du willst ihm trotzen?"

„Ja."

„Hm", brummte Arnold mit bedenklichem Gesicht. „Und weißt du, was dann mit dir geschehen wird?"

„Ja."

„Bist du von Sinnen?" rief Arnold wild. „Seeräuber zu sein, ist für einen Hamburger Jungen aus ehrsamem Hause freilich ein Schimpf, aber ‚in der Not frißt der Teufel Fliegen'. Wir müssen eine Weile mit den Wölfen heulen. Bei der ersten besten Gelegenheit nehmen wir aber Reißaus und eilen nach Hamburg. Das wird ein Aufsehen geben, wenn wir heil und gesund ankommen. Denn man hat uns dort längst zu den Verlornen und Toten gezählt."

Hermann stieß einen tiefen Seufzer aus und murmelte: „Meine Mutter, meine gute, arme Mutter, sie wird an dem Herzeleid zugrunde gehen!"

Betroffen schwieg Arnold eine Weile, dann meinte er: „Man muß nicht gleich das Schlimmste befürchten; wenn auch alle andern uns verloren geben, unsere Mütter werden die Hoffnung auf unsere Wiederkehr nicht sinken lassen, sie stehen mit Gott und den heiligen Nothelfern im Bunde, und ‚Sunte Maria tom Schare' ist ihnen so nahe!"

„Schon recht," sagte Hermann trübegemut, „aber du kennst meine Mutter nicht! Sie wird immerfort an mich und meine Not denken und schrecklich leiden. Oh, wenn sie jetzt erfährt, daß ich von Störtebeker gefangen bin!"

„Das wird sie noch lange nicht erfahren, und derweilen sind wir vielleicht schon wieder frei; Sankt Nikolas verläßt keinen wackern Hamburger Jungen!" meinte Arnold in guter Zuversicht.

Da rasselte der Riegel draußen an der Tür; die beiden fuhren herum und erblickten einen struppigen Gesellen, der eine große braune Schüssel in den Händen trug. „Da!" sagte er mit breitem Lachen, „Hamburger Aalsuppe! Laßt es euch schmecken, ihr ver-

wöhnten Schlecker!" Damit stellte er das dampfende Gefäß auf die Diele, ging hinaus und riegelte die Tür wieder zu.

Es war wirklich richtige Hamburger Aalsuppe, gewürzig, kräftig, kräutergrün und voll glänzender Fettaugen. Um die Schüssel kauerten die beiden Hungrigen nieder, fuhren mit den Holzlöffeln hinein und schlürften mit Behagen das lecker bereitete Mahl. Dabei sprachen sie kein Wort, aber ihre Gesichter wurden immer heiterer und zufriedener, und als sie die große Schüssel bis auf den Grund geleert hatten, sagte Arnold mit lachendem Munde: „Sankt Nikolas sei gepiesen, das war eine köstliche Labung!"

„Ja," bestätigte Hermann frohgelaunt, „so gut hat mir noch nie eine Aalsuppe geschmeckt."

„Solcher Anfang erweckt gute Hoffnungen", fuhr der leichtblütige Freund fort. „Wen man mit Aalsuppe füttert, den gedenkt man nicht umzubringen — so viel scheint mir sonnenklar."

Hermann nickte. „Mir erscheint unser Los auch nicht mehr so düster", sagte er. „Wenn man gut gegessen hat, so glaubt man wieder an das Glück."

„Das uns auch gewiß wieder erblühen wird!" fiel Arnold starkmutig ein. „Mag kommen, was will, unser schönes Hamburg werden wir wiedersehen, und dann wehe dem Störtebeker und seinen Gesellen!"

„Wehe ihnen!" rief Hermann. „Wir werden ihnen dann eine Suppe kochen, die nicht nach Aalen und Würzkräutern schmeckt."

„Wohl aber nach Salzwasser," meinte Arnold lachend, „denn wir werden sie samt und sonders über die Planke marschieren lassen."

So redeten die beiden, bis es dunkel wurde in ihrer engen Klause. Da stellten sie sich wieder an die Luke und blickten hinaus auf die Insel und die ruhelos wogende See. Schwarzes Gewölk stand am Himmel, und dahinter erhob sich ein lichtes Gebilde, das wie ein Engel gestaltet war. „Siehst du es?" fragte Arnold hinausdeutend.

„Ja," antwortete Hermann, „und mir scheint, es ist ein Bild unseres Schicksals."

Ein Rasseln an der Tür schreckte sie auf. Wiederum erschien der struppige Geselle von vorhin und mit ihm ein zweiter, der eine Laterne am Strickgurt trug.

„Ich sehe, es hat euch wohlgeschmeckt, jetzt sollt ihr auch ein königliches Nachtlager erhalten", sagte der erste mit spöttischem Grinsen und bückte sich, um die leere Schüssel aufzuheben. Darauf warfen die beiden drei Bund Stroh herein, und der erste lachte und sagte: „So, ihr Alsterkrebse, darein könnt ihr euch verkriechen wie die Ratten im Winserturm zu Hamburg. Laßt es euch behagen, es ist wohl die letzte Nacht allhier!"

„Wir brechen morgen auf?" fragte Hermann gespannt.

„Mag wohl sein", antwortete der Struppige, und mit geheimnisvoller Miene fügte er hinzu:

„Bei gutem Fahrwind muß man die Segel lüften, ob man euch aber mitnehmen wird?"

„Was soll denn mit uns geschehen?" fragte Arnold erregt.

„Was geschieht mit uns, wenn die Hamburger uns fangen? — Hahaha!" lachte er grimmig, „sie füttern uns nicht mit Aalen, sondern die Aale mit uns: also muß es nach Recht und Gerechtigkeit auch euch ergehen."

Sprach's, ging mit seinem Genossen hinaus und schlug die schwere Tür hinter ihnen zu, daß es weithin durch den Turm schallte.

Betroffen, wortlos standen eine Weile die beiden Freunde, dann sagte Arnold aufgebracht: „Also dazu hat er uns aufgespart: auf die hohe See will er uns führen und dann über Bord werfen; daran erkennt man den ritterlichen Sinn des Störtebeker!"

„Ich glaub's nimmer," versetzte Hermann, „er hätte uns ja sonst im Kampfe niederschlagen können und brauchte uns nicht erst hierher schleppen zu lassen."

„So laß uns auf Gott und unsere heiligen Fürbitter vertrauen und getrosten Mutes ins Stroh kriechen; morgen kommt ja die Sonne wieder."

Sie bereiteten sich das Lager, so gut es in der fast völligen Finsternis gehen mochte, und streckten sich nieder. Um den Turm schnob der Seewind, und rauhe Männerstimmen klangen irgend-

woher; eine Weile lauschten die beiden Müden, bald aber heischte die erschöpfte Natur ihr Recht, und sie entschliefen.

Gegen Mitternacht erhob sich ein so fürchterlicher Spektakel im Turm, daß die Gefangenen in ihrer dunkeln Klause mit Entsetzen aus dem erquickenden Schlummer emporfuhren.

„Was geht hier vor?" fragte Arnold schlafbefangen.

„Ein Kampf ist entbrannt", antwortete Hermann, völlig munter geworden. „Horch, wie sie toben und dreinschlagen!"

Sie lauschten mit Herzklopfen dem wilden Getöse. Wie Donnerschall hallte Störtebekers Stimme durch die Gewölbe des Turmes, wuchtige Hiebe schlugen auf, Geräte krachten und zerschellten, dazwischen erscholl Wut- und Wehegeschrei schwer getroffener Kämpfer. Waren die Hamburger gekommen, um das Räubernest auszunehmen, oder hatte sich beim nächtlichen Gelage der Piraten Streit unter ihnen erhoben? — „Möchten sie sich doch allesamt die Schädel zerschmettern!" murmelte Arnold.

Hermann war an die Fensterluke getreten, er riß sie auf, um einen Blick hinauszuwerfen, aber der Seewind fuhr so grimmig kalt und donnernd ihm ins Gesicht, daß er, wie von einem Faustschlage getroffen, weit zurückprallte.

„Hu-u-u!" brüllte Arnold und sprang wie toll in dem Stroh umher. Mondlicht fiel durch die Öffnung herein; über die flimmernden Sterne am hohen Himmel jagten sturmgepeitschte Wolkenrosse; mit Brausen kamen die schaumgekrönten Wogen dahergefahren und stürmten gegen die Insel an, als wollten sie sie in furchtbarem Grimm verschlingen. Alles das sah Hermann mit grausender Lust und achtete es gar nicht, daß ihm die Zähne klapperten vor Kälte.

„Schließ die Luke!" rief Arnold. „Der heulende Nord fährt einem ja durch Mark und Bein und erfüllt die ganze Klause mit seinem Donnergetön."

„Schlachtmusik!" jauchzte Hermann.

„Nun, die Schlacht scheint beendet zu sein — aber man kann ja gar nichts mehr hören in diesem wilden Getöse! Schließ die Luke!"

Hermann tat also. Da war es still in der Kammer und stockfinster. Auch das Kampfgetümmel war verstummt; man hörte nur Türenschlagen und hin und wieder einen schauerlichen Ton, wie das Gestöhn eines Sterbenden. Die beiden krochen wieder in das Stroh und bedeckten sich ganz und gar damit, um sich zu erwärmen. „Wie die Ratten im Winserturm — ob der Bursche schon dringesteckt hat?" sagte Arnold. Hermann antwortete nicht; er schnob unter der Strohdecke wie der Seewind, um seine vor Kälte zitternden Glieder warm zu blasen. Im Turm war es nun völlig still geworden; die trunkenen Gesellen mochten wohl alle in Schlaf gesunken sein; draußen aber stürmte mit Donnergetön der Nord um die Zinnen, und von ferne her erscholl wie ungeheures Waldesrauschen das Brausen der Wogen.

An die Schleusenmusik seines Vaterhauses dachte Hermann und träumte sich nach Hause, ganz nach Hause in seine traute Schlafkammer. Wasserrauschen in der Stille der Nacht — was konnte es denn Köstlicheres geben! Das war ja von seines Lebens Anbeginn sein Wiegenlied gewesen, und wo er es vernahm, da war es ihm heimattraut, und er konnte ruhig schlafen und glücklich träumen, mochten auch rings um seine Lagerstatt Sturm und Wogen Tod und Verderben drohen. Darum liebte er die See und den Seemannsberuf so sehr; auf seinem Schiffe tönten ihm Tag und Nacht die Heimatmusik ins Ohr — sollte er bei ihrem trauten Klange nicht frohgemut und glücklich sein? Und sollte er auch hier in dem sturmumbrausten Turme nicht ruhig und friedlich schlafen und träumen? . . .

Durch die Ritzen der Fensterluke schien der helle Tag, als die beiden Freunde erwachten und sich ermunterten. Im Turm war noch alles still, und wären jetzt die Hamburger zur Stelle gewesen, sie hätten die Räuber wohl im weinrauschtiefen Schlafe überrumpeln und gefangen nehmen können.

Der Sturm schien mit der Nacht von dannen gezogen zu sein man hörte nur leises Windeswehen draußen und von ferne das Brüllen einer Kuh. Bei diesem Ton sprang Hermann rasch empor, um die Fensterluke zu öffnen. Sonnenglanz flutete ihm entgegen, aber auch der Seewind blies ihm seinen Morgengruß so rauh und

derb ins Gesicht, als ob er einer von Störtebekers Gesellen gewesen wäre. „Hohio!“ rief der junge Steuermann, „dich, Bursche, kenn' ich wohl und fürchte dich nicht, obschon du dich hier oben wie dein grimmer Bruder, der Sturm, gebärdest. Sieh da: Kühe auf der Weide, wie daheim an der Alster! Und eine ist darunter, die unserer bunten aus Flandern ganz und gar ähnlich ausschaut; auch ihre mächtigen Hörner glänzen so silbrig, wie Austerschalen auf der Innenseite. Jetzt hebt sie den Kopf und brüllt. Mächtige Stimme! Aber gegen das Brausen der Wogen kommt sie nicht auf. Kein einziger Baum auf der Insel, kein Schatten, kein Blätterrauschen, kein Obst. Arnold, möchtest du Herr und Herrscher auf Neuwerk sein?“

„Lieber, als Gefangener in diesem engen Loch!“ antwortete der Freund grimmig. „Es regt sich noch immer nichts im Turm; wüste Zecher wie der Störtebeker schlafen lange und tief, wie die Bären zur Winterzeit. Wir können lange warten, bis wir erlöst werden.“

Er sollte recht behalten: stundenlang mußten sie noch ausharren, bis endlich die Tür ihrer Klause geöffnet wurde. Ihr alter Wärter trat herein, wünschte ihnen grinsend einen guten Morgen und befahl ihnen, ihm zu folgen.

„Wohin?“ fragte Hermann.

„Zum Hauptmann! Und ich rate, setzt eine unterwürfigere Maske auf; der Ritter liebt keine Trotzköpfe.“

In der tiefen Fensternische der großen Turmstube saßen zwei Recken am Tische, die soeben ihren Morgenimbiß beschlossen zu haben schienen. Einer war Störtebeker.

Als die beiden Gefangenen hereintraten, wandte er den Kopf nach ihnen, blickte sie mit seinen großen, blitzartig funkelnden Augen prüfend an und rief alsdann: „Guten Morgen, ihr Grünschnäbel! Hahaha! Es freut mich unbändig, den Herrn Bischof von Hamburg und Bremen im Turm zu Neuwerk begrüßen zu können. Lange schon habe ich nach dieser Beute getrachtet. Und wer ist der andere?“

Keiner antwortete.

„Dich da frage ich, du Schwarzkopf!“ rief der Ritter heftig und stieß mit dem Zeigefinger gegen Arnold hin, als wollte er ihn erdolchen.

„Ich heiße Arnold von Hachede.“

„Und bist ein Hamburger Pfeffersack?“

Arnold schüttelte den Kopf.

„Nicht? Nicht?“ rief Störtebeker heftig.

„Nein, ein Pfeffersack bin ich nicht, wohl aber ein Sohn Hamburgs“, antwortete Arnold unerschrockenen Tones.

Da schlug Störtebeker mit der Faust auf den Tisch, daß das Geschirr klirrend emporsprang und ein Zinnkrug umfiel und seinen Inhalt — roten Wein — über die Platte ergoß. „Bei Sankt Jakob, der Bursche hat Mannesmut, obzwar er ein Hamburger Pfeffersack ist!“ rief er schallend. „Arnold von Hachede, du scheinst mir würdig, mein Geselle zu werden. Eins aber rate ich dir: Dämpfe deinen Krämerstolz und wage es nie wieder, mir zu widersprechen. Das gilt auch dir, Nyenkerken. Von eurem Gehorsam gegen meine Befehle wird es abhängen, ob ihr das Leben behalten sollt oder nicht. Wohlverstanden auch?“

Er sah sie mit seinen funkensprühenden Augen drohend an, erhielt aber keine Antwort.

„Ich frage, ob ihr mich verstanden habt, ihr Gelbschnäbel?“ fuhr er donnernd auf.

„Jawohl“, antworteten sie bestürzt.

Da wandte er sich an den Recken, der ihm gegenüber am Tische saß, und sprach: „Meister Hugo, wir teilen die Beute: den Krauskopf Nyenkerken, meinen alten Freund, behalte ich für mich, Ihr nehmt den Schwarzen auf Euer Schiff und habt auf ihn ein wachsames Auge. Zeigt er sich widerhaarig, so lasset ihn kielholen und Salzwasser saufen, bis er kirre wird. Hachede heißt du?“ fragte er aufblickend.

„Arnold von Hachede.“

„von Hachede!“ sagte er spöttisch; „bist wohl gar ritterlichen Stammes?“

„Ich bin ein Hamburger Bürger“, antwortete Arnold mit trotzigem Stolz.

„Hahaha!“ lachte Störtebeker schallend. „Der Bursche brüstet sich noch auf sein Hamburger Krämertum! So sind sie allesamt, diese schachernden Käseschaber und Pfennigfuchser! Insonderheit die Hamburger! Ich habe sie kennen gelernt und will ihnen die steifen Nacken schon beugen! Hansen nennen sie sich, und wahrlich! verhanset und verhauen sollen sie werden, so wahr ich Klaus Störtebeker heiße!“

Wildgrimmig schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß es klirrte und krachte. Im Gegensatz zu seiner heftigen Art, verhielt sich Meister Hugo ruhig und würdig wie ein ehrsamer Ratsherr Hamburgs. Er hatte noch kein Wort gesprochen, nur mit scharfem, ernstem Blick die beiden Jünglinge gemustert.

„Nyenkerken,“ wandte sich Störtebeker wiederum an Hermann, „wie groß ist die Zahl der Belagerer vor Schloß Ritzebüttel?“

„Gegen zweitausend.“

„So groß?“ staunte er. „Da wird die Feste wohl fallen müssen. Aber bei Sankt Jakob! Hamburg soll seiner Beute nicht froh werden; mit starker Kriegsmacht kehre ich wohl bald zurück und treibe das Krämervolk und die friesischen Flegel zu Paaren. Was haben die Pfeffersäcke aus Hamburg denn auch hier am Meeresstrande zu suchen! Unser ist der Strand, unser die See; wir sind die Könige der Wogen, und Kampf und Krieg allen, die es wagen, in unser Reich einzudringen!“

Er war aufgesprungen und ging mit dröhnenden Schritten im Gemach auf und nieder. Plötzlich blieb er vor den beiden Gefangenen stehen und fragte: „Habt ihr schon eure Morgensuppe erhalten, ihr verweichlichten Muttersöhnchen?“

„Nein.“

Da riß er die Tür auf und rief hinaus: „Rabenholt!“

Der struppige Wächter erschien, und Störtebeker gab ihm den Befehl: „Führe die beiden in die Küche und setze ihnen die Morgensuppe vor, ein volles Maß, denn sie sind hungrig. Aber halt' ein Auge auf sie, daß sie dir nicht entwischen' Mit deinem Leben haftest du mir für sie.“

Rabenholt grinste und sprach: „Sie sollen gefüttert werden, die verwöhnten Herrchen von Hamburg; ich bin kein Rabenvater, und entwischen werden sie mir auch nicht.“

„Nun denn!“ sagte Störtebeker barsch. „In einer halben Stunde müssen sie seeklar sein; dann brechen wir auf.“

18. In Marienhave.

Vier Schniggen fuhren aus der kleinen Hafenbucht der Insel Neuwerk und segelten gen Norden. Die Führung hatte der Seeadler, Störtebekers Schiff. Meister Hugo folgte. Seine Schnigge war weiß angestrichen und hieß die Silbermöwe. Hinter ihr kam der springende Wolf, geführt von Marquard Preen, einem schwarzbärtigen, kühn blickenden holsteinischen Edelmann. Eberhard Pilgrimson beschloß den Zug mit seinem Wildeber; das Bild des Tieres stand mit gesträubten Borsten und mächtigen Hauern drohend am Vordersteven.

Auf dem Seeadler befand sich als Bootsmann Hermann Nyenkerken, sein Freund Arnold auf der Silbermöwe; beide beklagten es tief, daß Störtebeker sie getrennt hatte. Wohin ging die Fahrt? — Nach dem Kurse, den die Schiffe hielten, geradewegs nach Helgoland. Die See war sehr bewegt; noch saß ihr der nächtliche Sturm in den Gliedern, und sie bebte, schäumte und schnob wilderregt, wie ein feuriges Roß, das Peitsche und Sporen des Reiters gekostet hat. Lichtblau und ganz wolkenlos überwölbte die ungeheure Himmelsglocke das sonnenbestrahlte, tosende Meer, und eine Lust war es, mit windgeblähten Segeln durch die sonnige Bläue die schaumgekrönten Hügel uud dunklen Abgründe zu befahren.

Das empfand auch Hermann Nyenkerken, obzwar er sich in einer Gesellschaft von rohen, wildblickenden Raubgesellen bewegte. Die Besatzung der Schnigge zählte ungefähr hundert Köpfe, vierschrötige, kraftvolle, ungeschlachte Burschen zumeist, die wohl vom Pfluge, vom Knochenhauerblock, vom Amboß und aus dem Brauhause hergekommen waren. Doch sah er auch einige schlanke, ritterliche Gestalten darunter, offenbar Söhne adliger Häuser, die Abenteuerlust, Verarmung, Unglück, ein Verbrechen oder der Durst

nach kühnen Taten zu Störtebeker getrieben haben mochte. Der erste Steuermann, dem die oberste Leitung der Schnigge anvertraut war, hieß Hans von Reinbek. Den bärtigen Mann mit den blauen, klaren Seemannsaugen hatte Hermann schon im Hafen zu Hamburg gesehen; doch kannte er ihn nicht näher; seinem Namen nach stammte er aus Reinbek, einem Dorfe am Sachsenwalde, eine Tagereise von Hamburg entfernt. Vielleicht hatte er unter seinem Oheim Jürgen gedient; manches in seiner Haltung, seinem Wort und Gehaben erinnerte stark an den großen Kapitän. Daher mochte es auch wohl kommen, daß Herrmann zu dem Manne ein gewisses Vertrauen faßte. Und wie konnte einer, der in dem Dorfe Reinbek zu Hause war, ein Räuber und Mörder sein? Danach sah der Steuermann auch nicht aus, und in Hermanns Herzen erblühte schüchtern, wie ein erstes Veilchen des jungen, noch herben Frühlings, die Hoffnung: dieser Mann mit den klaren, treuen Augen werde über ihm schirmend seine Hand halten und ihm vielleicht später einmal zur Flucht verhelfen. Seine Gunst wollte er sich schon durch pünktliche Ausführung seiner Befehle erwerben, kannte er doch die Bedienung eines Schiffes so genau, wie ein alter, vielbefahrener Seebär, und keine Gefahr konnte ihn schrecken.

Das rotgrüne Felseneiland Helgoland erschien am Horizont. Hermann hatte schon in Hamburg gehört, daß Störtebeker den dänischen Vogt vertrieben und die Insel eingenommen haben solle. Von dort aus hatte er mit seinen Schniggen vorüberfahrende Hansaflotten angefallen und manches Schiff mit reicher Ladung gekapert. Vielleicht war es auch dem Steuermann Hans von Reinbek ebenso ergangen, und um sein Leben zu retten, hatte er seinem Überwinder Treue geschworen und mußte nun, ob freiwillig oder gezwungen, an den Raubzügen gegen Hamburger Schiffe teilnehmen.

Im Herbstsonnenglanze lag Helgoland lockend und lachend vor den Augen der Schiffer, aber das „heilige Land“ war es nicht mehr wie einst, da Forsetis goldener Richterstuhl an der sprudelnden Quelle stand und Walhallas Götter herniederstiegen, um Sprüche der Weisheit und Gerechtigkeit aus des Hohen Mund zu vernehmen. Ein Seeräuberhorst war die schöne Insel geworden, und ihr Herr und Gebieter hieß Klaus Störtebeker. Dort stand er stolz wie ein

König am Bug seiner Schnigge und spähte nach den möwenüberflatterten, roten Felsen hinüber, die sein Reich gleich einer Krone aus Gold und Edelgestein umgürteten. Über dem grauen Burgturm wallte seine Flagge in den blauen Lüften; sein waren die Schiffe und Kähne, die dort in der Hafenbucht vor Anker lagen, sein die Rinder und Schafe auf der Weide; denn die Fischer der Insel waren seine Untertanen, und über alles, was sie besaßen, hatte er Gewalt und konnte damit nach Willkür schalten und walten.

Waren solches die Gedanken und Bilder in der herrschsüchtigen Seele des Häuptlings, während er mit leuchtenden Augen nach der Insel hinüberschaute? — Es mußte wohl so sein, denn als er den Kopf wandte und sein Blick auf Hermann fiel, der ihn beobachtete, nickte er ihm zu und rief lachend: „Nun, Herr Bischof von Hamburg und Bremen, wer von uns beiden ist nun der Mächtigere, Ihr oder ich? Es ist mir wohlbekannt, daß Eure Stadt nicht nur nach dem Besitz von Ritzebüttel und Neuwerk trachtet, sondern auch Helgoland in den großen Pfeffersack stecken möchte; aber beim Donner! die habgierigen Krämer sollen sich die dicken Schädel an den roten Felsen dort einrennen, wollten sie es je wagen, sich meinem Reiche zu nahen!“

Donnerndes Beifallsgebrüll der Mannschaft folgte diesen Worten, und ein paar Gesellen schlugen mit Schwertern und Äxten auf die Eisenschilde, die an den Masten hingen, daß sie gellend wie Schlachtgetön erklangen.

Verwirrt und bestürzt stand Hermann in der wilden Schar; viele heißflammende Augen waren auf ihn gerichtet, und ein närrischer Bursche sprang herzu, sank vor ihm auf die Knie, hob flehend die Hände empor und rief in kläglichem Jammerton: „Oh, neiget Euch gnädig zu mir und segnet mich, hochwürdiger Herr Bischof von Hamburg und Bremen!“

Die wüsten Kerle brüllten vor Vergnügen, auch Störtebeker lachte, ebenso der Steuermann. Hermanns jugendschönes Gesicht aber erglühte vor Unwillen und Entrüstung, und als der Spötter nun seine Knie umfaßte, da packte er ihn bei den Schultern und schleuderte ihn weit von sich auf die Planken.

„Bravo, Herr Bischof! bravo! bravo!" schrie die belustigte Bande; aber der so scharf abgefertigte Mensch wollte nicht der Unterlegene sein, er raffte sich blitzschnell auf, sprang herzu und versetzte seinem Gegner einen Faustschlag ins Gesicht. Einen Augenblick stand Hermann wie betäubt, dann aber holte er tief Atem, reckte und streckte sich, packte mit furchtbarem Grimm den Nichtswürdigen, rüttelte und schüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten, hob ihn am Genick und Leibgurt hoch empor, sprang mit ihm an die Schanzkleidung und würde ihn über Bord geworfen haben, hätte nicht im letzten Augenblick einer der Nahestehenden rasch zugegriffen und dem Rasenden sein zappelndes, angstschreiendes Opfer entrissen.

„Hallo, ho! Blitz und Hagel! Hoch der Bischof von Hamburg und Bremen!" scholl es nun beifallsfreudig im Kreise, und Störtebeker trat zu dem Sieger, gab ihm einen derben Schlag mit der Rechten auf die Schulter und sprach: „Nyenkerken, Ihr habt Zorn in der Seele, Mut in der Hirnschale und Mark in den Knochen, das habt Ihr jetzund bewiesen! Aber nicht über das Ziel hinausschießen, junger Mann! Den Faustschlag hättest du dem Kaspar Grischow heimzahlen können, meinetwegen mit Zins und Zinseszins, denn ‚Aug' um Auge, Zahn um Zahn', aber das muß binnenbords zum Austrage gebracht werden — wohlverstanden, Herr Bischof? Kein Likedeeler darf einen Bundesbruder über Bord werfen; die Planke hier ist der Richtplatz, das merke dir für künftige Händel!"

Darauf wandte er sich an die Mannen mit der Frage: „Sagt mir, Brüder Likedeeler, die ihr Zeugen des Streites gewesen, welchem von beiden gebührt der Ehrenwein?"

„Dem Bischof von Hamburg und Bremen!" antwortete einstimmig der Chor.

„Und wem der Schmachtrunk gesalzenen Wassers?" lautete des Hauptmanns zweite Frage.

„Dem Kaspar Grischow!"

Auf einen Wink Störtebekers brachten junge Burschen nun eine Kanne Wein und einen Eimer Seewasser nebst zwei Trinkbechern, einem goldnen und einem hölzernen, herbei. Kaspar Grischow mußte sich an Hermanns Seite stellen; ihm reichte ein Bursche den Holzbecher, gefüllt mit Salzwasser; sein Gegner erhielt aus Störtebekers Hand den goldnen Pokal mit duftendem Wein.

„Hebt!" befahl der Hauptmann. „Im Wein ist Wahrheit, Mannheit, Ehre, im Wasser Narrheit, Feigheit, Schande; setzt an! trinkt aus!"

Sie tranken: einer mit Behagen, der andere mit Schaudern und entsetzlich verzerrten Gesichtszügen.

Das Gesicht des armen Burschen war aschfahl geworden. Abscheu und Ekel raubten ihn schier die Besinnung; doch mit wahrer Todesverachtung schluckte er weiter, und dann, als der letzte Tropfen glücklich hinunter war, scholl es hundertstimmig in der Runde: „Likedeeler Heil! Heil! Heil!"

Kaspar Grischow mußte nun seinem Überwinder die Hand zur Versöhnung bieten, aber er tat es mit einem so jammervollen Gesicht, daß Hermann rasch von ihm wegtrat, denn Gefahr war im Verzuge. Die andern verlachten den zur Bordwand torkelnden kranken Sünder und riefen ihm rohe Witzworte zu, da er den Kopf über die Schanzkleidung streckte; Mitleid schien kein einziger zu kennen, und der Kaspar mochte dessen wohl auch nicht wert sein. Hermann hieß fortan nur der Bischof; im geheimen spottete man wohl über ihn, aber niemand wagte es, ihn offen zu beschimpfen.

An der Südküste Helgolands legten die Schiffe an und blieben dort zwei Tage vor Anker liegen. Hermann blieb auf Störtebekers Befehl an Bord und wurde so scharf überwacht, daß er nicht einmal mit seinem Freunde Arnold sprechen konnte. Am dritten Tage in der Frühe erschien Störtebeker mit seinen auserlesenen Gesellen wieder am Hafen, und alsbald wurden der Seeadler und die Silbermöwe zur Ausfahrt gerüstet. Die beiden andern Schniggen verblieben in Ruhe, und Hermann hörte, wie der Ritter beim Abschied zu den Kapitänen derselben sagte: „Also es bleibt dabei, ihr Herren: ihr erwartet hier meine Rückkehr, jagt und kapert jedes feindliche Schiff, das ihr sichtet, gleichviel ob hansisch, dänisch, norwegisch, englisch oder holländisch. Denn alle Welt ist unser Feind, nur der Herrgott im Himmel nicht. Er hat uns, den Likedeelern, das Meer übergeben samt den Inseln und Küsten, die von Salzwasser bespült werden. Ihn allein erkennen wir als unsern Herrn und König an, sonst niemand auf der Welt. Lebt wohl!"

Seeadler und Silbermöwe entfalteten die grauweißen Schwingen und nahmen ihren Zug gen Abend. Frisch blies die Brise in die Segel, und es währte nicht lange, da kamen die ostfriesischen Inseln in Sicht. Fischerboote standen in langer Reihe auf der See, aber als die Schniggen sich näherten, zogen die Männer ihre Netze ein, setzten Segel und steuerten in Eile der heimischen Hafenbucht zu.

Störtebeker lachte über ihre Flucht und sprach: „Wie ein Volk Hühner, das den Habicht erblickt! Die feigen Toren! Aber freilich: ‚gebranntes Kind scheut das Feuer‘, und diese armen Burschen mögen wohl schlimme Erfahrungen gemacht haben. Ich gönne ihnen gern die kleine Ausbeute in meinem großen Königreiche und werde ihren Priestern Befehl geben, von den Kanzeln auf diesen Inseln zu verkündigen, daß kein Fischer von Störtebeker und seinen Mannen etwas zu fürchten hat. Mein Sinnen und Trachten strebt nach höheren Zielen — wißt Ihr wie hoch, Herr Bischof von Hamburg und Bremen?" wandte er sich an Hermann. „Hahaha! Eure stolze Sippe in Hamburg wird es noch mit Schrecken erfahren. Und die schwarze Margarete von Dänemark nicht minder! Die stolze Tochter Waldemars zum Tanze zu führen, trage ich lange schon Begehr. Zum Tanze auf schäumenden Meereswogen, meine ich. Hahaha!" lachte er vergnügt, „eine Perle habe ich ihr schon aus ihrer Krone ausgebrochen: das rotgrüne Helgoland. Andere werden folgen; Norderney ahoi!" rief er, mit der Linken auf die nahe Insel hinweisend. „Das Ziel ist nahe, denn seht, dort kommt ja schon Juist in Sicht! Ruder hart Backbord!"

Gen Süden ging's nun, nach der grünen Küste Ostfrieslands. In Aurich und Emden hatte Störtebeker seine mächtigsten Freunde: den Häuptling Keno then Broke, seinen Schwiegervater, und den Propst Hisko. Von Keno hatte er die wichtige Küstenstadt Marienhave als Brautschatz erhalten, und dorthin lenkte er jetzt den Lauf der Schniggen.

Aus weiter Ferne konnte man schon die Lage der Stadt sichten.

„Holla! tummelt euch, ihr Burschen!" rief jetzt der Steuermann Hans von Reinbek und gab Befehl, die Obermars- und die Stengenstagsegel einzuholen.

Sie waren nahe vor dem Hafen, und was Hermann dort erblickte, das setzte ihn in Erstaunen: eine hohe Mauer mit vier mächtigen gewölbten Pforten schirmte die Einfahrt. Das Werk war noch nicht ganz vollendet, viele Bauleute arbeiteten noch daran, und als nun die Schniggen sich näherten, schwangen die Handwerker ihre Mauerkellen, Äxte und Hämmer und riefen: „Heil, Klaus Störtebeker! Willkommen in Marienhave!"

Mit stolzem Nicken und Winken erwiderte der Ritter den Gruß, und die Mannen auf den Schiffen antworteten mit schallendem „Hohio! Hohio!"

Da begannen im Turm der Kirche die Glocken zu läuten — galt das auch dem heimkehrenden Herrn und Gebieter der Stadt? — Ohne Zweifel; denn nun wurde dort oben neben dem goldblinkenden Kreuz eine rote Fahne gehißt, und über dem heiligen Sinnbilde des Weltheilandes flatterte triumphierend des Seeräuberhauptmanns fluchbeladenes Banner.

Am innern Hafen erblickte Hermann eine Schiffswerft, auf welcher viele Menschen in emsiger Tätigkeit zimmerten und hämmerten. Zwei neue Schniggen wiegten sich schon auf dem Wasser, an der dritten arbeiteten die Bauleute, und auch diese Söldner Störtebekers begrüßten ihren Herrn mit lauten Zurufen.

Seeadler und Silbermöwe wurden abgetakelt und gingen vor Anker. Die Mannschaft erhielt auf zehn Tage Urlaub und durfte an Land gehen, nur eine kleine Besatzung blieb auf jeder Schnigge zurück, darunter Hermann und Arnold. Die beiden wurden unter scharfe Obhut gestellt; doch tröstete Störtebeker seinen Gefangenen mit den spöttischen Worten: „Weinet nicht, Herr Bischof! es soll Euch an Leibesnahrung und -notdurft nicht mangeln. Und auch für Euer Seelenheil soll gesorgt werden, wann die Stunde gekommen ist. Solltet Ihr aber den Versuch machen, mir zu entwischen, so seid Ihr ohne Gnade ein Kind des Todes. Das merkt Euch und seid vernünftig und guter Dinge!"

Auf jeder Schnigge waren außer Hermann und Arnold vier Wächter zurückgeblieben, alte, abgestumpfte Kerle, die Würfelspiel und Wein in der Stille mehr liebten, als Reigentanz, Raufen und Balgen mit dem jungen, übermuttollen Volke. Die Männer auf

dem Seeadler banden ihren Gefangenen an ein langes Seil, das sie um den Großmast schlangen, und meinten spottend: Der Herr Bischof möge nur nach Lust und Laune auf Deck umherspazieren, auch könne er in den Marskorb steigen und von der erhabenen Kanzel ihnen eine Bußpredigt hatten; sie seien fromme Christen und würden Sr. Hochwürden für geistliche Aufrichtung gern einen Becher Wein spenden.

Darauf ließen sich die vier Halunken am Heck in der Sonne nieder und fingen an zu würfeln und zu zechen.

Dasselbe geschah auf der Silbermöwe mit Arnold, und trotz ihrer knirschenden Entrüstung mußten sich die beiden in ihr Schicksal fügen. Zu ihrem Leidwesen lagen die Schniggen so weit voneinander entfernt, daß sie sich nur sehen und durch Winke und Zeichen verständigen konnten. Langsam gingen ihnen die Stunden dahin, und als die Nacht hereinbrach, wurden sie von ihren gefühllosen Wächtern in die enge Koje geführt und darin eingeschlossen. Auch die nächsten Tage brachten keine Veränderung ihrer trostlos langweiligen Lage. Einmal kam der Steuermann Hans von Reinbek auf den Seeadler, begrüßte Hermann und fragte ihn, wie er sich befinde.

„Ihr seht ja, wie schmählich man mich hier behandelt", antwortete mit flammender Entrüstung der Angekettete. „Bin ich denn ein Hund, daß man mich an den Strick legt?"

Da lachte der Steuermann und sprach: „Das Tau ist lang, Ihr könnt ja ganz bequem auf Deck umherspazieren, habt also keine Ursache, Euch zu beklagen."

„Ich bin Steuermann gewesen wie Ihr!" stieß Hermann empört heraus.

„Auf dem Walfisch — ich weiß," versetzte Reinbek lächelnd. „Dort hieß Euer Kapitän Jürgen Nyenkerken, hier heißt er Klaus Störtebeker, das ist der Unterschied, junger Mann."

„Ihr kennt meinen Oheim?" fragte Hermann.

„Oh, wie sollte ich den nicht kennen!" rief Hans von Reinbek. „Alle Achtung vor Jürgen Nyenkerken! Mit ihm zu streiten, wird meine höchste Lust sein, und ich hoffe der Tag wird bald kommen."

„Ich auch!" versetzte Hermann ingrimmig, „und dann ist es aus mit Störtebekers Macht und Herrlichkeit."

In Reinbeks Augen blitzte es auf, und drohend sagte er: „Hütet Eure Zunge, junger Mann, Ihr redet Euch um Hals und Kragen! Hätten die dort hinten Eure Worte gehört, so gäbe ich keinen Pfifferling für Euer Leben. Mit Recht haben sie Euch an die Kette gelegt, und ich werde fortan ein schärferes Augenmerk auf Euch haben müssen. Seid vernünftig, Nyenkerken! Unser Hauptmann hat für Euch eine gewisse Vorliebe, und wenn Ihr Euch mit Leib und Seele ihm ergebt, so könnt Ihr Ruhm und Reichtum unter seiner Fahne erwerben."

„Hat Euch diese Aussicht zu ihm geführt?" fragte Hermann entrüstet.

„Ja, was denn sonst!" erwiderte der Steuermann.

Da wandte Hermann ihm voll Verachtung den Rücken, und wegwerfend sagte Hans von Reinbek: „Ihr wäret wahrhaftig besser ein Bischof geworden, denn ihr seid ein Narr!"

„Und ihr ein Elender!" knirschte Hermann; aber der Steuermann schien es nicht gehört zu haben; er pfiff eine lustige Weise und verließ die Schnigge.

Zwei Tage darnach erschien Reinbek wiederum am Hafen, und mit ihm kamen ein paar Dutzend Bootsleute und Schiffsjungen. Sie begaben sich an Bord der beiden neuen Schniggen und machten sich ans Werk, die Schiffe zur Ausfahrt auszurüsten. Der Steuermann ließ auch Hermann und Arnold herbeiholen und schickte sie an die Arbeit, jedoch jeden auf ein anderes Schiff. Die beiden waren froh, daß sie sich tummeln und wacker schaffen und wirken konnten, war doch nun der Schimpf, am Strick liegen, und die Qual, trüben Gedanken nachhängen zu müssen, von ihnen genommen. Oh, welch eine Befreiung und Auffrischung brachte ihnen doch die Arbeit! Mit wonniger Lust griffen sie zu, und wie spielend bewältigte ihre entfesselte junge Kraft die schwersten Aufgaben. Hans von Reinbek beobachtete mit gerechtem Staunen Hermanns Feuereifer und seine überlegene Gewandtheit und Sachkenntnis. Oh, wäre es nur nicht Abend geworden! Denn da hatte das frohe kurzweilige Spiel der Arbeit ein Ende, und

während die andern in ausgelassener Lust und Fröhlichkeit den Toren der Stadt zueilten, wurden Hermann und Arnold, Missetätern gleich, an Bord gebracht, um dort eingeschlossen zu werden.

Nach drei Tagen standen die beiden neuen Schniggen aufgetakelt und seeklar da; das Werk war vollbracht, und die beiden, die am freudigsten daran geschafft hatten, wurden nun wieder an die Kette gelegt wie böse Hunde. Jetzt, da sie die Wonne der Freiheit und Arbeit gekostet hatten, fühlten sie ihre Schmach doppelt, und bei der Untätigkeit, zu der sie verdammt waren, glaubten sie vor Ungeduld und innerer Qual und Hoffnungslosigkeit schier verzweifeln zu müssen.

Da kam eines Tages an ihre Wächter der Befehl, sie sollten mit ihren Gefangenen in die Kirche kommen. Hermann traute seinen Ohren nicht, als einer der alten Würfelspieler ihm den Strick löste und ihn aufforderte, sich zum Kirchgang zu rüsten. Hermann säuberte sein Kriegergewand, wusch sich Hände und Angesicht und ging mit seinen schmutzigen Wächtern dem Tore zu, durch das er Arnold mit seinen Führern schon schreiten sah. Die Kirche lag dicht an der Stadtmauer und war ringsherum von einer hohen Mauer umschlossen. So glich sie vielmehr einer festen Burg, als einem Gotteshause. Sie war ganz mit Likedeelern angefüllt; kein anderer Mensch, weder Mann noch Weib, befand sich in dem halbdunkeln Raume. Nahe vor dem Hochaltar saß Störtebeker und ihm zur Linken Meister Hugo; dann folgten Bank an Bank die rauhen, verwilderten Gestalten der Seeräuber. Es war eine Gemeinde so trotzigwilder Art, wie sie wohl niemals in einem Gotteshause versammelt gewesen war. Der Priester las die Messe, und die alten Sünder sanken auf die Knie, bekreuzigten sich und brüllten alsdann mit rauhen Kehlen die heiligen Lieder. Und dann beteten sie zur heiligen Jungfrau, zu St. Nikolas und Jakob, zu St. Georg und St. Veit, flehten um Vergebung ihrer Sünden, um guten Fahrwind und reiche Beute und gelobten den himmlischen Helfern und Fürbittern einen Teil des Raubes, den sie mit ihrer Hilfe gewinnen würden.

Auch Hermann beugte die Knie, aber er konnte nicht singen und beten wie die anderen; ein Grauen durchschauerte seine junge Seele,

und eiskalt lief's ihm über den Rücken und durch das innerste Mark bei dem rohen Gesange dieser frommen Teufel, die um reiche Beute, um Raub und Mord mit den Himmlischen handelten.

19. Gleiche Brüder — gleiche Kappen.

Seeklar wiegten sich die vier Schniggen in der Hafenbucht, und ihre roten Flaggen und Wimpel flatterten lustig in der frischen Oktoberbrise. Das war ein Wetter, wie der Seemann es zur Ausfahrt nicht besser wünschen konnte. Drum waren auch alle Mannen, von den ältesten, eisgrauen Ruters bis zu den frischen, flaumbärtigen Schiffsjungen, heiter und so wohl aufgeräumt, daß Scherz und Lachen, Singen und Springen in wilde Zügellosigkeit auszuarten drohten.

Die Ausfahrt der kleinen Flotte verzögerte sich, weil Störtebeker noch nicht an Bord war. Endlich trat er aus dem Stadttor mit einer jungen Frau am Arm und begleitet von einem kleinen Gefolge stattlich und stolz einherschreitender Männer. Friesische Häuptlinge und Bürgermeister und Ratmannen von Marienhave waren die Herren, und das schöne, hochgewachsene Weib war Folka, Keno then Brokes Tochter und Ehegemahl Störtebekers. Mit brausendem „Hohio" begrüßte die Schiffsmannschaft ihren Hauptmann und seine Begleiter; die mit Hammerschlägen bearbeiteten Eisenschilde an den Masten erklangen, und, wie angefeuert durch das Getöse, ließen auch die Möwen, welche in Scharen die Schiffe umschwärmten, ihre wilden, mißtönenden Rufe erschallen.

Störtebeker blickte so stolz und flammenäugig drein, wie ein geborner Herrscher des Meeres; seine Reckengestalt überragte alle andern, und der flatternde rote Federbusch ob seinem Helm ließ ihn noch größer erscheinen und verlieh ihm ein wahrhaft heldenkühnes Ansehen, — was wunder, daß die wilde Rotte der Ruters und Schiffskinder sich willig unter sein Herrscherszepter beugte, und daß die stolze Häuptlingstochter Frieslands ihm freudig die Hand zum Bunde gereicht!

Am Hafen angekommen, umarmte und küßte er seinen Schwiegervater Keno then Broke und schüttelte den andern Herren zum Ab-

schied die Hand; dann beschritt er mit seinem jungen Weibe den schwankenden Bohlensteg und begab sich an Bord des Seeadlers. Hans von Reinbek begrüßte mit seemännischem Anstande den Hauptmann und die schöne, gleich einer Möwe wildblickende Folka und meldete, daß die Schiffe seeklar seien.

„Nun denn," rief Störtebeker mit seiner Donnerstimme, „in Sankt Nikolas Namen: Anker auf und Segel hoch!"

Voll Feuereifer wurde der Befehl ausgeführt, die graue Leinwand blähte sich im Winde, es knarrten die Steuerruder, Leben und Bewegung kam in die Schniggen, Störtebeker und die schöne Folka winkten lachend den Herren am Ufer zu, aus vierhundert rauhen Männerkehlen scholl der frische Seemannsruf „Hohio! hohio!" und fort ging's durch das enge Fahrwasser in die breite Ems und fürder auf das blaue Meer hinaus. Der Seeadler hatte die Führung, und er nahm den Kurs nach Mitternacht, wandte sich dann aber, nordwärts von Norderney, gen Osten und fuhr, die Reihe der friesischen Inseln an Steuerbordseite, denselben Weg zurück, auf dem er vor zwölf Tagen hergekommen war. Platt vor dem Winde liefen die Schiffe, und da alle nur möglichen Segel gesetzt waren, ging es mit Möwenflugschnelle über die weithinrollenden, in herrlichem Blaugrün schillernden und hie und da mit schneeweißen Schaumkronen geschmückten brausenden Wogen dahin.

Hoch am Heck stand Störtebeker mit Frau Folka; der Wind spielte mit dem wallenden grauen Mantel und den glänzenden braunen Haaren des stolzen jungen Weibes, und ihre großen, wildblickenden blauen Augen strahlten vor Lust an der herrlichen Meerfahrt. Bisweilen schweifte auch ihr Blick scharf prüfend über die Mannschaft hin, und einmal, als Hermann mitschiffs über Deck schritt, stutzte sie und wandte sich mit einer Frage an ihren Gemahl.

Mit lachendem Munde gab Störtebeker ihr Auskunft, dann rief er mit seiner schmetternden Stimme: „Heda, Nyenkerken! kommt doch einmal her!"

Hermann gehorchte, trat unerschrocken vor das äußerlich so stolze Menschenpaar und verneigte sich ehrerbietig vor der edeln Friesentochter.

Wohlgefällig nickte Frau Folka ihm zu, und Störtebeker fragte gutgelaunt: „Wie befindet sich der Bischof von Hamburg und Bremen?"

Hermanns jugendschönes Gesicht verfinsterte sich, und unwillig zuckte es um seinen feinen Mund. Da lachte der Hauptmann laut auf und rief: „Junge, Junge, wüchse dir nicht der Schnurrbart unter der Nase, man wäre wahrhaftig versucht, dich für ein empfindsames Mädchen zu halten! Likedeelers Art ist andern Schlages, wie du wohl schon gemerkt haben wirst; und willst du dir meine Gunst gewinnen, so rate ich: hämmere dein jungfräulich Herz, bis es hieb- und stichfest wird, wie ein Eisenschild! Hans von Reinbek hat mir Löbliches von deiner seemännischen Tüchtigkeit berichtet und dich zu seinem Gehilfen vorgeschlagen. Genehmigt! Von Stund an bist du zweiter Steuermann auf dem Seeadler. Hört ihr wohl, meine Ruters und Schiffskinder?" rief er mit erhobener Stimme. „Dieser Nyenkerken, Bischof von Hamburg und Bremen, ist von nun an zweiter Steuermann dieser Schnigge, und jedermann hat seinen Befehlen unweigerlich zu gehorsamen!"

War das Ernst oder Scherz? — Einige der Gesellen lachten, andere knurrten und grunzten gleich bösen Hunden und Wildebern; da schoß Zornesröte in Störtebekers Antlitz, er schüttelte die Faust und rief drohend: „Wer wagt es dort zu lachen und zu murren? Besitzt er Seemannsmut, so trete er hervor und künde mir frei und offen seine Meinung!"

Abwartend blickte er über die Schar hin: alles blieb stumm, keiner wagte sich in das Wildfeuer der wetterleuchtenden Augen. „Es bleibt also dabei", sprach er mit einem Stimmenklange, der keinen Widerspruch duldete. „Nyenkerken," wandte er sich darauf an Hermann, „Vertrauen gegen Vertrauen — weißt du, was das bedeutet?"

Der junge Steuermann reckte sich höher und öffnete, tief Atem holend, den Mund, um zu antworten: Das wisse er wohl; aber das Vertrauen eines Räuberhauptmanns begehre er nicht und sei auch nicht gesonnen, es zu erwidern, sondern warte nur auf eine Gelegenheit, um sich durch die Flucht aus den unwürdigen Banden zu befreien.

„Schweig!“ donnerte Störtebeker ihn an, als hätte er seine Gedanken erraten. „Steuermann auf meinem Admiralschiff zu sein, ist eine hohe Ehre, und ich erwarte, du wirst dich dieser Auszeichnung würdig erweisen!“

Damit wandte er sich ab, sprach zu seiner Frau und trat mit ihr an die Schanzkleidung, um nach Wogen und Wolken auszuschauen.

Ruters und Bootsleute zerstreuten sich, um sich nach der Back zu begeben, wo sie ihrem Groll ungehemmt Luft machen konnten Es waren keine freundlichen Blicke, die sie mit hohnvoll verzerrten Gesichtern ihrem jungen Vorgesetzten zuwarfen; ja, wären diese Blicke Pfeile oder Dolche gewesen, der davon Getroffene hätte auf der Stelle an hundert Wunden verbluten müssen. So aber blieb er völlig unberührt von den feindseligen Geschossen; denn er sah sie nicht einmal; das Unheil, welches ihn betroffen, lastete so schwer auf ihm, daß er wie blind und taub dastand und seiner Gefühle und Gedanken nicht Meister werden konnte. Er — Hermann Nyenkerken — Steuermann auf Störtebekers Admiralschiff? — War das nicht der bitterste Hohn und der härteste Fluch, der ihn treffen konnte? Wenn davon die Kunde nach Hamburg käme, wenn seine Mutter das hörte und sein Oheim Jürgen und Paul Francke und sie alle, alle: was dann? Oh, die Vorstellung war so fürchterlich, daß er sich gewaltsam davon abkehren mußte, wollte er seine Selbstbeherrschung behaupten und sich nicht zu irgendeiner unbesonnenen Handlung hinreißen lassen, die ihm Freiheit und Leben kosten konnte.

Er mußte sich fügen — was blieb ihm denn anders übrig! Und bei ruhigem Nachdenken wollte es ihn auch bedünken, als möge dabei wohl eine höhere Hand im Spiele sein; denn als Steuermann hatte er mehr Freiheit und brauchte nicht zu fürchten, so scharf bewacht und unwürdig behandelt zu werden wie in Marienhave — mochte es ihm da nicht leichter gelingen, sobald sich eine gute Gelegenheit böte, zu entfliehen? Oh, wäre nur sein Freund Arnold auf dem Seeadler gewesen, daß er ihm sein Herz hätte ausschütten können! Denn trotz des Lobes, das der Steuermann Hans von Reinbek ihm gezollt, vermochte er dem Manne doch nicht zu trauen, und so hatte er nicht einen Menschen auf dem Schiffe, zu dem er sich frei und offen aussprechen konnte.

„Helgoland — ahoi!“ rief plötzlich mit lauter Stimme der Mann vom Marskorbe herab.

Siehe, dort hob sich der rote Felsen wie eine geheimnisvolle Lichtgestalt aus der Bläue des Meeres empor. Aller Augen richteten sich auf ihn, denn der Ruf des Auslugers hatte die ganze Mannschaft auf das Verdeck gelockt. Bald kamen auch die Möwen in Scharen von der Insel geflogen, um mit Geschrei die Schiffe zu umschwärmen. Frau Folka lachte und winkte mit ihrer weißen Hand den Vögeln zu. Auch Störtebekers mächtige Augen glänzten freudevoll, war doch die rote Felseninsel sein heldenmütig erstrittenes Königreich, und mit gerechtem Stolz zeigte er seinem jungen Weibe diesen schönen, wogenumbrandeten Besitz.

Aber die Freude des kühnen Seeräuberhauptmanns sollte bald arg gedämpft werden. Derweilen er in Marienhave gelegen, hatten seine beiden Ausliegerkapitäne Marquard Preen und Eberhard Pilgrimson eine vorüberfahrende Danziger Flotte angegriffen, waren aber so scharf abgewiesen worden, daß sie nach Verlust der Hälfte ihrer Mannschaft ihr Heil in schmählicher Flucht hatten suchen müssen. Pilgrimson lag schwer verwundet in der Burg auf der Insel, Marquard Preen aber arbeitete mit den geretteten Leuten auf den arg zerschossenen Schiffen, um diese wieder seeklar und kriegstüchtig zu machen.

Das war eine schlimme Botschaft, und Störtebeker nahm sie mit Entrüstung und überkochendem Grimm auf. „Ha!“ rief er flammenden Auges die geballte Rechte schüttelnd, „des Sieges soll das freche Danzig nimmer froh werden! Wie ein Wolf in die Schafherde, will ich auf seine Reede stürmen und furchtbare Rache nehmen. Sogleich! ohne Verzug segele ich in die Ostsee, denn meine Seele dürstet nach Kampf und Sieg und Kriegsgeschrei! Meister Hugo wird mich mit seiner Silbermöwe begleiten; die beiden neuen Schniggen bleiben hier zurück und stehen unter deinem Oberbefehl, Marquard Preen. Deine Aufgabe ist es vornehmlich, Helgoland und Neuwerk zu schützen und jedes Schiff zu kapern, das sich

in diese Gewässer wagt. Jürgen Nyenkerken liegt vor Ritzebüttel, und wenn die Burg fällt, dann könnte es den alten Adler wohl gelüsten, seinen Flug aufs offne Meer zu nehmen. Halt deine Augen offen, Marquard, und begrüße den mächtigen Feind mit vernichtenden Schlägen! Kein Hamburger Schiff darf in die offene See hinausgelangen; arm und klein soll die trotzige Krämerstadt an den drei Flüssen werden — durch meine Macht, das hab' ich ihr einst zugeschworen. Wir kehren wieder, aber erst, nachdem wir die Ostsee unterjocht und ihre Schätze gehoben haben. Das mag wohl ein paar Jahre dauern, Marquard. Nun, Hamburg wird schon sorgen, daß dir die Zeit allhier nicht lang wird."

Er lachte, und als dann sein Blick auf Hermann Nyenkerken fiel, verdoppelte sich seine Heiterkeit. „Bischof," rief er, „was schaut Ihr mich so zornig an? Schlüge ich mit der Stahlklinge in Euer Gesicht, so sprühten wohl Feuer und Flammen daraus! Das ist die Farbe, die ich liebe, und so hoffe ich, Euch bald im Kampfe mit den verwünschten Hansen und zumal den Hamburgern zu sehen."

Er wandte sich ab und sprach mit Marquard Preen und den andern Kapitänen, Hermann aber drehte den höhnisch verzerrten Gesichtern seiner Untergebenen den Rücken zu, stützte sich auf die Reeling und blickte mit heftig pochendem Herzen brennenden Angesichts auf die schaumgekrönten, rastlos sich bäumenden und dann in Gischt zerstäubenden blaugrün schillernden Wogen hinaus. Er sah nicht, wie sein Freund Arnold von Backbord der Silbermöwe ihm zuwinkte; Stürme brausten in seiner empörten Seele, Stürme des Zornes wider den Mann, der auf das Verderben seiner geliebten Vaterstadt sann, und Stürme des Schreckens über das Wort Störtebekers: „Das mag wohl ein paar Jahre dauern."

Wie? — Ein paar Jahre sollte er unter diesen verwilderten, herzlosen, raublüsternen, grausamen Diebesgesellen leben? — Das Blut in den Adern stockte ihm bei dieser Vorstellung, und er klammerte sich fest an die Pardunen, um nicht vom Schwindel niedergeworfen zu werden. — Mehrere Jahre in der Ostsee umhersegeln? — Oh, sollte das geschehen, so mußte er wohl jede Hoffnung, seine Mutter noch einmal wiederzusehen, fahren lassen, denn dann

stürbe sie gewiß vor Gram und Herzeleid! — Schwer und zermalmend wie ein Mühlstein legte sich dieser Gedanke auf sein Herz, und vor seinen Augen erlosch alles Licht. Mit eintönigem Gebrause kamen die Wogen dahergefahren, Möwen und Seeschwalben schrien, menschliche Rede uud rohes Gelächter erscholl und verwehte — was ging das alles die junge Menschenseele an, die mit Grauen in eine jahrelange, liebe- und sternenlose Nacht hineinstarrte! — Und siehe· schwebten nicht auf den Wogen liebliche Mädchengestalten heran, zwei mit flachshellem und eine mit rötlich schillerndem Goldhaar? — Ein seliges Lächeln flog über das Antlitz des jungen Steuermannes, strahlend und licht, wie ein Sonnenblick aus düsterem Gewölk in den blühenden Garten fällt — — hochauf wölbte sich die Woge, die Mädchen streckten erschrocken die Arme empor, sie schrien, ihre Haare flatterten im Winde und verwehten wie die Schaumkronen; mit Brausen und Lachen und Heulen stürzte die Woge in den Abgrund und mit ihr die lichten Mädchengestalten, vor den Augen des jungen Steuermannes aber gähnte die unbegrenzte liebe- und sternenlose Nacht . . .

Rauhe Gebieterstimmen erklangen; beim Anruf seines Namens schrak Hermann empor und blickte in Hans von Reinbeks zornsprühendes Gesicht.

„Seid Ihr ein Rundholz oder ein lebendiger Mensch, Nyenkerken?" fragte der erste Steuermann barschen Tones den verwirrt dreinschauenden bleichen Träumer. „Tummelt Euch! Leinwand und Anker hoch! risch — rasch!"

Der Schleier sank nieder, die rauhe, nackte, kalte Wirklichkeit stand vor Hermanns Augen; er atmete tief auf, reckte sich empor, stand breit und fest auf seinen Füßen, tat seinen Mund auf und donnerte die wilden Gesellen an: „He, auf! An die Brassen! Los! Holt an!"

Willig gehorchten sie dem Befehl ihres jungen Vorgesetzten, selbst alte Knasterbärte sprangen munter an die Arbeit, sollte es doch nun hinausgehen zu neuen Abenteuern und Räubereien auf die blaue Ostsee, nach den grünen Inseln Dänemarks, nach Danzig, Wisby, Stockholm, Riga, eine Aussicht, die die Augen aller Likedeeler lusthell erglänzen ließ und alle Kräfte zu freudigem Tun an-

spornte. Ein frischer Südwest blähte und rundete die grauen Segel und wie hurtige Rosse unter dem Druck der Eisensporen über grüne Hügel windschnell dahinsausen, so die schlanken, möwenumflatterten Schniggen über die schaumsprühenden Wogen der See.

Bald wurden die nordfriesischen Inseln gesichtet, dann ging's um die Nordspitze Jütlands herum, hinein in das launische Kattegattmeer, wo von Mitternacht herüber Norwegens dunkle Felsenhäupter finster drohend sich erhoben. Nun waren die beiden Schniggen mitten in den dänischen Gewässern, und auf Störtebekers Befehl rüsteten sich alle Mannen zum Kampfe. Hei! wie sprangen die alten Ruters mit den jungen Burschen um die Wette in die Waffenkammer und zu den Pflöcken an den Masten, wo das Rüstzeug hing! Nie hatte Hermann solchen Feuereifer gesehen, und er merkte wohl, daß diesen verwetterten Gesellen heißer Männerstreit die höchste Lust sei. In Eisen gekleidet, mit Schwertern, Streitäxten, Hellebarden, Spießen, Wurfkeulen in den Händen, sammelten sie sich wieder auf Deck unter den windgeblähten Segeln und spähten mit blitzenden Augen nach dem Feinde aus.

Aber erst vor Kopenhagen kamen zwei größere Schiffe in Sicht, dänische Kauffahrer, die beim Anblick der roten Flagge die Flucht ergriffen. Unter Preß von Segeln jagten die Schniggen hinter ihnen her, und nicht fern vom Hafen wurden sie eingeholt, geentert und nach kurzem Kampfe genommen. Es waren gute Prisen, denn die Holke kamen aus Holstein und waren mit fetten Schweinen, Korn und Bier befrachtet. Froh der reichen Beute, beschloß Störtebeker, die gefangene Mannschaft auf hoher See freizulassen; er ließ die Holke vor den Schniggen hersegeln, bis sie auf die Höhe von Möensklint kamen. Angesichts der weißen Kreidefelsen ließ er beidrehen und gab Befehl, die Dänen vor ihn zu bringen. Es war ruhige See; die Leinwand hing schlaff von Stengen und Rahen herab; leise, wie spielende Kinder plätscherten kleine Wellen an den Bordwänden; der Himmel war ganz dunkel, als wäre er mit schwarzen Tüchern verhangen; dunkel wie ein ungeheures Grab erschien auch das Meer; nur hie und da, wenn eine der kleinen Wellen aufhüpfte und dann zerfiel, funkelte es von phosphoreszierendem Licht, wie Funken, die über einem versunkenen Schatze

aufflammen und verlöschen. Und glichen nicht die Möwenflügel, welche hier und dort in der Luft aufblitzten und rasch wieder verschwanden, weißen Händen, die durch die dunkeln Wolken griffen? —

Wie unter einem Zauberbanne stand Hermann vor dem Großmast; die Dunkelheit und Stille ringsum machten sein Herz beklommen; es war ihm, als schritte Gott der Herr über das Meer dahin, warnend, zürnend, drohend, die hohe Gestalt von schwarzem Mantel umwallt und das lichte Antlitz von Wolken umschattet — wie konnten die Gesellen in dieser erhabenen Stille nur witzeln und lachen!

Störtebeker lachte nicht, aber sein Angesicht strahlte und seine mächtigen Augen funkelten vor Freude und eitlem Frohlocken. An Backbord legte das Boot an, und die gefangenen Dänen kamen nacheinander die Fallreeptreppe hinauf. Am Großmast, wo Hermann gestanden, stellten sie sich auf — barhäuptig, waffenlos, die Hände mit Stricken gebunden. Es waren keine Kriegsmannen, sondern Schiffer, und doch hatten sie sich tapfer gewehrt. Der Kapitän war ein Hüne wie Störtebeker, blondbärtig, offenen, kühnen Angesichts. Er nannte sich Jan von Plön, stammte aus dem holsteinischen Flecken gleichen Namens, war also ein echter Deutscher.

Störtebeker fragte ihn, ob er wisse, in wessen Gewalt er sich befinde.

„Nun," antwortete der Recke freimütig, „das erkennt man ja auf den ersten Blick: in der Gewalt der Likedeelern."

„Getroffen! Aber wißt Ihr auch, wer ich bin?"

„Hm" — brummte Jan von Plön, den Frager scharf musternd, „gemeinen Schlages seid ihr nicht, so werde ich wohl dem großen Seeräuberhauptmann Gödeke Michel in die Krallen geraten sein."

Nun lachte Störtebeker, und alle seine Gesellen fielen laut mit ein.

„Gödeke Michel — was wißt ihr von dem?" fragte Störtebeker weiter.

„Von ihm weiß ich, daß er ein unerschrockener Seeräuber ist, letzter Tage die dänischen Inseln heimgesucht hat und nach Wismar fahren wollte. Ins Fahrwasser bin ich ihm noch nicht geraten, es sei denn jetzt."

„Nein," versetzte Störtebeker, „der Gödeke Michel bin ich nicht, trage aber Begehr, seine Bekanntschaft zu machen; also nach Wismar wollte er segeln?"

„Das haben holsteinische Schiffer gehört."

„So wollen wir seiner Fährte folgen, sobald der Wind aufspringt. Habt Ihr Lust, mein Geselle zu werden, Jan von Plön?"

„Euer Geselle — wer seid denn Ihr?" fragte der unerschrockene Mann.

Störtebeker reckte sich stolz empor und erwiderte: „Wer ist's, dessen Name auf den deutschen Meeren neben dem des Gödeke Michel am meisten gefürchtet wird?"

Ohne Besinnen antwortete der Kapitän: „Das ist in jüngster Zeit der Ritter Klaus Störtebeker."

„Wohl! — Und nun frage ich Euch noch einmal: habt Ihr Lust dessen Geselle zu werden?"

„Störtebekers Geselle?" versetzte der Kapitän überrascht und bestürzt. „So wäret Ihr selbst der gefürchtete Hauptmann?"

„So ist's! Und nun antwortet mir: ja oder nein?"

Betroffen blickte der Kapitän vor sich nieder, in seinem Gesicht spiegelte sich deutlich der innere Kampf, er konnte offenbar nicht zu einem Entschlusse kommen.

„Ja oder nein?" drängte Störtebeker in drohendem Tone.

Da warf Jan von Plön, hörbar aufatmend, den Kopf empor und sprach: „Wenn ich sage nein — was wird mit mir geschehen?"

„Dann marschiert ihr über die Planke," antwortete Störtebeker mit einem Stimmenklange, der jeden Zweifel an dem Ernst seiner Drohung ausschloß.

„Herr Hauptmann," sagte nun in tiefer Erregung der schöne, starke Mann, „ich habe daheim ein Weib und drei blühende Kinder — wißt Ihr, was das bedeutet?"

Störtebeker antwortete nicht, aber er wandte den Kopf nach links und warf Frau Folka, die am Heck lehnte, einen Blick zu. Das bemerkte der Kapitän und sprach: „Ich sehe, auch Ihr habt ein edles Weib . . ."

„Ja oder nein?" fiel der Ritter ihm schroff ins Wort.

„Ja denn! doch möchte ich Botschaft senden an die Meinen . . ."

„Mundschenk!" rief Störtebeker, ihn unterbrechend, „hole den Becher!"

Das riesige Trinkgefäß wurde nun bis an den Rand mit Wein gefüllt; man löste dem Kapitän die Fesseln, reichte ihm den Goldbecher hin, und der Ritter sprach zu ihm: „Klaus Störtebekers Geselle zu sein, ist eine hohe Ehre, und nur der ist einer solchen Gunst würdig, der Manns genug ist, in einem Zuge den Pokal zu leeren. Hebt an, Jan von Plön!"

Der Kapitän setzte den Becher an die Lippen und trank und trank, während der Chor der Likedeeler dazu sang: „Aus — aus — aus — aus . . ."

Bis auf den Grund leerte er das Riesenmaß, machte die Nagelprobe und reichte den leeren Becher dem Mundschenk zurück. Da bot Störtebeker ihm die Rechte und sprach: „So heiße ich Euch denn willkommen im Bunde der Likedeeler, Jan von Plön, und erwarte von Euch Brudertreue in Freud' und Leid, in Kampf und Streit, in Not und Tod."

Von den anderen Gefangenen bestanden noch zwei junge, kräftige Männer, ein Däne und ein Holsteiner, die Becherprobe und wurden in den Bund aufgenommen, die andern durften sich auf einem Boot einschiffen und nach Kopenhagen rudern. Darauf wurden zwei der erbeuteten Schweine geschlachtet, aus den Kombüsen stieg kräftiger Bratenduft, Wein- und Bierfässer wurden auf Deck gerollt und angeschlagen, die Mannen sammelten sich zuhauf, und ein fröhliches Gelag hub an, das bis um Mitternacht währte und mit einem wilden Tanz der Trunkenen beschlossen wurde.

Am anderen Morgen sprang eine frische Brise auf, auf allen Schiffen wurden die Segel gehißt und beschlagen, und fort ging die Fahrt gen Wismar. Auf der Reede der mächtigen Hansastadt

wimmelte es von Koggen, Holken, Barsen, Schniggen und Booten groß und klein. Eine der Schniggen trug als Gallionbild am Vordersteven den pommerschen Greif. An Bord derselben stand ein mittelgroßer, aber breitschultriger, kraftstrotzender Mann, dessen sonnverbranntes, bärtiges Gesicht die kreuz und quer mit Narben bedeckt war. Er trug einen roten Helm auf dem Haupte, der mit drei Reiherfedern geschmückt war. Auch sein Brustpanzer war rotbraun, wie vom Rost des Alters überzogen. Die ganze Gestalt erschien wie ein erzgegossenes Heldenbild, und Störtebeker, dessen Seeadler dicht bei der fremden Schnigge beidrehte, ahnte auf den ersten Blick, wen er da vor sich habe.

„Heda!" rief er den roten Schiffer kecken Tones an, „seid mir gegrüßt, Herr Gödeke Michel!"

Der Rote neigte ein wenig das stolze Haupt und erwiderte fragend: „Klaus Störtebeker?"

„Bei Sankt Nikolas, Ihr habt's getroffen! Und nun erlaubt, daß ich den Greif betrete!"

Mit einem Sprunge setzte er auf Gödekes Schnigge hinüber, und die beiden Mächtigen standen sich Auge in Auge gegenüber. Mit scharfen Blicken musterten sie einander, dann nickte der Rote und sprach: „Ich habe Rühmliches von Eurer Kraft gehört, und ist nur die Hälfte davon wahr, so könnten wir beide in einem Kurse segelnd, die Herrschaft über Ost- und Westsee gewinnen. Seid Ihr willfährig die Probe zu machen, Herr Ritter?"

„Was heischet ihr von mir?" fragte Störtebeker stolz.

Lächelnd antwortete Gödeke: „Eine kleine Kraftprobe, weiter nichts."

„Und was soll's?" rief Störtebeker unwirsch.

Gelassen erwiderte der Rote: „Wer mit Gödeke Michel Bundesfreundschaft begehrt, der muß erst beweisen, daß er mehr als Manneskraft besitzt."

Störtebekers Augen flammten auf, und mit Heftigkeit versetzte er: „Und wer mit Klaus Störtebeker im Bunde sein will, der muß seinen Becher in einem Zuge leeren können."

„Wohl!" erwiderte Gödeke, „ich will's versuchen, laßt den Becher holen; doch müßt Ihr Euch auch meiner Kraftprobe unterwerfen."

„Es sei!" rief Störtebeker, trat an die Bordwand und befahl seinem Mundschenk, den Becher und ein paar Krüge Wein zu bringen.

Gödeke Michel ließ ein Hufeisen auf Deck holen und um den Großmast ein zwei Finger dickes Tau schlingen. Alle Mannen: Ruters, Matrosen und Schiffsjungen, versammelten sich um die beiden berühmten Hauptleute und harrten voll brennender Neubegier der Wettkämpfe.

Störtebeker selber füllte den Becher mit rotem Wein und reichte ihn seinem Widerpart. Lächelnd hob der narbengeschmückte Kämpe das schwere Goldgefäß empor, roch an dem Wein, setzte an und trank ihn in einem Zuge aus. Lauter Beifall erscholl, da er die Nagelprobe machte, der wackere Zecher aber gebot mit einem Winke seiner Hand Ruhe, dann sprach er in seiner gelassenen Weise: „Der Wein war gut, aber zu klein das Maß; wollt Ihr mir den Becher nicht noch einmal füllen, Herr Ritter?"

Schallendes Gelächter erscholl auf dem Greif, Störtebeker und seine Leute aber standen erstaunt und wußten nicht, ob das Ernst oder Scherz sei.

Der Becher wurde gefüllt, und zum zweitenmal trank ihn Gödeke Michel auf einen Zug aus.

Die wilden Gesellen brüllten vor Vergnügen, aber der zechgewaltige Hauptmann gebot ihnen Schweigen, reichte Störtebeker das Hufeisen hin und sprach: „Nun laßt sehen, Herr Ritter, ob Eure Kraft, von der so viel gefabelt wird, ausreicht, das Eisen mit den Händen zu zerbrechen!"

Störtebeker sah sich das Hufeisen an: es war neu und zeigte nur an einer Stelle, nahe der Mitte, einen kleinen Rostfleck. Mutig ging er ans Werk, umklammerte mit seinen großen, starken Händen das Eisen, setzte die beiden breiten Daumen gegeneinander in der Mitte fest auf, streckte die Arme nach unten, dann geradeaus, preßte die Zähne aufeinander und legte in seine Finger so gewaltigen Druck, daß die Knöchel an seinen Händen ganz weiß aussahen, die blauen Adern dick heraustraten und zu platzen drohten, das Antlitz

sich mit dunkler Glut bedeckte und die Augen aus ihren Höhlen wie feurige Kugeln heraustraten. Lange rang er vergebens, und in atemloser Spannung blickten auf ihn die Mannen aller Schniggen ringsumher. Da plötzlich fuhr er in seine ganze Kraft, streckte die Arme hoch nach oben, ein leises Knacken ertönte, und das Werk war vollbracht.

Donnernder Beifall erscholl, die Eisenstücke gingen von Hand zu Hand, Gödeke schüttelte dem starken Mann die Rechte und sprach: „Brav gemacht, Herr Ritter, Eure Kraft ist nicht gemeiner Art, und so hoffe ich, Ihr werdet auch die zweite Probe bestehen. Seht hier dies Tau, zwei Finger dick, noch ungebraucht, gediegenes Hanfgespinst — seid Ihr Manns genug, es zu zerreißen, so biete ich Euch gern die Hand zum Bunde und will mit Euch Macht und Ehren und Beute brüderlich teilen."

Störtebeker ließ das Tau durch seine Hand gleiten, drückte die Brauen zusammen und sprach: „Ich habe von Euch nur eine Probe gefordert . . ."

„Wohl," fiel Gödeke ihm ins Wort, „doch habe ich sie doppelt bestanden, und es ist nun einmal bei mir so der Brauch."

„Mundschenk!" rief Störtebeker mit Heftigkeit, „fülle mir meinen Becher!"

Mit durstigen Zügen leerte er den Goldpokal und wollte dann sogleich ans Werk schreiten; Gödeke aber hielt ihn zurück und sagte: „Lasset uns erst sehen, ob drei unserer stärksten Mannen mit vereinter Kraft den Strick zerreißen können! Wollt Ihr von Euren Leuten drei auswählen?"

Störtebeker nickte und rief zwei Ruters und einen starken Bootsmann vom Seeadler herbei. Die drei kraftvollen Burschen ergriffen das Tau, stemmten die Füße gegen die Planken und zogen mit Macht, wie feurige Rosse, über die antreibend die Peitsche geschwungen wird. Allein die Mühe war ganz vergeblich, und nach zehnminutenlangem Ringen gebot Gödeke den Wackern Halt und ließ sie beiseite treten.

Jetzt nahm Störtebeker das Spiel auf, und so gewaltig war seine Kraft, daß der festgefügte Großmast, um den das Tau geschlungen war, bis zum Topp erschüttert wurde und die ganze Takelage erbebte. Jedermann verwunderte sich über die Stärke des Ritters, die, wie es der Augenschein lehrte, die vereinigte Macht der drei wackeren Gesellen übertraf. Und plötzlich geschah das Unglaubliche — das Tau zerriß, Störtebeker hatte die Probe bestanden! Da trat Gödeke Michel zu ihm, umarmte ihn und sprach: „Bruderherz, du bist würdig, Macht, Ehre und Gewinn mit mir zu teilen!" Und er küßte ihn dreimal, wandte sich alsdann an die Mannschaft und rief mit lauter Stimme: „Von dieser Stunde an ist der Ritter Klaus Störtebeker mein Bundesbruder, und jedermann hat seinen Befehlen unweigerlich zu gehorchen! Das ist ein Freudentag, und wir wollen ihn feiern, als hätten wir einen großen Sieg errungen."

Jubelnder Beifall folgte diesen Worten, die Mannen sprangen davon, schleppten Fleischstücke in die Kombüse, rollten aufs Verdeck schwere Bierfässer und sammelten sich alsdann zum festlichen Schmause. Auf Gödekes Einladung kam auch Frau Folka auf den Greif herüber und setzte sich mit den Hauptleuten an den einzigen Tisch, mitten unter den in Gruppen umherlagernden wilden Gesellen. Zwei junge Burschen eilten durch die Reihen und bedeckten jedes Haupt mit einer roten Mütze. Lächelnd fügte sich auch die stolze Friesentochter dem Brauche, und sie sah so keck und schmuck damit aus, daß die Mannen ihr jubelnd als der Königin des Meeres huldigten. Da hob Gödeke Michel den Becher und rief: „Hohio! Gleiche Brüder — gleiche Kappen! Likedeeler-Bund wächst: Klaus Störtebeker ist nun unser Mann. Als Vitalienbrüder stechen wir morgen in die See, um dem belagerten Stockholm Hilfe zu bringen. Zittern mögen vor unserer Faust die Völker der schwarzen Margarete, zittern alle, die unser Herrenrecht über die See anzutasten wagen! Allzeit bleibt unerschüttert des Likedeelerbundes Wahlspruch und Schlachtruf: „Gottes Freunde und aller Welt Feinde!"

Wie Blitze zündeten die Worte des verwegenen, narbengeschmückten Kämpen, und über die Reede der stolzen Hansastadt Wismar scholl donnernd das Beifallsgeschrei der wilden, trotzigen Vitalienbrüder.

20. Unter der Piratenflagge.

Störtebeker und Meister Hugo begaben sich auf das Rathaus zu Wismar und ließen sich, gegen das Versprechen, der belagerten Stadt Stockholm Lebensmittel zuzuführen, Kaperbriefe aushändigen, kraft deren sie fortan das Recht hatten, alle Schiffe, die unter der Flagge der Königin Margarete segelten, zu kapern und ihre Länder und Völker zu brandschatzen.

Nun erhaschten auch die beiden Freunde Hermann Nyenkerken und Arnold von Hachede einen günstigen Augenblick zu einer heimlichen Zwiesprache. Beider Sinnen und Trachten war auf die Flucht gerichtet, und am liebsten hätten sie ihren Vorsatz sogleich ausgeführt. Das war jedoch unmöglich; ihre Schiffe lagen vom Ufer zu weit entfernt; sie mußten sich noch in Geduld fügen, wollten aber die erste Gelegenheit benutzen und entwischen. Arnold lobte den Kapitän der Silbermöwe und meinte, Meister Hugo sehe nicht aus wie ein Likedeeler; er sei ein ernster, gerechter Mann, und es sei doch wohl möglich, daß er sich von Störtebeker trennen und auf die Seite der Hansa schlagen werde. Die Silbermöwe sei sein Eigentum; er könne also mit seiner Schnigge segeln, wohin er wolle.

Hermann blickte bedenklich drein und versetzte: „Wenn Meister Hugo Störtebeker verließe, so würden auch wir beiden voneinander gerissen.“

„Nimmer darf das geschehen!“ fiel Arnold ein.

„Sst!“ beschwichtigte ihn Hermann; „sprich leise, man könnte aufmerksam werden.“

„Ja, ich vergaß“, erwiderte Arnold flüsternd. „Das Lumpengesindel! Nein, getrennt dürfen wir nicht werden; entweder trittst du dann auf die Silbermöwe über, oder ich werde Störtebekers Mann. Kommt es aber zum Kampfe mit Hansaschiffen — sollen wir da nach Seeräuberart dreinhauen?“

„Nein“, erwiderte Hermann; „dann entern wir zu den Hansen über und streiten gegen die Likedeeler. O, möchte der Tag nur recht bald kommen!“

„Der Tag der Entscheidung!“ fiel Arnold feurig ein; „denn er bringt uns entweder den Tod, oder die Freiheit.“

„Und die Heimat!“ flüsterte Hermann mit glänzenden Augen.

Sie drückten sich verstohlen die Hand, erschraken aber nicht wenig, als ein Schatten auf sie fiel, und plötzlich Hans von Reinbek hinter Hermann hervortrat.

„Geheime Anschläge?“ sagte er spöttisch lächelnd.

Geröteten Angesichts, doch unerschrockenen Sinnes blickte Harm ihn an und erwiderte: „Wie meint Ihr das, Herr Obersteuermann?“

„Hm — hm —“ machte Reinbek mit vielsagender Miene, „ich suchte Euch, Nyenkerken, habe Befehl, Euch im Auge zu behalten; man traut Euch noch nicht ganz, zumal hier nicht, in dem hansischen Hafen. Seid vernünftig und enthaltet Euch aller Umtriebe. An ein Entkommen ist ja nicht zu denken, Ihr werdet überall beobachtet.“

„Ist das wahr?“ fragte Hermann betroffen.

„Mein Wort darauf“, erwiderte der Steuermann ernst. „Das gilt auch Euch, Arnold von Hachede; darum rate ich, bleibt einander fern und steckt nicht wieder die Köpfe zusammen! Mit verdächtigen Brüdern macht Störtebeker nicht viel Federlesens. Kommt, Nyenkerken!“

Hermann winkte dem Freunde mit Hand und Blick zu, dann folgte er seinem Vorgesetzten, und die beiden gingen, anscheinend harmlos plaudernd auf dem Verdeck auf und nieder.

Mit Kaperbriefen in der Tasche kehrten Störtebeker und Meister Hugo an Bord zurück und gaben alsbald Befehl, die Schniggen seeklar zu machen. Dasselbe tat auch Gödeke Michel, und die vereinigte Flotte, im ganzen sieben Kiele, brach auf, segelte an der langgestreckten, flachen Insel Poel hin und schlug dann den Kurs gen Sonnenaufgang ein. Und wie der Fischadler, über das Meer hinstreichend, scharf nach Beute ausspäht, so jeder Likedeeler, vom Hauptmann bis zum letzten Schiffsjungen, auf den sieben Schniggen. Da aber in dieser späten Jahreszeit kaum ein fernes Segel zu sehen war, so segelte die Flotte nach der Insel Bornholm.

In der Hafenbucht von Hammerhus wurden die Anker geworfen, und alsbald begaben sich die Hauptleute mit dem größten Teil der Mannschaft in die kleine Stadt, um sie zu plündern. Hermann und Arnold waren an Bord zurückgeblieben, ebenso Meister Hugo und Jan von Plön. Sie hörten das Angstgeschrei der überfallenen Einwohner, das Brüllen und Blöken der Rinder und Schafe und dazwischen das rohe Gelächter der erbarmungslosen Räuber, sahen, wie Frauen und Kinder gleich furchtgehetztem Wild über die Felder liefen, um im Walde Schutz und Rettung vor ihren Verfolgern zu suchen. Manche wurden eingeholt und zurückgetrieben in die Stadt, wo der Kampf tobte, bis die wehrhaften Männer erschlagen waren oder willig alles, was sie besaßen, den habgierigen Räuberhorden auslieferten.

Beutebeladen kehrten Gödeke Michel und Klaus Störtebeker mit ihren Gesellen an den Hafen zurück. Ihre Rüstungen und Waffen waren mit Blut befleckt, einige der Räuber waren verwundet, mancher kam überhaupt nicht wieder, er hatte da drinnen seinen Tod gefunden. Likedeelers Los!

Gödeke Michel und Störtebeker trugen schwere Beutel in den Händen: die Sparpfennige und Brautringe der armen Fischer und Frauen von Hammerhus! Ihre Gesellen trieben das erbeutete Vieh und schleppten geköpfte Gänse und Hühner, Betten, Decken, Tücher und Kleider heran. Der Überfall hatte sich also gelohnt; alle Likedeeler waren des Raubes froh; ihre Augen glänzten vor Freude, die bärtigen Lippen schmunzelten, und jedes verwetterte Gesicht sah aus, als jubiliere die Seele da drinnen in der rauhen Männerbrust vor Wonne und Glück über die gute Tat, die ihr Träger soeben vollbracht.

Hermann sah das alles, sah auch, wie Frau Folka befriedigt lächelte, da sie ihren Gemahl mit dem schweren Beutel in der Hand und seine bepackten Gesellen erblickte. Wie ein Stich fuhr es ihm durchs Herz, und mit doppelter Schärfe blickte er noch einmal hin, um sich zu überzeugen, ob denn die schöne junge Frau wirklich lächelte.

Störtebeker schüttete die klingende Beute auf dem Verdeck aus und teilte den Schatz in zwei Hälften, eine übergab er Frau Folka, die andere fiel der Mannschaft zu; auch Hermann erhielt sein Häuflein zugeschoben, aber mit Verachtung wandte er sich ab und ließ die andern sich darum balgen. Auch an dem Festgelage, das nun folgte, nahm er keinen Anteil; während sie oben schmausten und zechten, lachten und lärmten, saß er in seiner kleinen Koje, blickte auf die herbstlich öde Insel hinaus und gedachte mit sehnsuchtsvoller Seele an seine geliebte Heimat und all das Gute und Schöne, das er einst besessen und nun, vielleicht auf ewig, verloren hatte.

Das nächste Ziel ihrer Fahrt war die Insel Gotland. Im Hafen von Wisby, der einst so reichen, herrlich prangenden Hansastadt, warfen sie die Anker, drangen unter Störtebekers und Gödeke Michels Führung in die Stadt ein, schlugen auf dem Marktplatz die dänische Besatzung und zwangen den Vogt, ihnen die Schlüssel des Rathauses und der Schatzkammern auszuliefern. Nun waren sie die Herren der unglücklichen Gotenstadt und hausten darin nach Räuberart: alles was ihre Habsucht reizte und ihren Augen wohlgefiel, rissen sie an sich und schleppten die Beute auf die Schiffe; wer sich ihren Gelüsten zu widersetzen wagte, ob Mann oder Weib, Greis oder Kind, wurde ohne Gnade niedergehauen, und kein Tag verging ohne Blutvergießen und himmelschreiende Greueltaten.

Gödeke Michel beschloß, in Wisby zu überwintern, auch Störtebeker war dazu geneigt, aber Meister Hugo mahnte ihn an sein Versprechen, das er dem Rate der Stadt Wismar für den Kaperbrief verpfändet, und so raffte er sich denn auf und gab Befehl, die Schniggen seeklar zu machen. „Ein Edelmann muß sein Wort halten", sagte er stolz. „Haben wir den Belagerten in Stockholm die Viktualien eingeliefert, so kehren wir hierher zurück und beziehen Winterquartier in dieser Stadt. Wie dünket Euch, Gödeke, sollten wir nicht diese ganze Insel in Besitz nehmen und von hier aus Schweden, Livland und Preußen brandschatzen?"

„Herr," erwiderte der narbengeschmückte Hauptmann, „Ihr holt meine geheimsten Gedanken aus der Tiefe ans Licht! Wisby werde ich halten, bis Ihr wiederkehrt, dann vereinigen wir unsere Streitmacht und hissen unsere Flaggen auf allen Burgen dieser Insel."

Es war ein rauhes, windkaltes Wetter, als die beiden Schniggen und Jans von Plön schwerfällige Holk die Anker lichteten und aus dem Hafen segelten. Gen Norden ging der Kurs; zur Linken erhob sich die öde, buchtenreiche Küste Schwedens, geschmückt mit düstern Tannenwäldern, die kahlen Höhen im Hintergrunde mit Schnee bedeckt. Im Ölrock, den Südwester auf dem braunen Krauskopf, marschierte Hermann auf den Planken auf und nieder und beobachtete mit scharfen Augen Wind und Wetter. Er hatte die Führung des Schiffes, Störtebeker und Hans von Reinbek waren in die Kabine hinabgestiegen. Jedesmal, wenn er an das Heck kam, tauschte er einen Gruß mit seinem Freunde Arnold, der sich am Vordersteven der in kurzem Abstande folgenden Silbermöwe aufgestellt hatte.

So ging der Tag dahin; der Wind flaute immer mehr ab, und als es dunkel wurde, schlief er ganz ein; nur die Wogen rollten noch mit eintönigem Rauschen der nahen schwedischen Küste zu und brachten dorthin die Kunde, daß Schiffe der Vitalienbrüder in der Nähe zu Anker gegangen seien. Oder hatten Fischer die roten Flaggen gesehen und die Nachricht ans Land gebracht? — Denn am andern Morgen bemerkte man viele Menschen am Strande, scharfe Augen wollten in der Menge sogar Helme und Spieße blitzen sehen.

Es war völlig windstill geworden, und an ein Weitersegeln war nicht zu denken. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, zeigte aber kein freundliches Blau wie an Sommertagen, sondern sah blaß aus wie im tiefen Winter. Und die Zeichen trügten nicht: strenge Kälte trat ein, die in der Nacht einen so hohen Grad erreichte, daß die Bucht, in der die Flotte ankerte, sich mit einer dünnen Eiskruste bedeckte.

„Holla!" rief Störtebeker, als er zum erstenmal die schimmernde Eisfläche erblickte, „da wären wir ja mitten im Winter und können uns hier wie die Knaben mit Schlittschuhlaufen vergnügen! Meister Hugo!" rief er mit seiner mächtigen Stimme nach der Silbermöwe hinüber, „was haltet Ihr von diesem Abenteuer?"

Der ernste Kapitän deutete mit der Hand nach dem Strande, wo sich wieder ein großer Haufe Menschen angesammelt hatte, und antwortete: „Dort werden feindliche Anschläge wider uns geschmiedet, ich sehe Gewappnete in der Menge."

„Blitz!" rief Störtebeker mit funkelnden Augen, „das wäre ja ein Festtag für uns alle! Nicht wahr, meine tapfern Burschen?"

Brausender Beifall erscholl, in wildem Feuer flammten die Blicke, Kaspar Grischow aber sprang wie eine Eichkatze die Strickleiter hinauf, stellte sich auf die Bramsaling, hielt die hohlen Hände gegen den Mund und erhob ein schmetterndes Hahnengekräh.

In den folgenden Nächten verdoppelte sich die Kälte; es fror wie in Hamburg um drei Könige; die Schiffe saßen fest wie in eisernen Banden, hoch von Bord sprangen die Mannen auf das Eis hinab und tummelten sich wie ausgelassene Knaben auf der blanken Fläche umher. Selbst Störtebeker und Frau Folka probierten die Glätte, und auch Hermann konnte dem übermächtigen Anreiz nicht lange widerstehen, er mußte hinunter, und da er den blanken Spiegel unter den Füßen fühlte, ging es wie ein Entzücken durch seine Seele, unwillkürlich stieß er einen jauchzenden Schrei aus und schoß weit dahin, als liefe er auf der heimatlichen Alster, und da drüben, wo die grünen Tannen auf dem Felsen standen, läge rechts Papenwärder und links Herwerdeshude.

Da kam einer hinter ihm her, das Eis klang unter seinen Füßen — es war Arnold, und nun faßten sie sich an den Händen, liefen miteinander und waren so glücklich, daß sie lange kein Wort sprechen konnten. Endlich sagte Arnold: „Oh, Harm, wäre diese Bucht doch unsere Alster!"

„Die Alster!" rief Hermann voll inniger Sehnsucht. „Mir war's vorhin, als wäre sie es, und ich war so glücklich. Und, Arnold, mein Herz ist voll frischer Hoffnung, voll Mut und Zuversicht."

Ein schriller Pfiff ließ ihn jäh verstummen. „Störtebekers Pfeife!" sagte er entgeistert. „Wir müssen umkehren; aber einst kommt wohl die Stunde, da wir es nicht mehr müssen, sondern in die Freiheit laufen."

„Wenn wir's noch erleben", versetzte Arnold trübegemut. „Meister Hugo meint, die Dänen werden uns hier angreifen, Stockholm sei nicht allzu fern; die Kunde, daß wir hier festliegen, wird schon dorthin verbracht sein, und wahrscheinlich ist schon eine Streitmacht unterwegs, uns zu vernichten."

„Mag schon sein,“ versetzte Hermann, „aber Störtebeker nimmt's mit einer zehnfachen Übermacht auf, und ich glaube, seine verwünschten Likedeeler werden sich auch wie die Teufel schlagen. Hast du nicht bemerkt, wie ihre Augen wild aufleuchten, wenn von Kampf die Rede ist? — Und dann wir beide und Meister Hugo, Hans von Reinbek, Jan von Plön — — nein, Arnold; mögen die Dänen nur kommen, wir schlagen sie in die Flucht!“

Hermann hatte recht, Störtebeker wollte es mit tausend Dänen aufnehmen. Meister Hugo aber schüttelte den Kopf.

„Wenn wir klug sind,“ sagte er, „dann verschanzen wir uns.“

„Verschanzen?“ rief Störtebeker, „wie könnten wir das?“

Da wies Hugo nach dem Strande und erklärte: „Dort steht ein Tannenwald. Die Nächte sind sternenhell. Jeder von unsern Leuten holt einen breitgeästeten Baum herbei, macht zweihundertfünfzig Stück, damit läßt sich schon eine gute Schutzwehr errichten.“

Störtebeker lachte und rief: „Ein Verhau aus Tannen — wie wollt Ihr denn die Bäume auf dem Eise befestigen?“

„Laßt mich nur machen“, erwiderte Meister Hugo mit ruhiger Sicherheit.

„Nun wohl,“ sagte Störkebeker, „alle Leute auf den Schiffen sollen sich bereit halten, Euren Befehlen zu folgen; hört Ihr wohl, Reinbek und Jan von Plön? — Nur die Untersteuermänner und je drei Mann bleiben als Wache an Bord!“ —

Ein wundervolles Sternengefunkel, wie Hermann es selbst in den klarsten Winternächten daheim nimmer gesehen, erleuchtete die Nacht. Es war fast taghell, und eine erhabene, feierliche Ruhe herrschte in weiter Runde. Da schritten die Likedeeler unter Helmen und Brustpanzern, blanke Äxte in den Händen, über das Eis dem Strande zu. Auch Hermann und Arnold waren unter ihnen; sie gingen nebeneinander, sprachen aber nicht viel, denn lautes Reden hatte Meister Hugo, der den Zug anführte, streng verboten. Kein Mensch war am Strande zu sehen, am Rande des Waldes aber standen ein paar Fischerhütten, die sogleich umzingelt wurden, damit keiner der Bewohner entrönne. Die Vorsichtsmaßregel erwies sich

jedoch als unnötig: außer einer Katze befand sich kein lebendes Wesen in den armseligen Behausungen.

Nun erklangen in dem stillen Walde die Schläge der Äxte; in wenigen Augenblicken war das Werk vollbracht; die Mannen beluden sich mit den grünen Tannenbäumen und marschierten lachend damit über das Eis.

Meister Hugo ließ nun die Bäume im Halbkreise um die Schiffe aufschichten, Löcher durch das Eis hauen und die grüne Umwallung mit Wasser begießen. In dem strengen Frost bildete sich alsbald über dem dichten Gezweig ein Eispanzer, der durch Nachgießen frischen Wassers immer dicker wurde und am Morgen als mannshoher, festgefügter, spiegelglatter Ringwall vor den Schiffen sich erhob.

Im hellen Tageslichte besichtigten die Hauptleute das nächtliche Werk, und Störtebeker lobte es und sagte: „Meister Hugo, man möchte Euch wahrhaftig für einen großen Zauberer halten! Es soll den Streitern Margaretens schwer werden, den glatten Wall zu erklimmen.“

„Bei Sankt Nikolas!“ rief Hans von Reinbek lachend. „Und wer es wagt, der bricht durch das Eis und sitzt in den Zweigen fest wie der Fuchs in der Falle.“

Die Mannen taten sich nun gütlich an Speise und Trank, und mancher schlich sich darauf in die Koje, um sich nach der nächtlichen Arbeit auf der Bärenhaut auszustrecken. —

Um die Mittagszeit erscholl auf allen drei Schniggen der Ruf: „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Feinde in Sicht!“

Am Strande wimmelte es von Helmträgern, und dann kamen sie mit Spießen und Hellebarden, Streitkolben und Morgensternen über das Eis gezogen, stämmige Norweger, schlanke, hellockige Schweden und tapfere, wuchtig auftretende Dänen, wohl nahe an tausend Mann.

In schrillen Tönen erklangen auf den Schiffen die Pfeifen der Hauptleute, Leben und Bewegung überall, anfeuernde Zurufe, Waffenklirren und eiliges Rüsten.

Störtebeker hatte seinen schimmernden Brustpanzer angelegt und den Adlerhelm aufs Haupt gesetzt. Jetzt umgürtete er sich mit dem scharfschneidigen, langen Schwert und befahl dann seinem Mundschenken, ihm den großen Becher mit Wein zu füllen. Ins Sonnenlicht hob er den goldenen Pokal und rief: „Tod den anrückenden Kriegsmannen der schwarzen Margarete! Sieg den Vitalienbrüdern!"

Er leerte den Becher in einem Zug und sprach: „Gottes Freunde und aller Welt Feinde! Mit dieser Losung: auf zum Kampfe!"

An den Ringwall sprangen blitzenden Auges die verwegenen Gesellen und erwarteten den Angriff der Nordländer. Diese stutzten, als sie den blanken Wall erblickten und standen eine Weile ratlos. Dann erscholl der Befehl zum Ansturm, und die tapfern Kämpen betraten den glatten Abhang und suchten daran emporzuklimmen. Aber nur wenigen gelang das Wagestück, und diese waren rettungslos verloren; denn es geschah, wie Hans von Reinbek vorausgesagt hatte: die Eiskruste brach durch, und sie sanken mit den Füßen in das Tannengezweige und wurden allesamt erschlagen. Die andern hielten kurzen Kriegsrat, standen von weitern Angriffen ab und kehrten unter dem Hohngelächter der Likedeeler nach dem Strande zurück.

„Frohlocket nur nicht zu früh!" mahnte Meister Hugo die übermütige Schar. „Sie werden sich Verstärkung holen und mit Äxten und Eishacken wiederkehren, um das Hindernis aus dem Wege zu räumen."

„Meint Ihr, daß sie es wagen werden?" fragte Störtebeker zweifelnd.

„Ja; so leicht läßt sich kein tapferer Nordmann abschrecken. Wir müssen darum auf eine neue List sinnen, um ihnen die Wiederkehr gründlich zu versalzen."

Er sann eine Weile nach und rief dann: „Ich hab's! Holt die Äxte und folgt mir!"

„Was soll geschehen?" forschte Störtebeker.

„Eishauen wollen wir — drüben vor unserm Ringwall, eine breite Fläche," versetzte Meister Hugo mit schlauem Augenblinzeln.

„Haha!" lachte Störtebeker, „ich verstehe und muß den Plan loben. Eilt euch, ihr Burschen!"

Nun begann vor der Schanze eine mannhafte, herzauffrischende Tätigkeit. Zweihunderfünfzig Axte hieben auf die Eisdecke ein, daß sie donnerte und krachte. Die losgeschlagenen Schollen wurden emporgeholt und vor dem Ringwall aufgetürmt. Ihr Anblick erinnerte Hermann an seine Eispaläste am Alsterdamm, und er blickte sich um, als erwartete er, seine Schwestern und Wackermann freudig daherspringen zu sehen.

Die Arbeit ging rasch von statten, und als der Abend hereinbrach, gähnte ein dreißig Fuß breiter offner Schlund vor der Schanze. Nachts legte sich eine dünne Eiskruste darüber, und am andern Morgen schneite es, und die reinen weißen Flocken deckten alles zu — auch die schwache Narbe über dem abgrundtiefen Schlunde

So hatte Meister Hugo, der listenreiche, es gewünscht, und Störtebeker sprach zu ihm: „Man sollte wahrlich glauben, Ihr stündet mit den heiligen Wettermachern da droben in vertrautestem Umgange. Rücken jetzt die Feinde zum Kampf heran, so werden wir ein Schauspiel erleben, das an Schrecken und Grausen selbst dem anspruchsvollsten Likedeeler genugtun wird."

Meister Hugo nickte und meinte: „Sie werden kommen, wozu denn sonst die Mühe und Arbeit!" —

Und sie kamen, wohl an die tausend Mann, ausgerüstet mit Eishacken und Äxten, Wurfspießen und Hellebarden. Auf dem breiten Ringwall standen die Likedeeler und erwarteten mit Spannung die Feinde. Wenige Schritte vor dem Abgrunde machte die Schar Halt. Der Anführer, ein echter Nordlandrecke mit langherabwallendem blonden Bart und funkelnden blauen Augen, erteilte seine Befehle; dann streckte er sein Schwert empor, und mit lautem Kriegsgeschrei stürmte der Haufen vorwärts — hinauf auf die dünne Eisdecke, hinunter in die schwarze, schaurigkalte Tiefe. Und so heftig war der Ansturm erfolgt, daß Hunderte und Hunderte fast in demselben Augenblick in den Schlund stürzten. Ein wildes verzweifeltes Ringen hub an, doch nur wenigen gelang es, empor-

zukommen und von den Kameraden, die auf dem festen Eise standen, dem schwarzen Verhängnis entrissen zu werden; die meisten fanden auf dem Grunde des Meeres ihr Grab. Das Angstgeschrei der Versinkenden übertönte der Likedeeler wiehender Siegesjubel, eine schauerliche Musik, die in Hermanns Ohren wie das Hohngelächter höllischer Heerscharen gellte und sein fühlendes Herz mit Schrecken und Entsetzen erfüllte.

Die Überlebenden, völlig entmutigt und wohl einsehend, daß die feindliche Stellung unangreifbar sei, verließen den Ort des Grauens und kehrten unter dem Spottgeschrei der Vitalienbrüder nach dem Strande zurück.

Sie kamen nicht wieder, kein Feind ließ sich in den folgenden Tagen blicken, und da nach kurzer Zeit Tauwetter eintrat, schmolz das Eis dahin, die Schiffe wurden frei und konnten die Fahrt gen Norden wieder aufnehmen. Unangefochten erreichten sie die Reede von Stockholm und wurden von der Besatzung der Feste, die fast ausschließlich aus deutschen Kriegsmannen und Kaufleuten bestand, freudig willkommen geheißen, brachten sie doch eine reiche Ladung Brotkorn mit und kräftiges wismarisches Bier: kostbare Güter, deren Wert auch nicht dadurch gemindert wurde, daß einer der Bringer den berüchtigten Namen Klaus Störtebeker führte. Meister Hugo war den wackern Verteidigern der letzten treuen Feste König Albrechts wohlbekannt, stammte er doch aus Rostock und hatte ehemals, als hansischer Kapitän, die Flotten seiner Vaterstadt oftmals nach Stockholm geführt. Man wunderte sich zwar, daß er nun mit Störtebeker im Bunde war, aber was geschah nicht alles in gegenwärtigen wilden Kriegszeitläuften!

So wurden denn die Hauptleute samt ihren verwetterten Gesellen in Stockholm wohl aufgenommen und erhielten von dem Oberbefehlshaber der Feste Briefe an den Rat zu Wismar, in denen geschrieben stand, daß Klaus Störtebeker, Meister Hugo und Jan von Plön Korn und Bier richtig an König Albrechts getreue Mannen abgeliefert hatten.

Eine Woche lagen die drei Schniggen im Hafen zu Stockholm; da es aber in der Stadt nichts zu rauben gab, ließ Störtebeker die Anker lichten und segelte nach Wisby zurück, um in der alten Gotenstadt zu überwintern. —

21. Die Schreckensherrschaft auf Gotland.

Wehe der unglückseligen Gotenstadt Wisby! Vor einem Menschenalter, ehe Waldemar Atterdag, Königin Magaretens Vater, ihre gewaltigen Ringmauern brach und ihre reichen Kirchen und Kaufmannshäuser plünderte, war sie eine der stolzesten Städte der Hansa gewesen. Damals sang man von ihrem Reichtum:

„Guld väga de Gutar på lispund-våg,
De spela med ädlaste stenar.
Swinen åta ur silfer tråg,
Och hustrurna spinna på gultenar —“

das heißt:

„Gold wiegen die Goten auf der Zehnpfundwage,
Sie spielen mit Edelsteinen.
Die Schweine fressen aus silbernem Troge,
Und die Hausfrauen spinnen auf goldenen Spindeln.“

Mit Edelsteinen waren auch die Rosetten am Turme der St. Nikolaikirche ausgelegt, und ihr Glanzgefunkel diente den Schiffern auf dem Meere als Wahrzeichen. Von all der märchenhaften Pracht und Herrlichkeit war wenig übrig geblieben, nur ungeheure Trümmerhaufen zeugten von der einstigen Größe, Kirchen und Paläste waren verödet, Handel und Wandel eingeschlafen, die 12000 stolzen Kaufherren und Goldschmiede von ehedem waren zu armseligen Kleinkrämern, Fischern und Ackerbürgern herabgesunken.

In dieser Stadt der Trümmer und Gräber hausten nun als Herren und Gebieter Gödeke Michel und Klaus Störtebeker mit ihren wilden Gesellen. Sie wohnten in den besten Häusern und lebten inmitten der Armut alle Tage herrlich und in Freuden. Auf ihren Tischen war Fleisch und Brot, Wein und Bier die Fülle; in den reichsten Gewändern ging der verworfenste Likedeeler einher, und ehrsame Bürger mußten sich vor ihm bücken und neigen, wollten sie sich nicht rohen Mißhandlungen aussetzen. In jedes Haus drangen die Räuber ein, setzten sich ungebeten zu Tisch, ließen sich wie große Herren bewirten, guckten in alle Truhen und Schränke, Kisten und Kasten und stahlen alles, was ihren Augen wohlgefiel; selbst die vergoldeten Kreuze auf Gräbern und Kirchtürmen, die Decken und Kruzifixe auf den Altären und die Silberbeschläge auf

den heiligen Büchern des Priesters waren vor ihren habgierigen Händen nicht sicher. Und — o Schmach! auch Frau Folka wies die geraubten Schätze nicht zurück, und wo ihre Augen schönes Pelzwerk erblickten, sei es in einem Kramladen oder auf der Schulter einer edeln Gotenfrau, da streckte sie auch schon ihre Hand begehrlich danach aus.

Unter den fünfhundert schlimmen Gästen Wisbys waren nur vier, die sich von jeder Gewalttat und den rohen Zechgelagen fernhielten, das waren Meister Hugo, Jan von Plön und die beiden Freunde Hermann und Arnold. Hans von Reinbek hingegen ging mit dem großen Haufen, und obwohl er sich nicht an groben Raubanfällen beteiligte, so verschmähte er es doch nicht, bei guter Gelegenheit mit ungerechtem Gut seine Taschen zu füllen. Hermann hatte ihn einmal auf der Tat ertappt, und seitdem traute er ihm noch weniger als zuvor. Als ehrenfesten, biedern und treuen Mann lernten die beiden Freunde Jan von Plön kennen. Ihm schlossen sie sich an, und oft saßen die drei in einer deutschen Herberge nahe bei der Nikolaikirche oder in der Kapitänskajüte auf dem Schiffe und sprachen von ihrem traurigen Schicksal, ihren Sorgen und Hoffnungen. Jan von Plön, der reckenhafte Mann, trug in der Brust ein weiches Herz, und manchmal, wenn er von seiner schönen holsteinischen Heimat und von Frau und Kindern sprach, übermannten ihn Sehnsucht und Herzeleid, und er weinte bitterlich.

„Mut, Herr Kapitän! Gott lebt noch!" tröstete Hermann den viel älteren Mann. „Ihr werdet Eure Lieben gewiß wiedersehen!"

„Gewiß, Nyenkerken?" fragte der Kapitän mit unsicherm Blick, „gewiß?"

„Ja, ich glaube es; Ihr seid doch ein rechtschaffener, guter Mann, und den Guten hält Gott an der Hand und wird ihn nach Hause führen, wann die Zeit gekommen ist."

„Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!" fiel nun Arnold ein. „Wie wär's, Herr Kapitän, wenn wir uns bei Nacht und Nebel auf Eurer Holk einschifften und entwischten?"

„Unmöglich!" versetzte Jan. „Wir werden stets überwacht; zudem: wie wollten wir drei Mann das große Kraweel bedienen?"

„Ja — freilich", mußte Arnold zugeben. „Vertrauen wir denn unserm Stern und warten auf eine bessere Gelegenheit. Vielleicht wird Meister Hugo uns den Krallen Störtebekers entreißen."

Jan von Plön schüttelte den Kopf. „Ich glaube es nicht", sagte er. „Der Mann ist mir rätselhaft. Ein Likedeeler ist er so wenig wie wir drei, und doch streitet er für sie und ist Störtebekers vertrautester Ratgeber und Freund."

„So lange es ihm gefällt", meinte Arnold. „Ich glaube, im Grunde seines Herzens hält er es doch mit der Hansa."

„Nein!" warf Hermann bestimmten Tones ein. „Er war dabei, als Störtebeker uns bei Stickenbüttel überfiel und uns beide gefangen nach Neuwerk führte — hast du das vergessen? Hielte er es mit der Hansa, so würde er nicht wider Hamburg streiten."

„Richtig, Nyenkerken!" pflichtete Jan von Plön bei. „Meister Hugo wird uns nicht befreien; er könnte es auch gar nicht, denn die Besatzung seiner Schnigge besteht aus echten Likedeelern."

„Hoho!" rief Arnold, „sehe ich denn aus wie ein Seeräuber?"

Die beiden lachten fröhlich, und für eine Weile waren alle Sorgen vergessen. Dann gelobten sie sich Treue und wollten unabläßig auf ihre Rettung sinnen. Jan von Plön mahnte zur Vorsicht und sagte: „Freunde, wir müssen klug sein wie die Schlangen, damit Störtebeker keinen Verdacht schöpfe. Geht es zum Streite wider die Dänen, so wollen wir tapfer dreinschlagen; ja, so hart es uns auch ankommen mag, selbst wider die Hansen müssen wir kämpfen, wenn wir gegen sie geführt werden."

„Nein!" riefen die Freunde wie aus einem Munde, „das müssen, das wollen wir nicht!"

Jan von Plön aber suchte ihren Widerstand zu brechen, und da es ihm nicht gelang, flehte er die beiden Starrköpfe an: wenn es einmal zum Kampfe mit Hansaschiffen käme, so möchten sie wenigstens zum Schein die Waffen erheben. „Sollte es jedoch das Glück fügen, daß Störtebeker unterliegt, so ergreifen wir den rechten Augenblick, werfen die Masken ab, springen zu den Hansen über und bekennen uns als ihre Freunde", riet der besonnene Mann.

„Sie werden uns wohl glauben, daß wir Hansen und keine Likedeeler sind, zumal Euch, Nyenkerken; denn Euer Name ist bekannt und hat in der Hansa einen guten Klang."

Nach drei Wochen gelinder Witterung kehrte der Winter mit doppelter Strenge wieder und machte ein so finsteres Gesicht wie Meister Hugo, dem die lange Rast in Wisby wenig zu behagen schien. Der Hafen bedeckte sich allmählich mit fußdickem Eise, und dann erstarrte auch draußen die freie See, so daß man mit Schlitten nach der schwedischen Küste hinüberfahren konnte.

Volle sieben Monate behaupteten die grimmigen nordischen Frostriesen mit ungebrochener Macht ihre finstere Herrschaft, dann brausten gewaltige Stürme über die Insel hin, das Eis fing an zu bersten, unter ihm regte sich die See, sprengte den Panzer, warf die Schollen übereinander und fing an, mit ihnen ein wildes Spiel zu treiben, so daß die Schiffe im Hafen in Gefahr gerieten, von den Blöcken zertrümmert zu werden.

Aber die Frühlingswinde weckten nicht nur die schlafende See und das erstarrte Leben in der Natur, sondern auch die Raub- und Kampfgelüste in den Seelen der Vitalienbrüder. Als die Schneemassen draußen weggeschmolzen waren und die Fluren im Sonnenschein trockneten, beriefen die Hauptleute ihre Mannen und taten ihnen kund, daß sie beschlossen hätten, einen Kriegs- und Beutezug ins gotische Land zu unternehmen, um die ganze Insel in ihre Gewalt zu bringen. Alle festen Schlösser sollten gebrochen und mit Likedeelern besetzt, alle Städte und Dörfer geplündert werden. Keine andere Herrschaft solle es fürder auf Gotland geben, als die der Vitalienbrüder. Wie Wisby einst berühmt gewesen als reiche, stolze Hansastadt, so solle es jetzt als die Hauptstadt der Likedeeler ein Schrecken der meeranwohnenden Völker werden — auch der deutschen Hansa, wenn diese sich feindselig zeige wider die rote Vitalierflagge.

Solches verkündigte Störtebeker auf dem Marktplatz zu Wisby seinem versammelten Volke, und die fünfhundert Raubgesellen schlugen auf ihre Schilde, daß es dröhnte, und schrien lauten Beifall. Hermann und Arnold, die nebeneinander standen, schwiegen still; sie hatten keine Lust, wider das friedliche Gotenvolk zu streiten, und

Störtebekers Drohungen gegen die Hansa erfüllten ihre Herzen mit Empörung. Aber — ob gern oder widerwillig — sie mußten sich fügen, mußten zusehen, wie eine Ortschaft nach der andern geplündert und mancher tapfere Gote, der sich der Gewalt widersetzte, niedergehauen wurde.

Nahe an dem Hafen von Garn stand das feste Schloß Landeskron, in welchem ein tapferer Ritter saß, der mit seiner kleinen Besatzung alle Angriffe der Vitalienbrüder abschlug. Drei Wochen hielt sich die Feste, dann wurde sie mit Sturm erobert; doch gelang es der kleinen Heldenschar, durch eine geheime Pforte auszubrechen, den Hafen zu gewinnen und sich dort einzuschiffen, ehe der Feind, der rachedürstend alle Winkel des Schlosses durchstöberte, die Entdeckung machte, daß das Nest leer sei. Rasend vor Wut, gab Störtebeker den Befehl, Feuer anzulegen, aber Gödeke Michel gebot den willfährigen Brandstiftern Einhalt und sprach: „Dies feste Haus, das wir mit Blut erobert haben, soll ungebrochen stehen bleiben und fortan ‚Likedeelers Hort' anstatt ‚Landeskron' heißen. Hier setzen wir uns fest, hier finden wir einen sicheren Zufluchtsort in jeder Not und Gefahr."

Störtebeker nagte heftig an seiner Unterlippe, und seine Augen schossen Blitze auf den kühnen Mann, der es wagte, seinen Befehl zu widerrufen.

„Er wird sich auf ihn stürzen und ihn niederschlagen", dachte Hermann, der in der Nähe stand und ihn beobachtete. „O, möchte er doch nur! Möchten doch die Mordbrenner aufeinander einhauen, bis beide tot hinsänken!"

Ein frommer Wunsch! Störtebeker rang den Geist des Zornes in seiner herrischen Seele nieder, stieß seinen Schild auf den Estrich, daß er Funken schlug, und sprach grollenden Tones: „Blitz und Donner, Ihr habt recht! Kein Feuer anlegen!" rief er den harrenden Burschen zu. „Oha! meine Kehle ist ausgedörrt wie eine Sandwüste. Steigt in die Keller und seht zu, ob die entwischten Schurken uns noch einen Trunk Wein übrig gelassen haben! Eilt! eilt! ich verschmachte!"

Zwei Tage und Nächte widerhallte das Schloß von dem rohen Gelächter und Siegesjubel der zechenden Likedeeler, dann zog der

große Haufe zum Tor hinaus, nur eine handfeste Besatzung von fünfzig Mann blieb in der Feste zurück.

In wenigen Wochen wurde die ganze Insel unterjocht, viele Ortschaften wurden niedergebrannt, alle Männer, die sich zur Wehr setzten, erschlagen, Häuser und Hütten, Kirchen und Kapellen geplündert, Rinder und Schafe zusammengetrieben und mit der Beute an Geld und Gut allerlei Art nach Wisby gebracht, wo die Schätze verteilt und in wüsten Gelagen verpraßt wurden. Ließ sich ein fremdes Schiff in der Nähe der Insel blicken, so wurde alsbald Jagd darauf gemacht, und da die Schniggen Gödeke Michels und Störtebekers schnelle Segler waren, gelang es ihnen meist, das fremde Fahrzeug einzuholen, nach kurzem Kampfe zu kapern und als „gute Prise" nach Wisby zu schleppen. So wuchs die Flotte der Vitalienbrüder zu einer immer stärkern Macht an, und im Sommer unternahmen Störtebeker und Gödeke mit zehn Schiffen einen glücklichen Beutezug nach Livland und Preußen, während Meister Hugo als Herr und Gebieter Gotlands in Wisby zurückblieb. Störtebeker wagte sich sogar auf die Reede der mächtigen Hansastadt Danzig und eroberte nach heißem Kampfe zwei reich beladene Kauffahrer, die nach Brügge segeln sollten; ebenso wurden aus dem Hafen von Riga schwer befrachtete Holke herausgeholt. Mit der Mannschaft dieser erbeuteten Schiffe machte man kurzen Prozeß: wer dem Likedeelerbunde beitreten wollte und der roten Flagge Treue schwur, der behielt das Leben, alle andern wurden ohne Gnade erschlagen oder mußten „über die Planke marschieren", d. h. sie wurden über Bord gestürzt und fanden in der Tiefe ihr Grab.

Alle diese Greuel mußte Hermann mit ansehen, ohne nur einen der Unglücklichen retten zu können. In dem heißen Kampfe auf der Danziger Reede hätte er wohl entspringen können, aber ohne seinen Freund Arnold, der mit Meister Hugo auf Gotland zurückgeblieben war, mochte er nicht entfliehen, und so kehrte er denn im Herbst wieder nach Wisby zurück. Die Zahl der Vitalienbrüder hatte sich im Laufe des Sommers fast verdoppelt, aber auch die Beute an Geld und Nahrungsmitteln aller Art war so reich ausgefallen, daß jeder Likedeeler während des langen Winters nach Herzenslust prassen konnte. Auch für die Einwohner der unglücklichen

Stadt fiel mancher fette Brocken vom Tische ihrer Herren ab, und so ergaben sich die meisten denn allmählich in ihr elendes Schicksal, duldeten ohne Widerstand die härtesten Bedrückungen und rohen Ausschreitungen der starken Hauptleute und ihrer frechen Gesellen und wagten kaum noch zu hoffen, daß die Schreckensherrschaft der Räuberbande jemals enden werde.

Und so sah es in der Folgezeit auch in der Tat aus: die Schar der Vitalienbrüder und ihre Flotte ward immer größer und stärker; aus den Hunderten wurden Tausende, und mit der Macht wuchs ihre Kühnheit und Verwegenheit: die ganze Ostsee, von Reval bis nach Schleswig, war in den Sommermonaten das Jagdrevier Störtebekers und seiner Kumpane; jedes Kaufmannsschiff, ob dänisch, holländisch oder hansisch, wurde als „gute Prise" betrachtet und gekapert, nur die Flotten Rostocks und Wismars verschonte man, und in den Häfen dieser beiden Städte fanden die rotbeflaggten Schniggen Unterschlupf in der Gefahr und auf ihren Märkten Käufer für die erbeuteten Güter und Schätze. Nur starke Flotten der Hansa durften sich auf die offene See hinauswagen, und auch solche wurden nicht selten von den kühnen Wilderern des Meeres angegriffen und in blutigen Kämpfen besiegt. Es kam aber auch vor, daß die Likedeeler in heißem Streite unterlagen. So hatten sich einmal Gödeke Michels Schniggen an eine mächtige Stralsunder Kogge herangewagt, die mit heldenmütigen Ruters wohlbesetzt war. Da hatten die verwegenen Räuber ihre Meister gefunden; sie wurden nach blutigem Ringen niedergeworfen und gefesselt und ihre Schniggen gekapert. Die Zahl der Gefangenen war so groß, daß die Sieger nicht wußten, wie sie sie sicher unterbringen sollten. Da fiel der Blick des Kapitäns auf die Menge Bierfässer, die man auf dem Verdeck der Kogge aufgestapelt hatte.

„Holla! ich hab's!" rief der wetterharte Schiffer mit lautem Lachen. „Die Fässer dort sind leer, — wie wär's, wenn wir sie wieder füllten, aber nicht mit Bier oder Salzwasser, sondern mit Likedeelern?"

Donnernder Beifall erscholl, und dann wurde das grausame Werk ohne Säumen ausgeführt. Zimmerleute, Ruters und Matrosen nahmen aus jedem Fasse den oberen Boden heraus und

schnitten in demselben ein Loch aus — so groß, daß der Kopf eines Menschen hindurchgedrückt werden konnte. Darauf steckten sie die zähneklappernden Vitalienbrüder in die Fässer, streiften die hölzernen Kragen über ihre struppigen Köpfe und nagelten die Decken fest zu. Da saßen die wilden Gesellen fein stille in ihren engen Gefängnissen und starrten mit Entsetzen auf ihre grausamen Peiniger. Sie wußten, daß es für sie keine Rettung mehr gab denn wie durften sie von denen Gnade erhoffen, mit deren unglücklichen Brüdern, die in ihre Hände gefallen waren, sie selbst niemals Erbarmen gehabt hatten! Schrecklich war ihre Strafe, aber gerecht, und mit dumpfer Verzweiflung blickten sie dem Tode entgegen, der in Gestalt des Henkers auf dem Marktplatz zu Stralsund ihrer harrte. —

Solche Gerichte, die von Zeit zu Zeit in allen größeren Hansastädten über gefangene Likedeeler abgehalten wurden, schreckten aber kühne Abenteurer, adliger und bürgerlicher Herkunft, nicht ab, zu Störtebekers und Gödeke Michels Fahnen zu eilen und so die Zahl der Vitalienbrüder zu mehren. Sogar ein Lehrer an der Hochschule zu Rostock, der Magister Wigbold, ließ sich vom Rate der Stadt einen Kaperbrief ausstellen, rüstete Schiffe aus und fuhr nach Stockholm und dann nach Wisby, um als Unterhauptmann in den Likedeelerbund einzutreten. Mit ihm zugleich bestand der kühne Kapitän Wichmann die Becherprobe, und Hermann Nyenkerken, der beim Becherstürzen die beiden neuen Hauptleute scharf beobachtete, sagte zu Arnold, der an seiner Seite stand: „Sieh sie dir genau an, mein Freund! Sie haben beide den wildkühnen Adlerblick Störtebekers und Gödeke Michels, und wenn das Zeichen nicht trügt, so werden diese beiden W ein Wehe der deutschen Hansa bedeuten.“

„Du hast recht,“ erwiderte Arnold, „es sind kühnblickende Recken. Und sie kommen mit Kaperbriefen aus Rostock! Wann endlich werden die beiden Städte einsehen, welches Unheil sie mit diesen Stehlbriefen anrichten!“

„Eingesehen haben sie es wohl längst, aber ihr Trotz ist stärker, als ihre Vernunft; und so lange nicht König Albrecht seine

Freiheit erhält, werden sie fortfahren, Störtebekers Scharen zu mehren“, sagte Hermann bitter.

Aber was die beiden Unglücklichen nicht zu hoffen wagten, das geschah in kürzester Frist: auf des deutschen Hochmeisters und der Hansa ernste, drohende Mahnungen gab Margarete gegen ein Lösegeld von 288 000 Mark dem Könige Albrecht seine Freiheit wieder und überließ ihm die Insel Gotland zum Aufenthalt. Als die Kunde davon nach Wisby kam, befiel ein Schrecken die Häupter der Vitalienbrüder, die drei Freunde Jan von Plön, Hermann Nyenkerken und Arnold von Hachede aber frohlockten im stillen — war nun der Tag der Befreiung nahe?

Gödeke Michel, Klaus Störtebeker, Meister Hugo, Wigbold und Wichmann saßen beisammen und ratschlagten, was jetzt zu tun sei: sollten sie ihr Königreich Gotland räumen und mit ihren Scharen wie ein geschlagenes Heer von dannen ziehen?

Nein, das wollten sie nicht! Standen sie nicht unter dem Schutze der Städte Wismar und Rostock, und hatten sie nicht dem Könige Albrecht gute Dienste getan? Das konnten sie mit den Briefen, die sie wohl aufbewahrt hatten, bezeugen, und so beschlossen sie denn, in Wisby zu bleiben und dem neuen Herrn der Insel als seine getreuen Untertanen zu huldigen.

Mit einem kleinen Gefolge deutscher und schwedischer Ritter kam König Albrecht in seiner neuen Hauptstadt an und wurde von den Scharen der Vitalienbrüder und der Bürgerschaft mit erheucheltem Jubelgeschrei empfangen. Er zog in das stattliche Schloß am Meere ein, worin zuvor der dänische Vogt und in den letzten beiden Jahren Gödeke Michel, Klaus Störtebeker und Meister Hugo gehaust hatten. Der König brachte keine Schätze mit, die Inselbewohner waren verarmt, und als nun die Hauptleute der Vitalienbrüder zu ihm kamen und reiche Steuer boten, wofern er ihnen eine Freistatt auf Gotland einräumen wollte, da besann er sich nicht lange, sondern schlug ein in die waffengewaltigen Räuberhände. Sein Hofmarschall Sven Sture, ein schwedischer Ritter, überließ Störtebeker und seinen Kumpanen die besten Häfen und einige feste Schlösser der Insel gegen das Versprechen, die Beute, die sie künftig hier erjagen würden, mit ihm und seinem

Herrn zu teilen. Das war viel mehr, als die Vitalienbrüder von dem neuen Gebieter zu hoffen gewagt hatten. Jetzt hatten sie eine Heimat und einen Schirmherrn, unter dessen königlichen Schutz sie in den Tagen der Not und Gefahr flüchten konnten. Dies Bewußtsein stärkte ihren Mut und ihre Unternehmungslust unglaublich, und in den nächsten zwei Jahren übten sie auf der Ostsee eine solche Schreckensherrschaft aus, daß keine Kauffahrerflotte sich ohne den starken Schutz mächtiger Kriegsschiffe hinauswagte und am Ende aller Handel über See stockte. Die Namen Klaus Störtebeker und Gödeke Michel waren in den deutschen Küstenländern in aller Munde; die Kaufherren fluchten ihnen; jugendliche Anführer der Knabenspiele nannten sich nach ihnen und Mütter schreckten mit ihnen die unartigen Kinder, indem sie drohend riefen: „Still! still! sonst kommt Klaus Störtebeker und holt dich auf die wilde See!"

Am schwersten litten die nahen preußischen Städte, besonders Königsberg, Elbing und Danzig. Da beschloß der Hochmeister Konrad von Jungingen, dem Unwesen der Räuberhorden ein Ende zu machen. Mit Hilfe der Städte seines Landes, besonders des mächtigen Danzig, rüstete er eine Flotte von achtzig Schiffen aus, bemannte sie mit fünftausend tapfern Streitern: Rittern und Ruters, und sandte sie, mit Belagerungsgeschütz und Reitpferden wohl versehen, nach Gotland.

Es war gegen Ende März des Jahres 1397, als Ausliegerschiffe der Vitalienbrüder nach Wisby die Botschaft brachten, daß eine ungeheure Kriegsflotte unter der gefürchteten Flagge der Deutsch-Ordensritter gegen die Insel heranzöge. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die schlimme Kunde in der Stadt und wurde hinausgetragen nach allen Orten und in alle Häfen, wo Likedeeler lagen. König Albrecht war nicht in Wisby anwesend, an seiner Statt saß in dem Schlosse Herzog Johann von Mecklenburg. Zu ihm begaben sich Gödeke Michel und Störtebeker, um zu beraten, wie sie der drohenden Gefahr begegnen sollten. Der Herzog war machtlos, die beiden Hauptleute hingegen besaßen tüchtige Kriegsschiffe und ein Heer von mehr als zweitausend tapfern Streitern; sie waren daher die eigentlichen Herrn der Insel, und da sie ihm

erklärten, sie wollten den Rittern Trotz bieten und Wisby halten, ergab sich der Fürst darein und sprach: „Nicht mir gilt die Fehde des Hochmeisters sondern euch. Seid ihr entschlossen zu streiten, so geschehe es auf eure Gefahr und Verantwortung; ich habe mit diesem bösen Handel nichts zu schaffen."

Nun begann in Wisby ein wildes kriegerisches Leben und Treiben; Ringmauern, Tore und Türme wurden mit Likedeelern besetzt und alle Schiffe im Hafen zum Kampfe gerüstet. Zum Oberbefehlshaber der Flotte wurde Meister Hugo bestellt; unter ihm standen als Hauptleute Jan von Plön, Wichmann und Wigbold. Arnold von Hachede war auf der „Silbermöwe", Hermann auf dem „Seeadler", den Hans von Reinbeck führen sollte, bis Störtebeker selbst an Bord kommen würde. Vorläufig blieb der Ritter in der Stadt, um mit Gödeke Michel die Verteidigung zu leiten; aber alle seine reichen Schätze, eine Menge Kisten und Kasten, ließ er auf das Schiff bringen und dort sorgfältig verstauen. Zuletzt brachte er auch Frau Folka an Bord und sprach zu Hans von Reinbek und Hermann Nyenkerken: „Eurer Hut übergebe ich dies Teuerste, das ich besitze: mein Weib und meine ganze Habe. Haltet scharfe Wacht, bis ich komme! Die feindliche Flotte ist in den Hafen von Garn eingelaufen; schon ziehen die Ritter nach dem Schlosse Landeskron; bald werden sie vor Wisby erscheinen. Haltet allzeit die Schniggen seeklar, denn es mag wohl geschehen, daß wir die Stadt aufgeben müssen. Aber erfahren sollen diese stolzen Mantelträger, was Likedeelermut bedeutet!"

Es währte nicht lange, da erschienen fünfzig Ordensritter mit dreitausend Gepanzerten, Reitern und Fußvolk vor den Mauern der Stadt, und kurze Zeit danach kam auch die feindliche Flotte herangesegelt und ging an der Einfahrt zum Hafen in langer Reihe vor Anker. Nun saßen die Vitalienbrüder in der Falle; aber sie waren gutes Muts und hofften den Feind zu schlagen, im schlimmsten Falle aber die feindliche Flotte auseinander zu sprengen und durch ihre Reihe zu entschlüpfen.

Die Ritter sandten Botschaft an Herzog Johann und forderten ihn auf, die Stadt zu übergeben; aber der Herzog ließ ihnen sagen,

er habe keine Gewalt über die Stadt; Herren derselben seien Gödeke Michel und Klaus Störtebeker.

Da begann der Sturm gegen die Ringmauer, und zu gleicher Zeit rückte auch die feindliche Flotte zum Angriff heran. Zu Lande und zu Wasser entbrannte der Kampf, und die Lüfte widerhallten vom Getöse der Waffen und dem wilden Geschrei der heldenmütigen Streiter. Wie die Löwen kämpften die Vitalienbrüder auf der Mauer, und Störtebekers Donnerstimme, die bald hier, bald dort erklang, feuerte jeden Mann zur höchsten Tapferkeit an. Wo einer zu Tode getroffen niedersank, da sprang der Ritter selbst in die Lücke und spaltete jedem den Schädel, der wider ihn anstürmte. Mit gleichem Heldenmut stand Gödeke Michel im Vorderkampfe, und Leiche auf Leiche türmte sich vor dem gewaltigen Manne auf. Aber diesen zwei großen Führern standen fünfzig nicht minder kriegsgewaltige, unerschrockene Ritter gegenüber; nach blutiger Gegenwehr wurde die Mauer erstürmt, und Schritt um Schritt kämpfend wich das Heer der Vitalienbrüder in die Stadt zurück.

Da scholl mit schmetterndem Halle Störtebekers Ruf: „Vorwärts nach dem Hafen, Likedeeler!“

Und durch die Gassen stürmten sie dahin, alles über den Haufen rennend, was sich ihnen in den Weg stellte. Und hohe Zeit war's, daß sie kamen! Auf den Schiffen tobte der wildeste Kampf. Meister Hugo stand im Vordertreffen, die Silbermöwe wurde geentert; mit gellendem Geschrei sprangen die Feinde an Bord, und, von einem Axthiebe mitten in die Stirn getroffen, stürzte der tapfere Hauptmann tot auf die Planken nieder.

Das sah Störtebeker, als er den Hafen erreichte, und es half nichts, daß er die Faust ballte und mit fürchterlichem Fluche die Feinde zu schrecken suchte. Sein eigenes Schiff, der Seeadler, stand in großer Gefahr. Eine mächtige feindliche Kogge rückte gegen es heran, auf deren Verdeck es von Waffen funkelte und blitzte. Hastig sprang Störtebeker in einen Kahn, und nach wenigen kraftvollen Ruderschlägen hielt er an Backbord seiner Schnigge, ergriff ein herabhängendes Tau und schwang sich mit unglaublicher Gewandtheit auf das Deck hinauf. Dort riß er dem Kaspar

Grischow die Streitaxt aus den Händen, schwang sie über seinem Kopf durch die Luft, daß das blanke Eisen in der Sonne blitzte, und rief: „Holla—ha! jetzt gilt's, meine grimmen Seebären! Die Kogge dort will uns zu Leibe; darum die Schilde hoch und in der Rechten die Axt schlagbereit! — Ihr, Reinbek und Nyenkerken, laßt alle Segel aufgeien und steuert unter den Wind, daß der Seeadler Luft und Kraft gewinnt, die feindliche Linie zu durchbrechen!“

Der schmetternde Anruf und das Blitzgefunkel der mächtigen Augen des Hauptmanns weckten Feuer und Leben in jeder Likedeelerbrust. Mit heldenmütiger Tapferkeit wurde der Angriff der Kogge abgeschlagen, und mitten im wildesten Kampfgetümmel hob der Seeadler seine grauen Segelschwingen, machte eine scharfe Wendung nach rechts und entrann in rascher Fahrt dem Hagelwetter der feindlichen Geschosse. Ihm nach schlug sich Gödekes Greif siegreich durch die Feinde. Jan von Plön folgte, und wen erblickte Hermann an der Seite des weichherzigen, aber tapfern Holsteiners? — Nein, sein Auge täuschte ihn nicht: da stand barhaupt und an der Stirn blutend, aber bewehrt mit Schwert und Schild, sein treuer Freund Arnold von Hachede, den er schon verloren geglaubt. Die Silbermöwe war in die Tiefe gesunken und mit ihr der tote Meister Hugo und wahrscheinlich die meisten seiner Mannen. Gleiches Schicksal hatte so manches Vitalierschiff betroffen; viele standen noch im Kampfe; man sah die roten Flaggen mitten unter den weißen Ordensbannern mit den schwarzen Kreuzen wehen. Fürchterlich wütete die Schlacht, das Wasser im Hafen war mit Blut gefärbt; Geschrei der Kämpfenden erfüllte die Lüfte und Geschrei der Möwenscharen, die aufgeregt über dem Mastenwalde flatterten. Siehe, da lösten sich noch zwei Schniggen aus dem Gewirr von Schiffen und suchten unter Preß von Segeln das offene Meer zu gewinnen. Es waren Wigbold und Wichmann; sie entrannen glücklich dem schwarzen Verhängnis und wurden von den Kameraden draußen mit Jubelgeschrei empfangen. An die Rettung der übrigen war bei der großen Übermacht der Feinde nicht zu denken; sie mußten ihrem Schicksal überlassen werden, und da jeder von ihnen wußte, was seiner harrte, wenn er als Gefangener in die Hände

des Feindes fiel, so suchte er im letzten Kampfe sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen und schlug wie ein Rasender darein, bis er, zu Tode getroffen, auf die Planken oder über Bord stürzten.

„Fahre wohl, Gotland!" rief Störtebeker und winkte der Insel zu. „Sankt Nikolaus, unser Schutzpatron, allein weiß, ob wir dich wiedersehen werden. Frisch bläst der rauhe Nordlandwind in unsere Segel — nun denn auf, nach deutschen Küsten!"

„Nach deutschen Küsten!" murmelte Hermann, und sein Angesicht strahlte vor Freude. Vielleicht, vielleicht war nun der Tag der Freiheit nahe! Oh, wenn sein Fuß noch einmal Hamburgs Boden beträte — niederknien wollte er und die geliebte Heimaterde küssen. Vier Jahre irrte er nun in der Fremde umher, vier lange Jahre! Was konnte da nicht alles daheim geschehen sein!

Aus seinem Träumen rief ihn ein Zuruf Hans von Reinbeks. „Nyenkerken!" befahl er, „laßt Leesegel setzen, daß wir Bornholm erreichen, ehe diese prächtige Brise abflaut."

Hermann warf jetzt seine Heimwehgedanken über Bord, raffte sich auf und spornte die müde umherhockenden Likedeeler zu frischer Tätigkeit an. Gegen Abend sprang der Wind nach Westen um und trieb die Flotte der preußischen Küste zu. Alle Anzeichen deuteten auf Sturm für die Nacht. Da gab Gödeke Michel den Rat, in die Danziger Bucht einzulaufen und im Schutze der Halbinsel Hela günstigern Fahrwind abzuwarten. „Wohl!" stimmte Störtebeker zu. „Die Danziger haben bei mir noch eine alte Schuld auf dem Kerbholz; jetzt sollen sie die Zeche bezahlen."

Im innersten Winkel der Bucht, nahe der kleinen Stadt Putzig, ging die Flotte vor Anker und lag dort während eines heftigen Sturmes zwei Tage. Diese Frist benutzten die Likedeeler, das Städtchen zu plündern und viele friedliche Menschen unglücklich zu machen. Als sie sich dann aber mit dem Raube davon machen wollten, kamen zwei mächtige Danziger Kriegskoggen herangesegelt und verlegten ihnen den Weg in die See. Ein heißer Kampf entbrannte; Störtebekers Schnigge wurde geentert, und auf ihren Planken tobte eine Stunde lang die männermordende Schlacht. Dabei geriet auch

Frau Folka, die sich auf Deck herausgewagt hatte, in Lebensgefahr. Sie hatte sich mit einem Schwert in der Hand hinter den Besanmast gestellt und sah mit großen, erschrockenen Augen dem wilden Kampfgetümmel zu. Da sprang mit erhobener Streitaxt ein Ruter auf sie zu, um sie niederzuschlagen. Bis an das Heck prallte sie zurück, faßte dort festen Fuß und erwehrte sich eine Weile tapfer des starken Gegners. Störtebeker, der ringsum von Feinden umstellt war, konnte ihr nicht Hilfe bringen, nur einer erblickte sie in ihrer Bedrängnis: Hermann Nyenkerken, der in der Strickleiter hing, und von oben her das Schlachtfeld überschauen konnte. Jetzt, da er sie in Gefahr sah, vergaß er alle ihre Lieblosigkeit und Habgier; „sie ist eine Frau", dachte er nur, sprang aus beträchtlicher Höhe auf die Planken herab, griff Schild und Schwert auf und eilte ihr zu Hilfe. Ein einziger Hieb, mit aller Kraft geführt, lähmte des Ruters erhobenen Arm, und seiner Hand entfiel die Waffe. Da wandte sich der wehrlose Mann um und sprang mit einem gewaltigen Satze vom Kastell des Seeadler nach der Danziger Kogge hinüber, auf deren Verdeck er wie eine Eisenwalze hinrollte. Bei dem Anblick mußte Hermann laut auflachen; auch Frau Folka stimmte mit ein; dann streckte sie ihrem Retter die Hand hin und sagte mit dankbarem Blick: „Das soll Euch unvergessen bleiben, Nyenkerken!"

„Oh!" erwiderte er geröteten Angesichts, „ich tat ja nur, was ich mußte. Aber nun eilt hinunter in die Kabine, ich werde Wacht halten an der Pforte."

Sie gehorchte augenblicklich, und er zog die Tür hinter ihr zu und blickte auf die grimmig dreinschlagenden Männer jenseits des Großmastes. Hoch ragte Störtebeker wie eine eherne Säule im Kampfgetümmel und streckte mit seiner wuchtigen Streitaxt einen Ruter nach dem andern auf die Planken. Die Danziger Kogge wurde von Wigbold und Jan von Plön hart bedrängt. Da gaben die kühnen Angreifer den Kampf um die Schnigge auf und sprangen über das Enternetz auf ihr Schiff zurück. Viele tapfere Streiter lagen tot oder schwer verwundet auf den Planken des Seeadlers. Nun versuchte Störtebeker die feindliche Kogge zu entern, aber das gelang nicht; alle Angriffe wurden abgeschlagen, und es fehlte nicht

viel, so hätte das mächtige Kriegsschiff Wigbolds Schnigge in den Grund gebohrt. Mit genauer Not entrann der gelehrte Magister dem Verderben und entwich mit windgeblähten Segeln aus dem Schlachtgetümmel. Ihm folgten Gödeke Michel und Wichmann. Da setzte Störtebeker seine Pfeife an den Mund und gab durch drei schrille Töne Jan von Plön das Zeichen, den Kampf abzubrechen und zu fliehen. Er selbst segelte als letzter dem offnen Meere zu und spottete der schwerfälligen Koggen, die ihn bis zum Städtlein Hela verfolgten.

Gen Westen steuerte nun die Likedeelerflotte, hütete sich aber, den großen Hansastädten zu nahe zu kommen; denn gefangene Danziger Kuters hatten Störtebeker verraten, daß außer ihrer Vaterstadt auch Lübeck, Stralsund, Greifswald, ja selbst Rostock und Wismar mächtige Fredekoggen ausgerüstet hatten, um den Vitalienbrüdern auflauern und ihre Schiffe abfangen zu lassen. Das war, wie Störtebeker und seine Genossen bald sahen, bitterer Ernst; bald hier, bald dort erblickten sie hochragende Masten am Horizont, und da im Kampfe mit den Fredekoggen nichts zu gewinnen war, beschlossen sie, die Ostsee zu verlassen. Gödeke Michel wollte mit Wichmann und Wigbold nach Bergen segeln und die hansischen Gärten plündern, Störtebeker aber sprach: „Mich verlangt's, mein kleines Königreich Helgoland wiederzusehen. Dort liegen meine treuen Gesellen Marquard Preen und Eberhard Pilgrimson, und ich hoffe, sie werden dem Hamburger Krämervolk manch fette Beute abgejagt haben. Auf — nach Helgoland!"

22. Die Flucht.

Der tapfere Marquard Preen, ein holsteinischer Edelmann, hatte den Hamburger England- und Schonenfahrern allerdings manches schwerbeladene Frachtschiff weggekapert, aber von der Insel Neuwerk, die einst Störtebeker erobert, hatten sie ihn gleich nach dem Falle des Schlosses Ritzebüttel vertrieben und saßen dort als Herren bis auf den heutigen Tag.

Darüber ergrimmte Störtebeker und sprach drohend: „Bis auf den heutigen Tag, bis morgen und übermorgen, dann aber soll

ihre Herrschaft dort ein Ende mit Schrecken nehmen. Wer war damals der Führer ihrer Flotte, als die Insel verloren ging?"

„Kapitän Jürgen Nyenkerken", antwortete Preen.

„Dachte ich's doch!" rief Störtebeker grimmig auflachend. Dann wandte er sich an Hermann und fragte spöttisch: „Habt Ihr gehört, Steuermann Nyenkerken? — Euer Oheim hat mir Neuwerk entrissen, nun ist es Eure Pflicht, die Schuld Eures Verwandten einzulösen und mir die Insel zurückzugewinnen; denn die Scholle muß ich besitzen, um die Mündung der Elbe überwachen zu können. Kein Schiff darf ohne meinen Willen aus und ein! Hamburg soll mir bluten, bis seine elenden Krämerseelen zu Bettlern und Landstreichern geworden! Lasset alle Schniggen seeklar machen und schleifet Schwerter und Streitärte; am Sonntag wollen wir unser Festgelage im Turm zu Neuwerk halten!"

Vier wohlbemannte Schniggen segelten in der Nacht nach der Elbmündung, liefen in dämmernder Frühe in den kleinen Hafen von Neuwerk ein und überwältigten nach kurzem Kampfe die drei dort vor Anker liegenden Hamburger Schiffe. Da wurde es lebendig auf der ganzen Insel. Vom Turme her und aus allen Hütten kamen Gewappnete und mit Keulen, Äxten und Dreschflegeln bewehrte Fischer eiligen Laufes an den Strand, um den schlimmen Gästen heißen Morgengruß zu bieten. Es war eine ansehnliche Streitmacht; aber Störtebeker und Marquard Preen ließen sich nicht schrecken, sie riefen den mutig dreinschauenden Likedeelern zu, ihnen zu folgen, streckten die Eisenschilde vor und sprangen ans Land, um mit zermalmenden Hieben den Kampf zu beginnen. Mit wildem Geschrei stürzten sich nun auch die Mannen von Bord der Schiffe mitten in die feindlichen Waffen und schlugen um sich gleich rasenden Berserkern. Mancher freilich biß in den Sand und stieß seinen letzten Atem aus, ehe er sich nur von dem Sprunge aufzurichten vermochte.

In dem Wirrwarr schwang sich Hermann Nyenkerken auf die Holk Jans von Plön hinüber und flüsterte dem Kapitän und seinem Freunde Arnold ein paar Worte heimlich zu. Darauf ließen die

drei ein Boot, das außenbords an den Davits hing, zu Wasser, sprangen hinein und ruderten eine Strecke längs des Strandes hin. Niemand achtete ihrer, und sie hätten wohl ungehindert entfliehen können, wenn nicht mannhaftes Ehrgefühl sie zurückgehalten hätte. Dort stritten wackere Hamburger Bürger wider das Raubgesindel, das ihnen die Insel entreißen wollte — sollten sie da heimlich fortschleichen, um nur das eigne Leben zu retten? „Nimmermehr!" rief Hermann; „das wäre feige und niederträchtig! Lieber aber will ich zwiefachen Todes sterben, als mit dem Brandmal der Ehrlosigkeit und Schande in der Sonne umhergehen. Kommt, meine Freunde, und lasset uns streiten, wie sich's für Männer geziemt!" — „Drauf!" rief Arnold mit funkelnden Augen, und auch Jan von Plön reckte sich entschlossen auf und umklammerte mit fester Hand den Stiel seiner Streitaxt.

In dem wilden Schlachtgetümmel merkten es die Hamburger gar nicht, daß ihnen Hilfe von feindlicher Seite gekommen war, und die drei neuen Kämpfer sahen ja auch nicht aus wie die Teufelsfratzen von Likedeelern. Tapfer, heldenmütig, wildgrimmig hieben sie auf die Feinde ein; nie zuvor hatten sie mit solcher Lust gestritten, nie einen Feind vor der Klinge gehabt, ihrem Herzen so verhaßt wie dieser. Seite an Seite schritten sie vor; einer schützte den andern, so kam's, daß sie wohl ein Dutzend Gegner niederschlugen, ohne selbst nur ernstlich verwundet zu werden. Man stutzte bei ihrem Anblick, man rief sie mit Namen, man schalt sie Verräter, Schurken, aber sie bissen nur die Zähne zusammen und spalteten ohne Widerwort und Gegenruf den Schmähern Helme und Hirnschädel.

Nicht lange konnten so furchtbare Streiter dem Adlerblick Störtebekers entgehen. Wie ein wütender Löwe brüllte er auf, da er sah und begriff, was sie ihm angetan: „Nyenkerken!" rief er, heiser vor Wut, „wie ist das nur möglich! Aber beim ewigen Höllenschlunde, du sollst es bitter büßen, treuloser Bursche!"

Mit doppeltem Grimm hieb er um sich, und fast jeder Schlag streckte einen Gegner totwund zu Boden. Nicht minder furchtbar stritten Preen und Pilgrimson, und jeder gemeine Likedeeler drang mit Todesverachtung in den immer mehr sich lichtenden Haufen der Feinde vor. Den Neuwerker Fischern flößte die übermenschliche Kraft des berüchtigten Seeräuberhauptmanns solchen Schrecken ein, daß sie mit Entsetzen die Flucht ergriffen. Auch die kleine Schar der Gewappneten begann zu weichen. Da rief Störtebeker Preen und Pilgrimson zu sich und gab ihnen heimliche Weisung. Dabei deutete er mit zornfunkelnden Augen auf Hermann und seine beiden Genossen, die in der Hitze des Kampfes nichts von der ihnen drohenden Gefahr bemerkten. Plötzlich stürzten sich die drei Recken in jähem Sprunge auf ihre ahnungslosen Opfer. Ein einziger Keulenschlag Marquard Preens streckte Jan von Plön zu Boden. Störtebeker schlug Hermann das Schwert aus der Hand, umfaßte ihn mit starken Armen und rang ihn nach schwerem Kampfe auf den Sand nieder. In gleicher Weise wurde Arnold von Pilgrimson überwältigt. Während die beiden Sieger ihren Opfern auf der Brust knieten, lief Preen zu den Schiffen und holte Stricke herbei. Damit wurden den beiden Freunden, die jeden Widerstand aufgegeben hatten, die Hände hinterrücks fest zusammengeschnürt.

„So!" knirschte Störtebeker, „jetzt in den Turm mit ihnen! Morgen werde ich fürchterlich Gericht über sie halten!"

Die Schlacht neigte sich ihrem Ende zu: die Vitalienbrüder hatten gesiegt. Sie beraubten die toten Feinde, erschlugen die Verwundeten und warfen die Leichen ins Meer. Die kleine Besatzung der Feste wartete den Angriff gar nicht ab, sondern ergriff die Flucht nach den entlegensten Fischerhütten, um sich dort zu verstecken und dann im Dunkel der Nacht aufs Meer zu retten.

Hoch erhobenen Hauptes begab sich Störtebeker auf den Seeadler, begrüßte lachend Frau Folka, die an Bord stand, ließ sich von seinem Mundschenk einen Becher Wein reichen, trank ihn in durstigen Zügen bis zur Neige, schüttelte die roten Tropfen aus seinem Bart und rief: „Hurra! wie labt doch nach heißem Streite der herbe, kühle Wein! Die Insel ist mein; komm in das feste Haus mit mir; hoch im Turme wollen wir das Siegesfest feiern!"

Die großen, wilden Möwenaugen Frau Folkas leuchteten vor Freude, und stolz wie eine Königin hielt sie am Arme des gewaltigen Mannes ihren Einzug in die Feste. —

In derselben kleinen Turmstube, worin sie vor Jahren eingekerkert gewesen waren, saßen nun wiederum Hermann und Arnold gefangen. Ihre Hände waren gefesselt, doch konnten sie sich frei bewegen und schritten in dem kahlen Raume in dumpfer Niedergeschlagenheit schweigend auf und nieder. Die Stunden ihres Lebens waren gezählt, „morgen“, hatte Störtebeker ingrimmig gesagt, „werde ich fürchterlich Gericht über sie halten.“ Sie zweifelten nicht, daß er seine Drohung wahr machen werde, und hatten alle Hoffnung aufgegeben. Durch die kleine, mit starken Eisenstäben vergitterte Fensterluke fiel helles Sonnenlicht in das enge Gemach, mit lustigem Gezwitscher schwirrten Schwalben vorüber und erinnerten die beiden Todesgeweihten daran, daß der Frühling wieder gekommen sei.

„Hörst du sie?“ fragte Arnold.

„Ja — ja“, antwortete Hermann; „so fliegen sie jetzt auch über unsere blaue Alster und bauen ihre Nester unter dem breiten Dach unserer Mühle.“

Sie stellten sich dicht an die Luke und blickten, von Sonnenlicht überglänzt, lange schweigend hinaus. Dann kam der Abend, und dunkle Schatten senkten sich herab auf Land und Meer. Das Schwalbengezwitscher war verstummt, aber aus den Hütten der Fischer hörte man Angstgeschrei, und im Turme ringsum erscholl wildes Lärmen und Lachen und Singen. „Sie feiern das Siegesfest“, sagte Arnold; „hörst du, wie die Becher klingen?“

Immer wüster wurde das Toben und Schreien und Brüllen, und erst lange nach Mitternacht legte es sich allmählich, bis endlich völlige Stille eintrat.

„Jetzt sind sie alle betrunken und liegen schnarchend auf dem Boden umher — oh, möchten sie doch nie wieder aufwachen!“ knirschte Arnold ingrimmig.

„Ja, wir haben von ihnen auch kein Erbarmen zu hoffen. Doch mag kommen, was will, wir wollen fest bleiben und würdig,

wie es Seemannen geziemt, in den Tod gehen. Die elenden Likedeeler sollen nicht die teuflische Freude erleben, uns jammern und flennen zu hören. Jetzt aber laß uns schweigen und die letzten Stunden unsern Lieben und Gott im Himmel weihen, vor dessen Angesicht wir morgen treten werden!“

„Oh, mein geliebter Freund!“ rief Arnold tief erschüttert, „ist denn keine Rettung mehr möglich?“

„Keine, keine!“ murmelte Hermann dumpf. „Sieh: dort oben funkelt ein Stern durch die Wolken — wie schön, wie licht und freundlich! — Oh, wie hab' ich das Licht immer so lieb gehabt — den Sonnenschein, das Sterngefunkel, den warmen Glanz geliebter Menschenaugen! Oh, Herr, mein Gott, nimm mir alles, alles, nur laß mir das Licht nicht erlöschen!“

Da horch! was war das? An der Tür draußen raschelte es, als führe eine Hand tastend und suchend darüber hin. Dann knirschten die Riegel, der Schlüssel fuhr leise in das Loch, knarrte ein-, zwei-, dreimal; das Schloß gab nach, nun ächzte die schwere Tür in ihren Angeln, ein Lichtschein zuckte in die dunkle Kammer hinein, und in dem Schein der Laterne erblickten die atemlos Hinstarrenden ein bleiches Menschenantlitz mit zwei großen, scheuen, ängstlich suchenden Augen.

„Nyenkerken!“ rief flüsternd Frau Folkas Stimme.

Die beiden sprangen auf, und Hermann erwiderte ebenso leise „Was soll's, Frau Folka?“

„Kommt! rasch, rasch!“ flüsterte sie. „Die Türen sind geöffnet alle schlafen, ihr könnt entfliehen!“

Sie hielt ein scharfes Messer in der Hand, durchschnitt die Stricke, womit sie gefesselt waren, und sprach flüsternd: „Geht vor mir her, ich leuchte; dort gerade hinaus und dann die Treppe hinunter, aber leise! leise!“

Der Turm war fest gebaut, die dicken, schweren Dielen knarrten nicht, so gelangten die beiden in dem matten Lichte der Laterne glücklich an die hohe Außentreppe.

„Nun vorsichtig hinunter“, sagte Frau Folka; „ich leuchte so lange.“

Hermann wandte sich ihr zu und wollte ihr danken; sie aber wehrte ihn ab und sprach: „Nichts da, nichts! Ihr habt keine Zeit zu verlieren, bald kommt die Flut. Lauft in Gottes Namen!"

Unter ihren Füßen knarrten die Stufen; dann hatten sie festen Boden gewonnen und eilten im ersten, matten Dämmerschein des erwachenden Tages wie zwei Hirsche, die dem Gehege entsprungen sind, dem Strande zu. Da lag vor ihnen die weite Fläche des feuchten Watts; der Schlick war fest, und sie zauderten keinen Augenblick, ihn zu betreten und den gefahrvollen Überlauf zu wagen. Es war noch so dunkel, daß sie das Land nicht sehen konnten, aber die Richtung glaubten sie zu wissen; drüben mußte das Stranddörfchen Duhnen liegen, und in einer halben Stunde glaubten sie es erreichen zu können. Unter ihren Füßen knackten die Muscheln; stehende Gewässer, so breit wie die Alster, lagen auf ihrem Wege; aber sie hemmten nicht ihren Lauf, waren sie doch meist flach, kaum reichte das Wasser ihnen bis an die Knie, und der Grund war fest; nur vorwärts, vorwärts, ehe die Flut kam, deren Brausen schon wie fernes Donnergrollen an ihr Ohr schlug.

Wie gehetztes Wild liefen sie dahin. Unter ihren Füßen begann es geheimnisvoll zu rieseln, und der Schlickboden bedeckte sich mit Wasser — das waren die Anzeichen der nahenden Flut!

„Schneller, schneller, Arnold!" keuchte Hermann schier atemlos und ergriff den Freund bei der Hand, um ihn fortzuziehen. „Die brausende See ist nahe hinter uns, und wenn sie uns erreicht, so sind wir verloren!"

Es war heller geworden, und plötzlich standen sie vor einem breiten Priel, der wie ein reißender Strom dahinschoß. Zugleich erblickten sie aber auch die Küste und hinter der Düne die Dächer der Fischerhütten. Da streckten sie die Arme empor und jauchzten laut. „Vorwärts!" rief Hermann, von frischem Mut beseelt. „Hinein in den Priel!"

Sie sprangen in die Flut und rangen schwimmend mit dem Strom; aber Arnold wurde fortgerissen und schrie um Hilfe. Da packte Hermann ihn im Nacken, holte mit seiner ganzen Kraft aus und gewann nach ein paar Schlägen das rettende Ufer. Er sprang empor, Arnold aber vermochte sich nicht aufzurichten, seine Kräfte waren erschöpft.

Die Flut war nahe, nur noch wenige Minuten, und sie waren rettungslos verloren. Da hob Hermann den Freund auf seinen Nacken und fing an zu laufen, daß das Wasser hoch aufspritzte. Hinter ihm kam mit Rauschen die See, vor ihm winkte der Strand, Möwenscharen und Seeschwalben umflatterten mit lautem Geschrei sein Haupt; er hörte nichts davon, das Auge fest auf den weißen Uferstrand gerichtet, lief er dahin; nur noch hundert Schritte, nur noch fünfzig. Die erste Woge schoß heran, er fühlte ihren Schlag, sah sie vor sich hinrollen und schäumend zerstieben; die zweite, die dritte, die hohe Flut! Mit Macht erfaßte sie ihn und warf ihn im Schwunge auf den Strand — er war gerettet!

Sie waren beide fast ohnmächtig geworden. Dann aber raffte sich Hermann zuerst auf und sprach: „Arnold, wir müssen eilen, um nach Ritzebüttel zu gelangen, Störtebeker wird uns verfolgen."

Sie gingen ins Dörfchen Duhnen und wurden in einer Fischerhütte mit Brot und einer warmen Biersuppe gelabt. Dann machten sie sich ohne Verzug auf den Weg, und als sie nach Döse kamen, läuteten die Glocken zur Frühmesse, denn es war Sonntag. Endlich langten sie auch in Ritzebüttel an, klopften an die Pforte der Feste und wurden auf ihren Wunsch dem gestrengen Schloßvogt Herrn Ludolf Wulfhagen vorgeführt. Mit Erstaunen betrachtete der würdige Ratmann die beiden verwildert aussehenden Gäste und rief: „Nyenkerken, von Hachede, man hat euch in Hamburg längst für verloren gehalten!"

„Lebt meine Mutter noch?" fragte Hermann in angstvoller Spannung.

„Eure Mutter, die gute Frau Regina?" versetzte Herr Wulfhagen nachsinnend. „Ich habe nicht gehört, daß sie gestorben sei. Auch die Eure nicht, Hachede, die mir wohlbekannt ist, war doch Euer wackerer Vater mein Jugendfreund. Doch nun setzt euch und erzählt mir eure Geschichte!"

Da nahm Hermann das Wort und schilderte ihre Gefangennahme in Stickenbüttel, ihre Fahrten und Abenteuer unter der roten Likedeelerflagge, den letzten Kampf am Hafen von Neuwerk und endlich ihre Flucht.

Herr Wulfhagen erschrak, da er hörte, daß Störtebeker so nahe sei. „Da müssen wir in Eile Vorkehrungen treffen", rief er aufspringend. „Dies Schloß ist zwar wohlverwahrt und unsere getreuen Verbündeten, die Wurstfriesen, werden mir Hilfe senden; aber auch der Rat in Hamburg muß wissen, was geschehen ist. Kommt mit mir, ihr sollt euch umkleiden und an Speise und Trank erquicken; ich aber will sogleich ein Schiff zur Fahrt rüsten lassen, das euch nach Hamburg bringe. Dort angekommen, begebt ihr euch mit dem Briefe, den ich euch mitgeben werde, geradeswegs in das Rathaus, um unserm Herrn Bürgermeister Kersten Miles alles mitzuteilen, was ihr bei Störtebeker und Gödeke Michel erlebt habt. Kommt, meine vielgeprüften jungen Freunde!"

23. Daheim.

In purpurnem Abendsonnenschein erglänzte der blanke Schild der Alster, als Hermann aus dem Tor auf den Reesendamm trat. Der Anblick ergriff sein Herz mit überwältigender Freude, und aus seinen Augen strömten Tränen unaussprechlichen Glückes. Kein Bild auf der weiten, weiten Erde war ihm so teuer wie dieses, und unwillkürlich breitete er seine Arme aus, als müsse er alles, alles, was er ringsumher sah, an sein überquellendes Herz drücken. Abendfriede in weiter Runde — so war's an jenem Pfingstfeste gewesen, als er mit Hilde von der Insel Thule heimwärts fuhr. Und nun begannen auch die Glocken zu läuten; er entblößte sein Haupt, beugte das Knie und flüsterte andachtsvoll „Ave Maria!"

Dort stand noch die Mühle wie einst; aus dem Schornstein stieg wie eine gerade Säule blauer Rauch in den Abendpurpur, der Kahn lag ruhig in der kleinen Bucht, und Wasserrauschen klang wie Orgelmusik durch die Stille — „oh, meine Heimat, wie schön bist du, wie schön!" flüsterte der glückberauschte Wandersmann und schritt leise dahin, um den heiligen Frieden nicht zu stören.

Siehe, dort trat Wackermann aus dem Hoftor auf den Damm hinaus, hob den schwarzgrauen Kopf und schnupperte witternd dem Fremden entgegen. Langsam kam er ein paar Schritte näher, blieb stehen, um noch einmal die wehende Luft zu prüfen; dann aber sprang er wie toll herzu und begrüßte den Gast mit stürmischer Freude.

„Wackermann! mein alter, treuer Bursche!" sagte Hermann gerührt und liebkoste zärtlich das graugewordene Tier. „Wo ist denn deine Herrin, meine Mutter, und wo bleiben Grete und Trude meine flachshaarigen Schwestern?" fragte er mit beklommenem Herzen, da sich niemand auf dem Damme zeigte, und auch kein geliebtes Angesicht aus dem Fenster schaute.

Langsam ging er über den Hof und wunderte sich, weil er keinen Menschen sah. Drinnen in der großen Wohnstube brannte schon Licht? Und klang nicht eben verhaltenes Weinen und Schluchzen an sein Ohr? — Eine namenlose Angst ergriff sein Herz — „wenn meine Mutter . . . o mein Gott! mein Gott!" stammelte er und umklammerte mit der Linken eine Leitersprosse im Vorflur, um sich festzuhalten und Atem zu schöpfen.

Wieder das stille Weinen da drinnen! Er fuhr auf, faßte die Türklinke und öffnete. Heller Kerzenschimmer blendete seine Augen, brennende Kerzen mitten in der Stube!

Leise, unhörbar wie ein Geist, trat er herein und — stand an dem Sarge seiner Mutter. Seine Schwestern schrien laut auf und wichen weit vor ihm zurück. Wer war denn der fremde Mann? Wie kam er herein? Was führte ihn her? . . . Wie er dastand, so starr und regungslos, wie ein Steinbild! — Und sein bärtiges Antlitz — wie war es so erdfahl, so bleich, so ganz ohne Leben, als sei es eine Larve aus Wachs! Da plötzlich ging ein krampfhaftes Zucken durch seinen Körper, ein schwerer Atemzug entrang sich seinem Munde, und er sank in die Knie, preßte seine Stirn an den Sarg und rief in herzzerreißender Klage: „O Mutter, meine geliebte Mutter!"

Nun wußten die Schwestern, wer der Gast war. „Es ist Hermann! unser Hermann!“ flüsterten sie sich in grenzenloser Überraschung zu, und dann weinten sie vor Freude und Mitleid und hätten ihn so gern begrüßt und getröstet, aber die Scheu vor seinem heiligen, ungeheuern Schmerz hielt sie zurück. Und war er es denn auch wirklich, er, den sie schon als gestorben beklagt? Selbst die Mutter, die immer und immer geglaubt, er werde wieder heimkehren, hatte endlich alle Hoffnung aufgegeben, und der Schmerz hatte ihr das Herz gebrochen. O, wäre er doch ein paar Tage eher gekommen, vielleicht hätte dann die Freude ihr Leben erhalten!

Hermann richtete sich auf, wandte sich um und blickte seine Schwestern an. Aber waren diese großen, schlanken, schönen, bleichen Mädchen denn wirklich die muntern, flachshaarigen Spielgefährtinnen seiner Knabenjahre? Ihre Haare waren dunkler geworden, und ihre blauen Augen, verklärt von dem größten Schmerze ihres jungen Lebens, glänzten in so mildem, stillem, wundersamen Lichte. „Grete! Trude!“ flüsterte er in leidvoller Freude und streckte ihnen seine Hände entgegen. Da schmiegten sie sich an ihn, und er umfing beide mit seinen Armen und küßte ihre Stirnen, ihren Mund. „Unsere geliebte Mutter,“ stammelte er tief bewegt, „o sähe sie uns jetzt beisammen, wie würde sie so glückselig lächeln!“

Da ging die Tür auf, und ein noch junger, schöner Mann mit kurzgeschorenem braunem Bart und großen, blauen, schwärmerisch glänzenden Augen trat herein. Hermann machte sich frei und blickte den Gast prüfend an. „Paul!“ flüsterte er mit unterdrückter Freude, und der junge Künstler entgegnete: „Du, Harm, du?“ und die beiden Vettern lagen sich in den Armen, drückten Herz an Herz und schmiegten lust- und leidvoll Wange an Wange.

Dann trat Paul Francke zu den Schwestern, begrüßte Trude mit einem Händedruck, Grete aber küßte er, legte zärtlich den Arm um ihren Nacken, faßte mit der Linken ihre Hand und trat mit der schämig Erglühenden vor den Vetter. „Harm,“ sagte er in stiller Freude, „die Verklärte dort im Sarge hat unsere Hände ineinander gelegt und unsern Herzensbund gesegnet!“

Da nickte Hermann mit seinem sonnigen Jugendlächeln, strich mit seinen Händen über die Scheitel der Verlobten und sprach: „So segne auch ich euch aus Herzensgrunde und wünsche euch reinstes, höchstes Erdenglück!“

Der Vater und Dirk kamen in die Stube; sie stutzten zwar, da sie Hermann erblickten, erkannten ihn aber sogleich und begrüßten ihn in wortloser Freude. „Wenn das deine Mutter noch erlebt hätte!“ sagte der Müller tief bewegt. „O, mein Sohn, mein Sohn, warum bist du nicht früher gekommen!“

Der harte Mann schluchzte in mächtiger Erschütterung, aber keine Träne rann aus seinen Augen. Unwillkürlich faßte Hermann des Vaters rauhe Hand und küßte sie; der Alte aber nahm den Kopf des Sohnes, drückte ihn an seine Brust, als wollte er ihn in sein wehes Herz hineinpressen, und sagte vorwurfsvoll: „Harm, mein Junge, warum bist du nicht eher gekommen, deine Mutter wäre nicht gestorben!“

Dirk allein blieb ruhig und gefaßt, und während die andern klagten oder einander zu trösten suchten, nahm er die Lichtschere und putzte den Docht der Kerzen zu Häupten und zu Füßen des Sarges. —

Es war spät geworden, als Hermann in seine Kammer ging und sich in das Bett legte, worin er die vielen, vielen Jahre so glücklich geruht hatte. Mit welcher liebevollen Sorgfalt pflegte seine Mutter ihm stets die Lagerstätte zu bereiten! Auch jetzt hatten ihre zärtlichen Hände es getan — zum letztenmal, zum allerletztenmal! Aus tiefstem Herzen dankte er ihr für all die grenzenlose Liebe und Güte, die sie ihm täglich erwiesen von Kind auf bis zu ihrem letzten Atemzuge. O, wie wonnig, wie selig würde er nun hier ruhen, wenn er ihren leichten Schritt im Nebenzimmer wie einst hörte! — Draußen rauschte das Wasser wie vor Jahren, ihr Ohr aber hörte es nicht mehr, nie mehr, o nimmer! nimmermehr! . . .

Die Müdigkeit übermannte endlich auch seine kräftige Natur, — was hatte er auch in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht ausgestanden! Gekämpft wie ein Held, gefangen gelegen mit allen

Schrecken qualvollsten Todes vor Augen, den wilden Schlicklauf nach Duhnen und nun im Vaterhause den herzzerreißenden Schmerz! Er schlief, und im tiefen, traumlosen Schlafe sammelte seine ungebrochene gesunde Natur frische Kräfte zu neuen Leiden und Kämpfen.

Denn ein trauriges Erwachen war's am andern Morgen. Wacholder- und Tannengeruch erinnerte ihn beim ersten bewußten Aufatmen an die geliebte Frau, die kein Morgen mehr weckte. Und dann stand er an ihrem Sarge und blickte lange in ihr stilles, bleiches Angesicht, um sich die teuren Züge fest ins Herz zu prägen. Wie schön dies Antlitz war, wie ergreifend schön im Verklärungsglanze des Todes! Jede Spur irdischer Leiden und Schmerzen war darin ausgelöscht; wunderbare Ruhe, himmlischer Friede waren darüber gebreitet, und um den feinen, sanft geschlossenen Mund schien ein glückseliges Lächeln zu schweben.

Bald erschien auch auf dem Hofe der Kapitän Jürgen Nyenkerken. Er stützte sich schwer auf einen Stock und konnte nur mit Mühe vorwärtsschreiten. Haupthaar und Bart waren ergraut, die Wangen hager und bleich geworden, nur die hellen, klaren Seemannsaugen erglänzten noch in dem alten Feuer. Hermann erblickte ihn und eilte ihm entgegen. Vor der männlichen, fremdartigen Erscheinung stutzte der Alte; dann aber ging ein Freudenschein über sein Gesicht, und er rief bewegt: „Harm, mein alter, lieber Junge!"

„Oheim, Oheim!" erwiderte Hermann mit stockendem Atem, „seid Ihr krank gewesen?"

Der Kapitän nickte mit trübem Lächeln und sprach: „Seit Ritzebüttel bin ich nur noch ein Wrack, habe dort schwere Havarie erlitten und liege nun hier vor Anker, bis der morsche Kiel vollends in Stücke bricht. Doch was liegt an mir, da du wieder hier bist, mein Junge! Back hingen alle Segel an Stengen, Gaffeln und Rahen, denn ich hielt dich für verloren; nun weht wieder frische Brise in die Leinwand, und ich höre des Steuermanns herzerfreuende Meldung: ‚Alles klar!' Gottwillkommen, mein Sohn Harm!"

Am Nachmittag kamen durch das Mühlentor viele Menschen auf den Reesendamm und schritten der Obermühle zu. Es waren Verwandte und Freunde Nyenkerkens, die Martinsbrüderschaft, die Zünfte der Bierbrauer, Schmiede und Bäcker, die Schiffergesellschaften der Englands-, Schonen- und Bergenfahrer, und zuletzt erschien der Rat der Stadt Hamburg, an seiner Spitze der erste Bürgermeister Kersten Miles im pelzverbrämten Mantel mit der goldenen Amtskette auf der Brust und auf dem stolzen Haupte das schwarze Samtbarett.

Aber es kamen auch viele Menschen in verschossenen Gewändern: arme, verhärmte Weiblein und Waisenkinder, die in der Verstorbenen ihren guten Engel beweinten. Sie alle folgten dem Sarge in tiefer Trauer, denn die da hinausgetragen wurde auf den Petrikirchhof, hatte auf Erden nichts als Liebe gesät, und die Tränen, welche ihr frisches Grab benetzten, waren Tautropfen inniger Dankbarkeit und Liebe und wurden wohl aufgesammelt von einem lichten Engel, um als köstliche Perlen in Gottes hohem Hause zu prangen . . .

In den folgenden Tagen ging Hermann im Vaterhause und draußen umher, wie einer, der jemand sucht und ihn nirgend finden kann. Frühling war's nun, Schwalben schwirrten über die sonnenbeglänzte Alster, in den knospenden Bäumen schmetterten die Buchfinken, und hoch im Blauen jubilierten in seliger Lust die Lerchen, — das alles sah und hörte der leidversunkene Seemann wohl, aber es weckte kein Echo in seinem Herzen wie sonst, es war für ihn nicht da, denn seines Lebens Sterne, die ihm alles durchwärmt und sonnig verklärt hatten, waren nun für immer erloschen.

Aus diesem traumhaften Zustande wurde er eines Tages aufgeweckt. Als er einmal an der Schleuse stand und gedankenverloren in das niederstürzende Wasser starrte, trat sein Bruder Dirk zu ihm, berührte seine Schulter und sagte: „Weißt du schon, Harm, daß unser Vetter Heinz sich verlobt hat?"

„So?" fragte der Träumer gleichgültig.

„Ja, denke dir," versetzte Dirk wichtig, „die schöne Hilde Wrak, mit der du früher gespielt hast, ist seine Braut."

Mitten ins Herz, scharf wie ein Dolchstich traf das unbesonnene Wort den Schmerzgebeugten; mit aschfahlem Gesicht starrte er den grausamen Bruder an, Nacht legte sich auf seine Augen, und ihm war's, als schwanke der Erdboden unter seinen Füßen, und er sänke hinunter in grundlose Tiefen.

Als Dirk sah, was er angerichtet hatte, erschrak er und sprach: „Ich wußte nicht, das du noch an das Ratsfräulein gedenkst, bist nun doch ein vernünftiger Mann und solltest wissen, daß ein Müllerssohn und eines Ratsherrn Tochter nimmer zusammenkommen können."

„Es ist gut", sagte Hermann tonlos; „du hast recht, Bruder Dirk, hast recht, hast recht, hast recht!"

Er ließ den verdutzten Unheilstifter stehen, sprang in den Kahn, ergriff die Riemen, stieß vom Ufer ab und fuhr über den sonnengeküßten blauen Spiegel nach der Insel Thule hinüber. Dort war kein Mensch in weiter Runde, hoch oben der blaue Himmel, kein Auge sah sein Ringen, kein Ohr hörte sein Schluchzen und sein mannhaftes Gelübde. —

24. Wider die Vitalienbrüder.

Kapitän Jürgen Nyenkerken legte sein Amt als Aldermann der Englandfahrer nieder; an seine Stelle traten die tapfern jungen Schiffer Borchert Bennin und Matthias Schiphouwer. Diese wagten trotz Störtebekers Drohung, kein Hamburger Schiff in die offne See stechen zu lassen, mit einer ansehnlichen Flotte die Ausfahrt; es gelang ihnen auch, ungefährdet ihr Ziel zu erreichen, auf der Rückfahrt von England aber wurden sie in der Nähe der Emsmündung von Störtebeker angegriffen, nach hartnäckigem Widerstande geschlagen und eines großen Teiles ihrer Holke mit reicher Ladung beraubt.

Gleich schlimme Kunde kam aus Bergen, wo Gödeke Michel mit seinen Gesellen die hansischen Gärten geplündert und all das geraubte Gut nach Ostfriesland geschleppt hatte.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Hansastädte, und auf einer Tagfahrt zu Lübeck wurde beschlossen, mit vereinigter

Kraft gegen die Vitalienbrüder vorzugehen und nicht abzulassen, bis sie vernichtet wären. Auch die Königin Margarete trat dem Bunde bei, und nun wurde in den großen Seestädten mit drohendem Ernst zum Kriege gerüstet.

Störtebeker und Gödeke Michel spotteten zwar der Maßregeln ihrer zahlreichen Feinde, aber ihren Schirmherren wurde doch bang zumute, und einer von diesen: Graf Cord von Oldenburg, versagte ihnen für die Zukunft seinen Schutz. Auch die friesischen Häuptlinge fingen an besorgt zu werden, und die ernsten Mahnungen Hamburgs, den Likedeelern keine Zuflucht mehr zu gewähren, verhallten nicht mehr ungehört im Winde. Sie fühlten sich nicht stark genug, den Hansastädten offen zu trotzen, andererseits war der Gewinn, der ihnen aus der reichen Beute der Vitalienbrüder zufloß, so groß, daß sie sich nicht entschließen konnten, ihren verwegenen Freunden im Ernst die Tür zu weisen. Was sollten sie nun tun? —

Da kam die Botschaft aus Hamburg an Keno then Broke, ob er mit dem Rat der Stadt verhandeln wolle. Sogleich sagte er zu, und als dann die Gesandten Hamburgs: die Ratsmannen Albert Schrey und Johann Nanne, zu Aurich erschienen, empfing er sie freundlich in seiner Burg, bewirtete sie gastfreundschaftlich und führte sie in die Halle zur Beratung. Auf die ernsten Vorstellungen der würdigen Männer erwiderte der falsche Häuptling: er sei ein wahrer Freund der Stadt Hamburg und der deutschen Hansa und wolle sich gern deren Willen fügen und fortan den Likedeelern weder Unterschlupf, noch Schutz und Beistand in seinem Lande gewähren. Solches könne er auch im Namen seiner Freunde: der Edeln Edo Wimeken und Folkmar Allena und des Probstes Hisko von Emden, versprechen.

Es wurde nun ein Vertrag aufgesetzt, worin Keno und seine Freunde „den Bürgermeistern und Ratsmannen der Stadt Hamburg und ihren Nachfolgern, als Mitgliedern der Hansa, gelobten, alle Vitalienbrüder von sich lassen und sie durchaus nicht weiter schützen zu wollen."

Diesen Vertrag unterschrieb und besiegelte der Häuptling und entließ die Herren mit freundlichen Worten und mit Grüßen an den Rat zu Hamburg.

Kaum aber waren sie aus der Halle, da stürzte Störtebeker, der im Nebenzimmer alles belauscht hatte, mit zorngerötetem Antlitz, herein und überschüttete seinen Schwiegervater mit den heftigsten Vorwürfen. „Unerhört!“ schrie er aufgebracht, „ganz unerhört und himmelschreiend! Womit habe ich solche Untreue an dir verdient?“

Mit Mühe gelang es Keno, den Wütenden zu beschwichtigen. „Alles Schein und Trug!“ rief er mit schallendem Gelächter. „Daß ich ein Narr wäre, dir, dem mächtigen Herrn der See, und deinen wackern Gesellen die Treue zu brechen! Ich pfeife auf die Pfeffersäcke Hamburgs und der ganzen Hansa! Bei jedem Tatzenhiebe, den du ihnen versetzest, lacht mein Herz vor Freude. Mögen die beiden Gimpel nur hingehen und den Vertrag nach Hause bringen — gehalten wird er von mir und meinen Freunden nicht! Aber wenn die hochmögenden Ratmannen in Hamburg glauben, der Keno then Broke meine es gut mit ihnen und der Hansa, so wird das mein Schade nicht sein und im Notfalle kann ich durch diese Masche hindurchschlüpfen. Bist du nun mit mir zufrieden, mein Sohn?“

„Nein!“ antwortete Störtebeker. „Meine Art ist es nicht Honig zu reden und Gift zu denken. Loben würde ich dich, wenn du den Herren den sauern Essig deiner Meinung frank und frei eingeschenkt hättest.“

Keno lachte und antwortete: „Das mag ritterlich sein, klug ist es nicht. Besser so: ich locke den grimmen Bären Hamburg an den Honigspalt, und du kommst über ihn und schlägst ihn tot, den Pelz aber teilen wir brüderlich.“

Kaum war das Wort seinem Munde entflohen, da trat Herr Johann Nanne, der Hamburger Ratmann, in die Halle und fragte nach seinen Handschuhen, die er vergessen hatte. Die mühsam verhohlene Empörung in seinem stolzen Gesicht verriet dem erschrockenen Häuptling, daß er alles gehört habe. Störtebeker reckte sich hoch und machte mit der Rechten eine Bewegung nach dem Griff seines Schwertes, als wollte er den Mann niederschlagen, aber Keno packte sein Handgelenk und hielt ihn zurück.

Herr Nanne nahm seine Handschuhe vom Schemel, sah über den falschen Friesen hinweg, als ob er Luft wäre, wechselte mit Störtebeker einen Blick unversöhnlichen Hasses und schritt mit stolz erhobenem Haupte ohne Gruß und Dank aus der Halle. —

Nun wußte der Rat zu Hamburg, was er von den friesischen Häuptlingen zu halten hatte, und er beschloß, auch über sie Gericht zu halten. Mehrere große, wohlgebaute Holke wurden in Kriegsschiffe umgewandelt, darunter auch Jürgen Nyenkerkens braver alter Walfisch. Seine Führung übernahm Hermann Nyenkerken, und zum ersten Steuermann berief dieser seinen Freund Arnold von Hachede. Kapitäne der andern Schiffe waren die Ratmannen Albert Schrey und Johann Nanne und die Englandfahrer Matthias Schiphouwer, Borchert Bennin und Werner von Ülzen. Dem würdigen Herrn Albert Schrey übertrug der Rat den Oberbefehl über die ganze Flotte.

Mit kühnen, waffenkundigen Männern, zumeist Hamburger Bürgersöhnen, wurden die Schiffe bemannt, und dann ging's unter den Segenswünschen des Volkes, das Kopf an Kopf gedrängt am Kayen und Steinhöft stand, hinaus auf die Elbe. Bei Stade warteten schon drei Lübecker Koggen auf die Flotte; sie schlossen sich an, und das stattliche Geschwader segelte in die Nordsee und nahm seinen Kurs gen Westen. Auch die beiden holländischen Hansastädte Kampen und Deventer sandten ein paar Schiffe zu Hilfe, und als die Likedeeler von der heranziehenden großen Kriegsmacht Kunde erhielten, nahmen sie die Flucht nach der Oster-Ems und Weser, wurden aber verfolgt und grimmig angegriffen. Mit dem Mute der Verzweiflung wehrten sich die verwegenen Gesellen, und heiß und blutig war die Schlacht. Hermann Nyenkerken stand im Vordertreffen, und seinem kühnen Vorgehen war es vor allem zu danken, daß drei Piratenschniggen eingekreist, geentert und nach heldenmütigem Kampfe genommen wurden. Achtzig Vitalienbrüder lagen tot auf den Planken, sechsunddreißig wurden gefangen, und von diesen vernahm Hermann, daß Störtebeker und Gödeke Michel, nach denen er ausgespäht hatte, wie ein Adler nach seiner Beute, ein paar Tage zuvor auf die hohe See gesegelt seien.

Viele Likedeeler hatten sich durch die Flucht ans Land retten können und fanden Aufnahme in den Burgen der friesischen Häuptlinge.

Die siegreiche Flotte segelte nun nach Emden und erzwang sich die Einfahrt in den befestigten Hafen. Da befiel ein Schrecken den Probst Hisko, und er sandte Botschaft an Albert Schrey und ließ um Waffenstillstand bitten. Aber der Ratsherr traute dem alten Freunde der Vitalienbrüder nicht; er schiffte seine Streiter aus, nahm die Stadt Emden ein und zog alsdann gegen die Festen Wittmund und Grothusen. Auch diese fielen nach heftiger Berennung in seine Hände, ebenso die Burg Aurich, die dem falschen Keno then Broke zu eigen gehörte.

In die eroberten Städte, Burgen und Schlösser legte Herr Albert Schrey tapfere Mannen seines Schiffsvolks als Besatzung und erklärte sie als Eigentum der Stadt Hamburg; die besiegten friesischen Häuptlinge mußten schwören, fortan keine Vitalienbrüder mehr bei sich aufzunehmen, noch ihnen Schutz zu gewähren; Keno then Broke aber mußte noch obendrein Geiseln aus seiner Verwandtschaft stellen, denn dem eidbrüchigen Manne traute der Ratsherr nicht. So wurde der Friede geschlossen, und die hansischen Schiffe rüsteten zur Heimfahrt. Sie hatten ja siegreich gestritten und die Macht der friesischen Häuptlinge gebrochen, aber doch erschien allen Führern dieser Kriegszug nur als das Vorspiel zu größeren Kämpfen, denn so lange Klaus Störtebeker und Gödeke Michel noch lebten, konnte von einer Befreiung der See nicht die Rede sein.

25. Die Bunte Kuh.

Wohl wurde die siegreich heimkehrende Flotte am Kayen und Steinhöft mit Jubel begrüßt, aber alsbald erscholl auch in ganz Hamburg der kriegerische Ruf: „Auf zum Kampfe wider Klaus Störtebeker und Gödeke Michel!“ Denn neue Unglücksbotschaften kamen von der Mündung der Elbe: Herr Simon von Utrecht, der mit einigen Schiffen von seiner Englandfahrt zurrückkehrte, war zwischen Neuwerk und Helgoland von den Piraten angegriffen

worden, hatte zwei Holke im Kampfe verloren und war den Fängen der Räuber nur mit seinem Hauptschiff, dem gut bewehrten „Schwan von Holland“, glücklich entkommen.

Dieser weitausblickende Schiffer und Kaufherr stammte aus Holland, hatte sich erst vor einem Jahre in Hamburg niedergelassen, ein stolzes Haus am Rödingsmarkte erworben und war vermöge seines Reichtums, seiner mannhaften Erscheinung, seiner Rechtschaffenheit, Tapferkeit und kühnen Unternehmungslust in seiner neuen Vaterstadt rasch zu Ehren und Ansehen gekommen. Mit flammenden Worten rief nun Herr Simon zum Vernichtungskampf wider die Seeräuber auf, und seine Worte fanden lauten Widerhall im Rathause, in allen Zunftstuben und besonders in den Schiffergesellschaften.

Mit Freuden hörte Hermann Nyenkerken den Ruf zum Streite. Er hatte sich im letzten Kriegszuge Ehre und Ruhm erworben und war vom Bürgermeister Kersten Miles öffentlich belobt worden; doch galt ihm das nur wenig, so lange Klaus Störtebeker und Gödeke Michel noch die Nordsee beherrschten und Hamburgs Aufblühen zu Macht und Reichtum hinderten. Auf die Vernichtung dieser beiden Erzfeinde seiner Vaterstadt war sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet. Hatte er dies große Werk vollbracht, so konnte und wollte er ruhig und zufrieden sterben; andere Wünsche hegte er nicht mehr; seit er die geliebte Mutter und das goldhaarige Mägdlein seiner Knabenträume verloren hatte, war das Glück und die Freude in seinem Herzen gestorben, die Sonne hatte ihren Glanz eingebüßt, und die Heimaterde, die ihm einst so paradiesisch erschienen, lag nun dunkel und trübe vor seinen Augen wie ein fremdes Land. Um viele, viele Jahre hatte das Unglück ihn auch in seinem äußern Ansehn älter gemacht, und kein Mensch hörte ihn jemals wieder heiter und fröhlich lachen. Ganze Tage verbrachte er auf der Alster, in den Wäldern von Herwerdeshude, auf der welteinsamen Insel Thule oder in den Schilf- und Rohrgehegen von Papenwärder, wo er den Wildenten und Tauchern nachstellte; und an den Abenden saß er gern in dem Gartenhäuschen in der Schmiedestraße, um seinem Vetter Paul Francke bei seiner fleißigen Arbeit zuzuschauen und mit Freuden zu lauschen, wenn

der junge Künstler strahlenden Auges von den großen Werken sprach, die er noch schaffen wollte. Paul war glücklich bei seiner unermüdlichen Arbeit, und man nannte ihn trotz seiner jungen Jahre schon den ersten Meister Hamburgs in der edeln Mal- und Bildhauerkunst. Und diesen hohen Ruhm verdankte er vornehmlich seinem alten Lehrmeister Bertram von Minden. Dieser angesehene greise Künstler hatte nun Pinsel und Palette aus den zitternden Händen gelegt, vermochte aber den Becher noch wohl zu heben und trank im Lorbeerkranze seines Ruhmes mit zufriedenem Herzen seinen geliebten Wein auf seinem altangestammten Sitze im Ratsweinkeller. Und dort, im Kreise der würdigen Tafelrunde, pflegte der Alte wohl zu sagen:

„Der Rebensaft mundet doch köstlich, wenn man das Tagewerk seines Lebens glücklich vollbracht hat. So mancher Wurf ist mir mit Sankt Lukas Hilfe wohlgelungen und wird von Meister Bertram zeugen, wenn diese weiße Hand, die jetzt so dürr und zitterig geworden ist, längst in Staub zerfallen sein wird. Heil mir, daß ich solches glauben und hoffen darf! Denn es ist wohl das Wertvollste und Höchste, was ein Mensch auf dieser Welt erreichen kann. Aber, meine Freunde, glücklicher noch, als die reife Frucht meiner eigenen Arbeit, macht mich mein Anteil an der jungaufsprießenden Hamburger Kunst, die in Paul Francke ihren Hauptschöpfer hat. Täuscht mich mein Künstlerblick nicht, so wird dieser junge Meister die Sonnenhöhe niedersächsischer Kunst erfliegen, und sein Name wird noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden Hamburgs größter Ruhm sein. Paul Francke," sagte er dann mit hellem Aufleuchten seiner klugen, weinseligen Augen, „dir und deiner Blüte weihe ich diesen Becher! Wenn einst in fernen, späten Tagen dein großer Name mit Bewunderung und Ehrfurcht in dieser Stadt wird genannt werden, so wird man vielleicht auch daran gedenken, daß der alte Bertram von Minden dein Lehrmeister gewesen ist. Heil dir, du Liebling der Götter und der Menschen Freude!"

Mit rechter Herzenserquickung hörte Kapitän Jürgen Nyenkerken, der an der Tafelrunde nimmer zu fehlen pflegte, den Preis seines jungen Freundes, und er versäumte nicht, bei guter Gelegenheit das hohe Lob tropfenweise, wie der Regen von den betauten Bäumen fällt, dem Künstler beizubringen. Dann lachte Paul Francke in seiner heitern Art, und auch Hermann lächelte dann wohl und pries im stillen seine Schwester glücklich, die der große Künstler und prächtige Mensch zu seiner Braut erkoren hatte.

Und bald sollte der junge Griesgram aus der Mühle noch eine zweite große Freude erleben: Arnold von Hachede, der fast täglicher Gast in der Obermühle war, warb um seine Schwester Trude, und da der Ratsherr Hinrich von Hachede, ein Oheim Arnolds, diesen zu seinem Erben ausersehen hatte, trug der Müller kein Bedenken, dem tapfern Schiffer die Vaterhand zu reichen.

„Oh!" sagte da Hermann freudig und traurig zugleich, „wenn diesen Tag unsere gute Mutter noch erlebt hätte!"

„Ja", versetzte Kapitän Jürgen, der auch zugegen war, „sie suchen meine alten Augen jedesmal, wenn ich hier eintrete; hat je ein edles Herz in Hamburgs Mauern geschlagen, so war es das deiner Mutter. Sie war ja freilich eine geborne Francke, und die Franckes sind allzumal besser, als wir Nyenkerken, das ist eine ausgemachte Sache. Du, mein Junge, hast von ihrer Art auch mehr, als von der unseren, bist ein rechtes, echtes Muttersöhnchen — im guten Sinne, meine ich; und nun sag' mir mal: willst du dir nicht auch eine Braut suchen, wie deine Freunde?"

Dunkelrot färbte sich Hermanns Antlitz, und dann wurde es von jäher Blässe überzogen. „Nein, Oheim," erwiderte er mit tiefem Ernst, „ich bin ein Seemann wie Ihr, und mein Schiff ist meine Braut!"

„Junge!" rief der alte Kapitän freudeglänzenden Angesichts, „du bist ein Mann nach meinem Herzen und wirst uns den Störtebeker einfangen! Aber unser alter Walfisch taugt zu dieser wilden Jagd nicht mehr; er ist wie sein Herr ein Wrack geworden. Ein neues Schiff wollen wir bauen, den hurtigsten Renner, der je aus Hamburgs Hafen gesegelt! Das Geld dafür liegt schon bereit in meiner Truhe, und mit Meister Siegfried Klingspor habe ich auch

schon darüber gesprochen; du weißt, der alte Ratmann ist noch immer unser bester Schiffsbaumeister. Die Werft am Oberbaum ist jetzt frei, und ohne Verzug soll Meister Siegfried ans Werk gehen."

Da leuchteten Hermanns Augen in freudigem Glanz, und er schlang seine Arme um den breiten Nacken seines Oheims, küßte den Alten und sprach mit hellem Tone: „Habt Dank, mein getreuester Freund! Lange schon trug ich es in mir, aber ich wagte nicht, Euch damit zu kommen, weil ich wußte, wie der alte Walfisch Euch ans Herz gewachsen war. Jetzt ist alles gut; frische Kraft durchströmt meine Glieder; ich bekomme ein neues, schnelles, sturmfestes Schiff und werde nicht ruhen noch rasten, bis mein Werk vollbracht ist."

„Das heißt," erwiderte der Kapitän, „bis Störtebeker und seine Gesellen tief unten im Ratskeller liegen."

„Ja," antwortete Hermann, „so ist's gemeint." —

Nun begann auf der Werft am Oberbaum ein geschäftiges Wirken und Schaffen der Schiffszimmerleute. Aus bestem Kernholz wurde das Schiff gebaut, länger, doch nicht so breit wie der Walfisch, hochbordig wie eine hansische Kriegskogge, aber ranker und schlanker, als diese zu sein pflegten, ganz ähnlich den schnellsegelnden Schniggen der Likedeeler, nur größer, fester und mächtiger als sie. Drei Masten mit Stengen, Marskörben, Rahen und Gaffeln erhielt das Schiff, und als es fertig dastand, stieß Kapitän Nyenkerken kräftig mit seinem Stock auf die Planken und sprach: „Ihr habt ein gutes Werk vollbracht, Meister Siegfried — nicht wahr, mein Junge?" wandte er sich an Hermann.

„Ja," antwortete dieser mit leuchtenden Augen, „das Schiff ist gerade so prächtig und schön, wie ich es mir gewünscht habe."

Der Alte nickte und sagte: „Alles gut und wohl gemacht, nun fehlen nur noch Name und Gallionbild; ich denke, wir heißen es Walfisch, wie mein altes, getreues Leibroß."

„Nein, Oheim," fiel Hermann ein. „Ich weiß einen Namen, den noch niemals ein Schiff getragen hat."

„Heraus damit!" rief der Alte.

„Die Bunte Kuh von Flandern!"

Da tat der Kapitän seine klaren Seemannsaugen weit auf, lachte gewaltig und rief, daß es weithin über Werft und Hafen schallte:

„Die bunte Kuh von Flandern . . . ha, bei Sankt Nikolaus! das soll der Name dieses guten Schiffes sein! Wer aber soll uns das Gallionbild, das großgehörnte Kuhhaupt, formen?"

„Paul Francke!" erwiderte Hermann; „keiner kann's so gut wie er, und mein Großvater soll die Hörner schmieden."

„Hörner aus blankem Stahl — ja, so soll es sein!" stimmte der Kapitän freudig zu. „Und mit ihren Stahlhörnern wird dann die bunte Kuh Störtebekers Seeadler anrennen, daß ihm die Rippen knacken und splittern — wie, mein Junge?"

„Ja, Oheim, das ist mein Wunsch und Wille!" erwiderte Hermann mit grimmigem Ernst.

Die beiden Francke, Großvater und Enkel, schufen aus härtestem Eichenholz und Stahl ein so naturechtes Rindviehhaupt, daß jedermann das Kunstwerk bewunderte. Das Bild wurde am Vordersteven des Schiffes angebracht, und nun sah es aus, als ginge die Kuh brüllend zum Kampfe vor. Wie Silber erglänzten die mächtigen gebogenen Hörner, aus dem aufgesperrten Maul glaubte man ein Wutgebrüll zu vernehmen, unbeugsam erschien der gedrungene Nacken, die breite Stirn felsenfest — wo war der kühne Streiter, der es wagte, mit dieser Kuh des Meeres den Kampf aufzunehmen?

Alles Volk strömte an den Hafen, das Wunderwerk Klingspors und der beiden Meister Francke zu sehen. Ja fürwahr: kein anderes Schiff kam der bunten Kuh von Flandern an Schönheit gleich, nicht Werner von Ülzens schlanke Haidschnucke, nicht Simon von Utrechts Schwan von Holland, ja, nicht einmal der neue Isern Hinrik, den der Rat zum Kriege wider die Seeräuber hatte erbauen lassen; nun hüte dich, Klaus Störtebeker!

26. Die Entscheidungsschlacht bei Helgoland.

Im Frühling des Jahrer 1401 sandte Herr Ludolf Wulfhagen von Schloß Ritzebüttel an den Rat in Hamburg die Botschaft: die Likedeelerflotte kreuze vor der Elbmündung und lauere auf die England- und Bergenfahrer. Da ernannte der Rat aus seiner Mitte die Herren Nikolaus Schocke und Hermann Lange zu Schiffshauptleuten, überwies ihnen die Kogge Isern Hinrik als Admiralschiff und übertrug ihnen den Oberbefehl über die Kriegsflotte.

Das waren gewiß zwei würdige, tapfere Herren, aber die erkorenen Lieblinge des Volkes waren Hermann Nyenkerken, Simon von Utrecht und Werner von Ülzen. Auf diesen bewährten Führern ruhte die Hoffnung der Bürgerschaft, besonders auf Nyenkerken und seinem Schiffe „die bunte Kuh von Flandern".

Am Tage der Ausfahrt strömten aus allen Gassen Scharen von Menschen nach dem Kayen und Steinhöft, und als dann Hermann mit seinem Steuermann Arnold von Hachede, seinem Vater, Oheim Jürgen und Paul Francke vom Schartor daher kam, winkten ihm tausend Hände zu, und einer sprach zum andern: „Der ist's! Der junge, schlanke Müllerssohn mit dem ernsten Antlitz und dem glänzenden Kraushaar! Vier Jahre hat ihn Störtebeker gefangen gehalten, jetzt wird er Rache üben und den wilden Ritter hierherbringen, er und Simon von Utrecht, der dort so kühn und stolz bei den Ratmannen steht."

Der erste Bürgermeister, Kersten Miles, ein Mann so klug im Rate wie groß und unerschrocken mit der Tat, trat grüßend an Hermann heran, schüttelte ihm die Rechte und sprach: „Diesmal gilt's, Nyenkerken! Ich vertraue, Ihr werdet den großen Raubvogel nicht wieder entwischen lassen."

Entschlossenen Antlitzes erwiderte Hermann: „Wir werden unser Bestes tun, Herr Bürgermeister!"

„Junge!" sagte Kapitän Jürgen und stieß mit seinem eisenbeschlagenen Stock auf das Steinpflaster, daß die Funken aufsprühten, „wie gern ginge ich mit dir an Bord, wie gern, wie gern! Eins rate ich dir: trachte danach, den Störtebeker lebendig zu fangen!

Ich möchte meinem alten Zechkumpan noch einmal in die wetterleuchtenden Augen schauen. Vorwärts denn! Herr Schocke hebt schon die Pfeife zum Munde!"

Auf Befehl des Admirals setzte Hermann sich an die Spitze der Flotte und steuerte als erster aus dem Hafen in den freien Strom: Die Hörner der bunten Kuh erglänzten wie Silber im Sonnenschein und der mächtige Kopf streckte sich drohend über die Wogen. Donnernde Heilrufe stiegen aus der Menge empor, Möwen umschwärmten mit Geschrei die Schiffe, in der frischen Brise blähten sich die grauweißen Segel, und die langen roten Wimpel flatterten lustig in den blauen Lüften. „Fahrt wohl! Glück auf!"

Nach drei Stunden erreichte die Flotte Ritzebüttel. Herr Ludolf Wulfhagen begrüßte die Hauptleute und meldete, die Piraten hätten sich nach Helgoland zurückgezogen. Da wollte Herr Schocke nicht lange säumen, damit die losen Vögel ihm nicht entrönnen. Er gab Befehl, die Anker zu lichten, und die Bunte Kuh setzte sich an die Spitze und schwamm dem offnen Meere zu.

Mit fünf Schniggen lagen die Vitalienbrüder in der Nähe der Insel Helgoland vor Anker. Sie hatten ein mit Bier befrachtetes holländisches Schiff gekapert und hielten nun ein wüstes Zechgelage nach dem kurzen, siegreichen Kampfe. Niemand von ihnen ahnte, daß eine feindliche Flotte verderbendrohend herannahe; in völliger Sorglosigkeit ließen Hauptleute und Gesellen die Becher kreisen, und lustiger Gesang und Lachen und Geschrei erscholl weithin über das wogende Meer.

Schon aus der Ferne vernahmen die Hamburger den Lärm; sie folgten der Richtung, denn sehen konnten sie nicht weit: es hatte sich ein Nebel auf die See gesenkt, der jedoch nicht so dicht war, daß sie die Fahrt hätten einstellen müssen. So gelang es ihnen, sich unbemerkt an die feindliche Flotte heranzupirschen und ganz in ihrer Nähe beizudrehen, um die herannahende Nacht vorübergehen zu lassen. Alle Kapitäne geboten ihren Leuten Schweigen, damit die Feinde ihre Anwesenheit nicht erführen. Nur flüsternd sprachen Ruters und Matrosen miteinander, mit leiser Stimme wurden die nötigen Befehle gegeben und so geräuschlos wie nur

möglich ausgeführt. Alle Mannen, von den Hauptleuten bis zum letzten Schiffsjungen, waren fröhlich und guter Dinge; glücklich und spaßhaft deuchte jedem die Lage, und die jüngern Burschen hatten Mühe, sich das Lachen zu verbeißen — war es nicht gerade so, als ob sie mit den Vitaliern Versteck spielten? — Dort hinter dem Nebelvorhang, wohl kaum einen Pfeilschuß weit entfernt, zechten, sangen, fluchten und tanzten die wilden Gesellen, und keiner ahnte, daß die Feinde dicht daneben lagerten und fast jedes laute Wort, das gesungen oder gesprochen wurde, verstehen konnten. Ab und zu klang auch Störtebekers Donnerstimme durch den Nebel; dann verstummten die andern, wie die Tiere des Waldes erschrocken schweigen, wenn der Löwe sein Gebrüll erhebt. Je näher um die Mitternacht, desto lauter, wüster und wilder wurde das Geschrei. Man hörte zankende Stimmen und rohe Schmähungen; Waffen klirrten, Hiebe fielen, daß es krachte und dröhnte; wilde Schmerzensschreie erschollen, bis dann endlich die drohende Stimme eines Gebieters dem Kampfe ein Ende machte.

Die Hamburger hatten sich zur Ruhe begeben, aber wer hätte denn schlafen können bei dem Wirrwarr der Laute, der wie ein höllischer Gespensterspuk das eintönige Rauschen der Wogen zu verspotten schien! Ohne Zweifel waren die wüsten Gesellen drüben allesamt betrunken. Hermann und Arnold kannten die rohen Gelage der Piraten; sie wußten, daß kein Likedeeler eher zu zechen aufhörte, als bis der Rausch ihn überwältigte und ihn wie einen Toten auf die Planken niederstreckte. So weit kam es allmählich auch jetzt; das Gewirr der Stimmen wurde dünner und schwächer; eine nach der andern verstummte, und endlich — der Morgen konnte nicht mehr fern sein — wurde es ganz still: Störtebeker und seine bierberauschten Gesellen waren in Schlaf gesunken, in einen festen, langen Schlaf, aus dem es für so manchen unter ihnen wohl kein Erwachen mehr gab. —

Der Morgen kam. Ein Sonnenstrahl durchbrach wie ein Blitz den Nebel und setzte die grauen Massen in wallende Bewegung. Wie ein Fastnachtsmummenschanz wirbelten die Schleier, Tücher und Mäntel über den wogenden Tanzboden auf und ab, hinunter und wieder hoch in die Luft empor, steigend und fallend, kreisend und

hüpfend, sich ballend und wieder zerfließend, bis die Brise aufsprang und die wunderlichen Gebilde vor sich herblies, daß die Schleier und Flore in Fetzen zerrissen und endlich ganz und gar von den Sonnenstrahlen aufgesogen wurden.

Siehe! da lagen fünf Piratenschniggen kaum einen Steinwurf weit von den Hörnern der Bunten Kuh entfernt! Auf den ersten Blick erkannte Hermann den „Seeadler", daneben lag Marquard Preens „Springender Wolf", links davon Gödeke Michels „Greif" und Pilgrimsons „Wildeber".

Herr Nikolaus Schocke gab seine Befehle.

„Ihr, Nyenkerken," sagte er, „sollt das schwerste Werk in Angriff nehmen und auf den ‚Seeadler' losgehen. Herr Simon von Utrecht wird den ‚Springenden Wolf' und Herr Werner von Ülzen den ‚Wildeber' packen. Ich selbst werfe mich auf den ‚Greif' des Gödeke Michel, und Schiphouwer und Bennin besetzen die Flanken, damit kein feindliches Schiff entrinnen kann. Nun beuget die Knie vor dem Herrn der Heerscharen und flehet Sankt Nikolaus, Sankt Jakob, Sankt Georg und Sunte Maria tom Schare an, uns im Kampfe beizustehen."

Jenseits des Holstenlandes stieg das strahlende Sonnenbild empor und übergoß den weiten Schild des Meeres mit einer Flut silbernen Lichtes. Möwen und Seeschwalben kamen in Scharen von der rotglühenden Felseninsel geflogen und umschwärmten die Flotten mit lustigem Gezwitscher und heiserem Geschrei.

Die Räuber waren erwacht; von den schmutzigen Planken erhoben sie sich; aus allen Löchern und Luken kamen sie ans Licht gekrochen und taumelten schlaf- und biertrunken auf dem Verdeck umher. Aber was war denn das? Wagten es die Hamburger, zum Kampfe heranzusegeln? Ha! Störtebeker erschien an Bord!

„Seht ihr ihn?" fragte Hermann Nyenkerken seine Mannen und zeigte mit dem Schwerte auf den Riesen an Bord des Seeadlers. „Das ist Klaus Störtebeker, der grimmigste Wolf des deutschen Meeres. Aber heute spiegelt sich die Sonne wohl zum letztenmal auf seinem Stahlhelm und Brustpanzer; wir werden ihn

niederwerfen, wie stark er auch ist und so wild er sich gebärden mag. Hohio! Klaus Störtebeker! Die Stunde der Rache ist gekommen!"

Die Bunte Kuh ging brausend durch die wilde See, auf einen Wink Hermanns erkrachten ihre acht Donnerbüchsen an Steuerbord; die Kugeln pfiffen durchs Gestenge des Seeadlers, zerschmetterten Rahen und Gaffeln und schlugen einen Teil des Vorderkastells in Stücke.

„Ha! Nyenkerken!" schrie Störtebeker und schwang furchtbar grimmig seine schwere Eisenkeule gegen den Todfeind.

Jetzt erkrachten auch auf dem Isern Hinrik, dem Schwan von Holland und der Haidschnucke die Feuerrohre, und durch das Knattern und Brechen der Spieren auf den Piratenschniggen scholl der Likedeeler wildes Wut- und Wehegeschrei. Nun hub ein wildes Streiten an wie nie zuvor zwischen Hansaschiffen und Piratenschniggen! Bord an Bord legten sich die Schiffe, hinüber und herüber flogen die Enterhaken und bissen in die Schanzkleidung, daß es knirschte und splitterte; über die Netze sprangen die gepanzerten Mannen, schwangen Streitäxte, Eisenkolben, Spieße, Partisanen und Schwerter und hieben darein, daß Helme, Panzer und Schädel klafften und mit rotem Blut besprengt wurden. Schreckergriffen schossen die Möwen und Schwalben hoch in die Lüfte und flogen durch Rauch und Qualm, vom rosigen Morgenlicht goldig überstrahlt, mit angstvollem Geschrei der nahen Insel zu.

Vor Aufregung glühend, stand Hermann Nyenkerken auf dem hohen Achterkastell und rief dem Manne am Steuerruder zu: „Hart über Backbord! Geradeaus auf den Rumpf des Seeadlers!" Ha! da schoß die Bunte Kuh furchtbar grimmig heran, stieß mit zermalmender Wucht ihre Hörner dem Seeadler in die Seite, zertrümmerte Spanten und Planken wie Glas, durchbrach auch die Schanzkleidung und warf alsdann, da Hermann die Segel am Fockmast rasch gegen den Wind drehen ließ, das gehörnte Haupt hoch empor, wie einst ihr lebendiges Vorbild auf der Weide an der Alster, da sie die Rotbunte besiegt hatte.

Gurgelnd und brausend stürzten nun die Wogen durch die weite Öffnung in den Bauch des Seeadlers, und die Schnigge sank bis an die Reeling ins Wasser.

„Das Schiff ist verloren!" rief Störtebeker mit Donnerstimme seinen Mannen zu. „Auf! mir nach zum Kampfe auf Leben und Tod!"

Sprach's, nahm einen kurzen Anlauf und setzte in gewaltigem Sprunge über den schäumenden Abgrund nach der Bunten Kuh hinüber. Ihrem Herrn und Meister folgten todesmutig seine verwegenen Gesellen. Aber drüben an Bord standen mit erhobenen Waffen die Hamburger Mannen, und sie hieben auf die heransausenden Piraten so wuchtig ein, daß viele mit markerschütterndem Todesschrei in die gähnende Tiefe stürzten und nimmermehr ans Licht kamen.

Nun begann auf Deck der Bunten Kuh ein wildes Ringen und Schädelspalten. Da galt es Leben oder Tod; wer den Feind nicht niederschlug, der wurde selbst auf die Planken gestreckt, und wer fiel, der stand nicht wieder auf. Kraft maß sich an Kraft, und Heldenmut rang mit Heldenmut. Wuchtig und zermalmend wie Asa-Thors Hammerschläge trafen Hamburger Hiebe auf die Stahlhelme der Likedeeler, und Blitzen gleich sprühten die Funken aus dem Eisen. Die Bunte Kuh stieg und sank mit den Wogen; bald tauchte sie ihre Hörner in die schäumende Flut, bald streckte sie sie hoch gen Himmel, daß sie im Sonnenglanze wie Silber blitzten. Aus ihrem offnen Maul floß der salzige Schaum des Meeres, ihr breiter Rücken färbte sich rot mit Blut, aus den Speigatten ergoß sich der rote Saft in die See, denn ein Schlagen war's nicht mehr auf Deck, sondern ein Schlachten!

Furchtbar und schrecklich wie der Würger Tod selbst wütete Störtebeker in den Reihen der Hamburger Streiter. Wohl ein Dutzend Gegner hatte er schon auf die Planken gestreckt; die Eisenkeule war ihm aus den Händen geschlagen, nun hieb er mit dem Schwerte drein, und wo er hintraf, da sprühten die Funken, da klafften blutrote Todeswunden.

Vergebens hatte Hermann versucht, sich durch den Haufen der Feinde Bahn zu brechen, um den Gewaltigen vor die Klinge zu bekommen. Er und Arnold von Hachede stritten auf dem Achterdeck, Störtebeker hingegen hielt vor dem Großmast sein fürchterliches

Gericht. Da schlossen sich die beiden Freunde dicht aneinander und hieben, vorwärtsschreitend, so grimmig um sich, daß die Feinde an die Bordwände zurückwichen und nicht mehr wagten, den unaufhaltsam Vordringenden den Weg zu verlegen.

„Ha!“ schrie Störtebeker mit schrecklicher Gebärde, „Nyenkerken, du treuloser Knabe, kommst du mir endlich vor die Klinge! Nun wehre dich, denn mich dürstet nach deinem Herzblut!“

Da pfiffen die Schwerter, da sprühten die Funken, und mit lustvollem Grausen blickten ringsum die Mannen auf den furchtbar grimmigen Kampf der beiden Gewaltigen. Störtebeker war der Stärkere, aber Nyenkerken zeigte sich gewandter und wußte sich vor den heißen Hieben seines Gegners trefflich zu decken. Aus seinem Schilde flogen die Splitter, Helm und Harnisch wurden ihm zerbeult und zerschroten; Schlag folgte auf Schlag und Blitz auf Blitz, aus den Spalten sprang das rote Blut und färbte die blanke Rüstung wie mit Rosen. Da reckte sich Störtebeker hoch auf und holte mit all seiner Riesenkraft zum Todesstreiche aus. Der Schlag traf, und Hermann sank in die Knie; vor seinen Augen wurde es Nacht. Zum letzten Hiebe holte der Ritter aus, aber ehe noch die Klinge niedersauste, packte Arnold ihn von hinten am Halse und riß ihn mit solcher Gewalt zurück, daß der Recke in schwerem Falle auf die blutigen Planken niederschlug.

„Stricke herbei!“ schrie Arnold und stemmte das Knie mit aller Kraft dem Halbbetäubten auf die Brust. Mehrere Ruters warfen sich dem röchelnden Riesen auf den Leib und suchten den wild um sich schlagenden niederzuhalten. Es war ein verzweifelter Ringkampf: allein was vermochte der eine Mann wider ein Dutzend Gegner auszurichten! Er wurde an Händen und Füßen gefesselt, und als seine Gesellen sahen, daß ihr Herr und Meister ohnmächtig dalag, entsank ihnen der Mut, sie warfen die Waffen fort und ergaben sich den Siegern auf Gnade und Ungnade.

Die Schlacht hatte ein Ende. Auch Marquard Preen, Pilgrimson und Wichmann waren überwunden und lagen gefesselt auf dem Schwan, der Haidschnucke und dem Isern Hinrik. Dagegen hatte sich Gödeke Michel und der Magister Wichbold heldenmütig

durchgeschlagen und waren dem schwarzen Verhängnis glücklich entronnen. Man sah ihre Segel in der Ferne, und Herr Nikolaus Schocke ballte hinter ihnen die Faust und rief: „Nur eine kurze Galgenfrist mag euch vergönnt sein, ihr wilden Seewölfe! Hamburg wird nicht rasten, bis es auch euch in den Fängen hat, wie den Obersten eurer vermaledeiten Sippe!“ —

27. Das Ende.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der großen siegreichen Schlacht bei Helgoland in der Stadt Hamburg und erregte in allen Häusern unermeßlichen Jubel. „Störtebeker ist gefangen, die Bunte Kuh bringt ihn nach Hamburg“, erzählte einer dem andern, und in aller Herzen war die Erwartung, den großen Seeräuber von Angesicht zu schauen, aufs höchste gespannt. Die Ratsherren legten ihre Amtsgewänder, Bürger und Bürgerinnen ihre Sonntagskleider an und begaben sich nach dem Hafen am Niederbaum, um die heimkehrende Flotte zu empfangen. Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge am Steinhöft und Kayen, und als dann die Schiffe auf dem Strom in Sicht kamen und die Hörner der Bunten Kuh im Sonnenschein erglänzten, da begannen auf allen Türmen die Glocken zu läuten und das Volk erhob in höchster Erregung die Arme und brach in ein donnerndes Jubelgeschrei aus.

An der Spitze der Flotte segelte die Bunte Kuh; Bürgermeister Nikolaus Schocke und Arnold von Hachede standen auf ihrem hohen Achterkastell, aber wo war der Kapitän Hermann Nyenkerken? Und warum wehte die rote Flagge nicht stolz über Topp? —

Eine Bewegung der Sorge und Angst ging durch die Menge — war Nyenkerken gefallen?

Siehe, dort standen seine Verwandten und Freunde ganz in der Nähe der Ratmannen: der Müller mit seinen Kindern, der alte Kapitän Jürgen, Paul Francke, der große junge Malermeister, und in seinem weißen Haar der bald achtzigjährige, ehrwürdige Schmiedemeister Eberhard Francke. Sie alle blickten mit ängstlich suchenden Augen nach der Bunten Kuh, und als sich nun bei der

Einfahrt der Flotte in den Hafen neuer Jubel erhob, stimmten sie nicht mit ein.

Die Schiffe legten an. Admiral Schocke und sein Kumpan Hermann Lange begrüßten den Bürgermeister Kersten Miles und den Rat und erstatteten Meldung über die große Schlacht und deren Ausgang. Sie hatten wohl Gutes und Schlimmes zu berichten, denn bald ging es wie Freudenschein, bald wie Trauer über die Gesichter der hohen Stadtväter.

Darauf trat der Bürgermeister an den Müller Nyenkerken heran und sprach zu ihm ein paar Worte. Schlupwächter drängten sich durch die Menge und holten Tragbahren herbei. Im Volke war es ganz still geworden, die Müllertöchter weinten — war ihr Bruder tot?

Siehe! da trug man ihn, in eine Decke gehüllt, von Bord der Bunten Kuh herbei und bettete ihn sanft auf die Bahre. Bürgermeister Kersten Miles legte selbst Hand mit an, und der ganze Rat sammelte sich um die Bahre und blickte trauervoll auf den bleichen Mann. Nein, Hermann Nyenkerken war nicht tot, aber so schwer verwundet, daß er von allem, was mit ihm vorging, nichts wußte. Ratsherren und Kapitäne hoben die Bahre auf und trugen den tapfern Führer der Bunten Kuh durch die in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrende Menge nach seines Vaters Haus. Dann folgte eine Bahre nach der andern, bis alle Verwundeten fortgeschafft waren.

Auf einen Wink des Bürgermeisters wurden nun von den Ruters die gefangenen Vitalienbrüder ans Land geführt. Als erster erschien Klaus Störtebeker, der hochragende, gewaltige Mann. Schrecklich sah er aus; der Helm war ihm vom Kopfe gefallen; wirr und wüst hingen ihm die Haare über die Stirn; das Antlitz war mit Blut befleckt, grimmer Haß loderte aus den mächtigen Augen; die Hände waren gefesselt, die Rüstung furchtbar zerhackt und beschmutzt; aber hoch trug er das entblößte Haupt, und der grimmige Mund murmelte Verwünschungen und Flüche wider Hamburg und seine Bewohner.

Ihrem Hauptmann folgten der holsteinische Edelmann Marquard Preen, Wichmann und Pilgrimson nebst siebzig ihrer Gesellen.

So ging der Zug unter Glockenläuten und wildem Geschrei der Volksmenge nach dem Rathause, in dessen dunklen Kellergewölben die gefangenen Räuber wohlverwahrt wurden. Schon am Tage darauf hielt der Rat Verhör über die Missetäter und verurteilte sie allesamt zum Tode durch Henkershand; doch sollte der Gerichtstag so lange hinausgeschoben werden, bis alle von ihren Wunden geheilt sein würden.

Und wie stand es um Hermann Nyenkerken? Sechs Wochen rang seine junge Kraft um das Leben, dann brach sie zusammen und seine reine Heldenseele schwang sich empor in das Reich des Lichtes, wo seine selige Mutter ihren Liebling erwartete, um ihn nach seines himmlischen Vaters hohem Hause zu führen. —

Drei Monate lagen die Vitalienbrüder in ihrem dumpfen Kerker. Störtebeker bot dem Rat unermeßliche Schätze, wenn er ihm die Freiheit gäbe. Eine goldene Kette, die um ganz Hamburg reichen sollte, wollte er schmieden lassen. Auch Frau Folka erschien in der Stadt, verschaffte sich Einlaß bei den Bürgermeistern und Ratmannen und bat und flehete um das Leben ihres Gemahles. Es war alles vergebens; nur eine Bitte wurde dem großen Räuberhauptmann gewährt: in voller Waffenrüstung und unter Pauken und Trompetenschall sollte er mit seinen Gesellen durch die Stadt zum Richtplatz schreiten dürfen. Und also geschah es am 10. Juni des Jahres 1401.

„Die Herren von Hamburg taten ihnen die Ehr',
Sie ließen ihnen Pfeifen und Trummen vorgahn."

Bewaffnete Bürger zu Pferde und zu Fuß geleiteten den Zug nach dem Grasbrook am Elbstrand, wo am Richtblock der Frohn Rosenfeld mit seinen Knechten schon der zahlreichen Opfer harrte. Nun, da keine Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens mehr vorhanden war, gewann Störtebeker seinen alten Trotz wieder und schritt in ritterlicher Haltung wie ein siegreicher Held unter den Augen der Volksmenge dahin. Wer ihn und seine Gesellen so fest und heiter nach den Klängen der Musik durch die Straßen ziehen sah, der hätte wohl glauben mögen: die trutzigen Mannen mit den wilden, verwegenen Gesichtern gingen nicht in den Tod, sondern zu einem Freuden- und Hochzeitsfeste.

So kamen sie auf den Grasbrook. Die Frohnknechte packten Störtebeker und warfen ihn auf den Block; hoch auf reckte sich der Scharfrichter Rosenfeld, das mächtige Schwert blitzte in der Sonne, ein furchtbarer Hieb — und das trotzige Haupt des gewaltigen Klaus Störtebeker rollte in den Sand. Da gellte ein markerschütternder Schrei aus der Volksmenge, und mit erhobenen Händen stürzte Frau Folka aus dem Haufen und wollte den Richtplatz betreten, wurde aber von den Schlupwächtern ergriffen und mit Gewalt fortgebracht.

Eine heiße Arbeit hatte der Frohn Rosenfeld; aber er war ein gewaltig starker Mann und führte keinen Streich vergebens. So heißt es in dem alten Liede:

„De Frohne, de heet Rosenfeld,
Haut aff so manchem wilden Held
Den Kopp mit kühlem Moote.
He hadde angeschnöörte Schoh,
Stunn bis an de Enkel in Bloote."

Als er seine furchtbare Arbeit vollbracht hatte, sammelten seine Knechte die Köpfe der Gerichteten und steckten sie längs des Stromufers auf hohe Pfähle — allen, die solches sahen, zum warnenden Beispiel. —

Kurze Zeit darauf wurden von Nikolaus Schocke, Hinrich Yennefeld, Simon von Utrecht, Werner von Ülzen und Arnold von Hachede, der die bunte Kuh führte, auch Gödeke Michel und Magister Wichbold in einer heißen Schlacht an der Mündung der Weser besiegt und gefangen nach Hamburg gebracht. Da erhielt der Frohn Rosenfeld frische Arbeit, und zu den verwitterten Köpfen Störtebekers und seiner Gefährten gesellten sich nun die Häupter der alten Brüder: wie sie einst im Leben zu einem Bunde gehört hatten und ein Schrecken der Menschheit gewesen waren, so jetzt auch noch im Tode. In den Hansastädten aber sang späterhin das Volk:

„Hamburg, Hamburg, des geb' ich dir den Preis,
Die Seeräuber werden es nun weis,
Um deinetwillen mußten sie sterben.
Des magst du von Gold eine Krone tragen,
Den Preis hast du erworben."

* * *

Klaus Störtebeker, Gödeke Michel und ihre Getreuen hatten ein Ende mit Schrecken genommen, das hielt aber die dem schwarzen Verhängnis glücklich entronnenen Likedeeler nicht ab, sich von neuem zu sammeln und — im Bunde mit den eidbrüchigen friesischen Häuptlingen — den Hansaschiffen aufzulauern, mit bewaffneter Hand sie zu kapern und die Beute zu teilen. Da erwarb Hamburg von Jürgen Nyenkerken die bunte Kuh, übergab das gute Schiff dem tapferen Simon von Utrecht und sandte diesen mit einer starken Kriegsmacht aus, den Räubern samt ihren Schirmherren, den friesischen Häuptlingen, ihr schnödes Handwerk gründlich zu legen.

Und Herr Simon zeigte sich seiner großen Aufgabe gewachsen: er schlug die Feinde zu Wasser und zu Lande, befriedete die See, brach die Raubburgen Ostfrieslands, nahm die aufrührerischen Häuptlinge gefangen und stellte ihr Land unter die Botmäßigkeit Hamburgs. Nun war die Macht der Vitalienbrüder gebrochen, die Kauffahrer der Hansa konnten wieder ungefährdet über die Meere fahren, und Handel und Wandel nahmen einen neuen Aufschwung. Die Stadt Hamburg entwickelte sich bald zu hoher Blüte, und in ihrem Glück vergaß sie des Dankes nicht: Herr Simon von Utrecht wurde in den Rat aufgenommen und später sogar zum Ehrenbürgermeister erwählt. Das war die höchste Würde, die die Stadt verleihen konnte; Sänger verherrlichten Simons Taten in Liedern und priesen ihn gar als den Herrn der bunten Kuh und Besieger Störtebekers.

So wurde Hermann Nyenkerken im Volke vergessen. Aber seine Freunde vergaßen ihn nicht; sie schmückten sein Grab mit den schönsten Blumen, und alljährlich am Pfingstmorgen kam eine junge Frau mit goldig schimmernden Haaren auf den Kirchhof, legte einen Fliederstrauß auf den Hügel des toten Helden, kniete nieder und benetzte die Blumen mit heißen Tränen. So sah sie einst Paul Francke, und der Meister schüttelte den Kopf und murmelte vorwurfsvoll: „Hilde, unglückseliges Weib, wie konntest du nur deinen edeln Bischof verstoßen und an seiner Statt dem dicken Bierbrauer deine feine Hand reichen? Hatte das schnöde Gold dir Augen und Herz verblendet? Nun weinst du, arme Hilde, aber deine Tränen wecken den toten Freund nicht auf! Nie wieder wirst du in seine

sonnigen Augen schauen, nie wieder mit ihm über die blaue Alster fahren; der Kinderbischof ist tot, aber der große Seeheld Hermann Nyenkerken, Störtebekers Bezwinger, soll zu neuem Leben auferstehen, dafür werde ich sorgen!"

Und Paul Francke hielt Wort; herrliche Bildwerke schuf seine Meisterhand, Bilder von solcher Schönheit und Pracht der Farbe, wie man sie in Hamburg und ganz Niederdeutschland noch nie gesehen. Sein größtes Werk war eine Altartafel für die Kapelle der Englandfahrer-Gesellschaft in der St. Johanniskirche. Da schildert der Meister Leben und Leiden des heiligen Thomas von Canterbury, des Schutzpatrons der Englandfahrer. In dem Antlitz des Bischofs, der auf einem Schimmel seinen Verfolgern entrinnt, erkannte man die edeln Züge Hermann Nyenkerkens; die grimmen Feinde des Heiligen aber glichen den Vitalienbrüdern, wie sie durch die Straßen Hamburgs nach dem Grasbrook marschiert waren.

So hat Meister Francke seinem Freunde unsterbliches Leben verliehen; denn heute noch, nach 500 Jahren, hängen die Bilder in der Kunsthalle zu Hamburg und werden von der reichen Hansastadt am Elbstrome als ihr kostbarster Schatz gehegt. —

Gedruckt bei A. Heine G. m. b. H., Gräfenhainichen.

2.85

